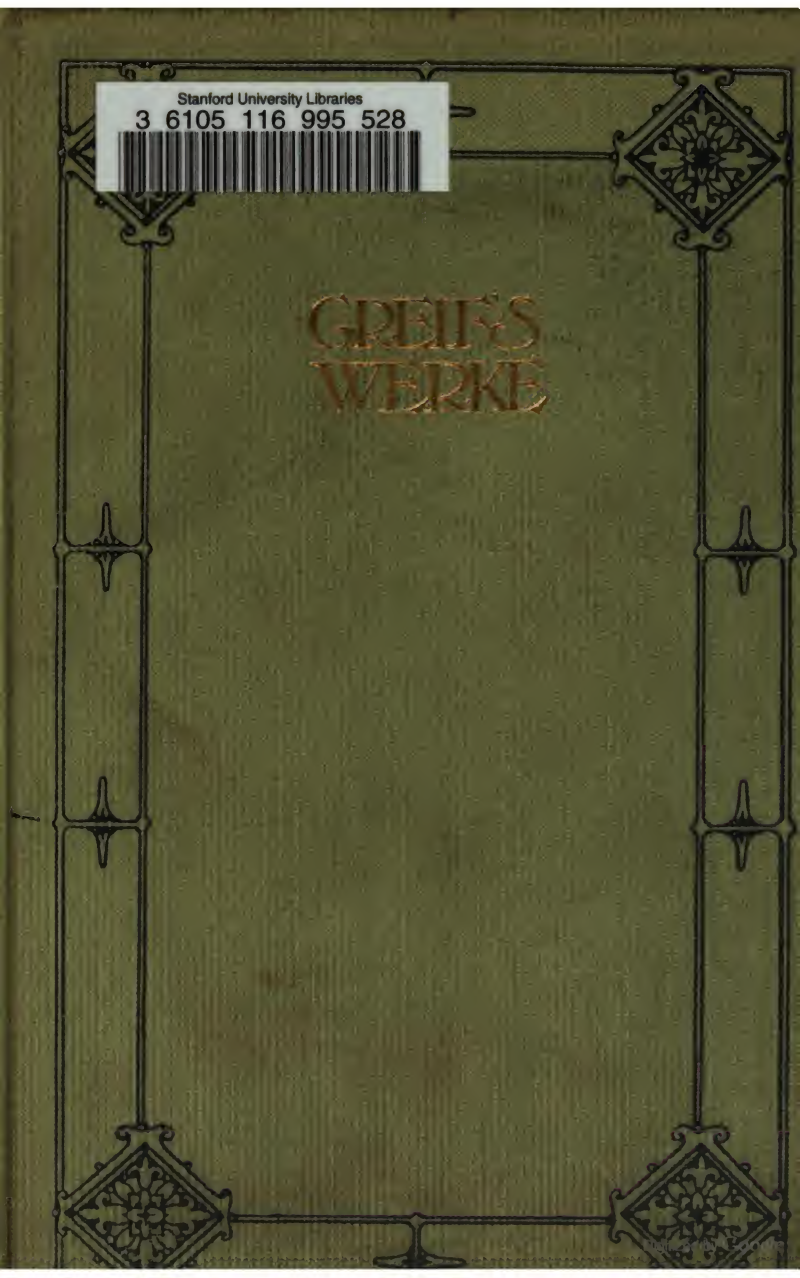
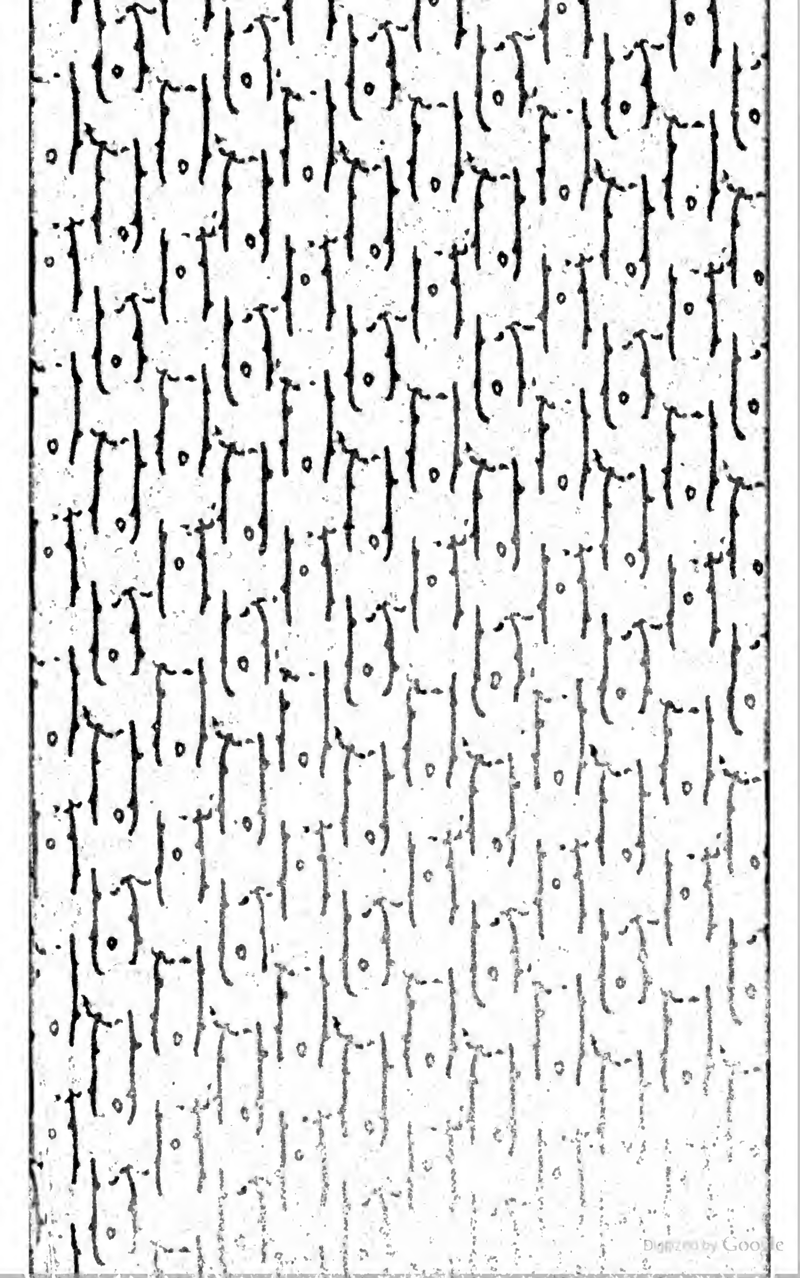

GREIFS
WERKE





Martin Greifs
Gesammelte Werke.

Zweite,
durchgesehene und stark vermehrte Auflage.

Fünfter Band.

Nachgelassene Schriften.

Selbsterlebtes — Novellen — Skizzen.



Leipzig,
C. F. Amelangs Verlag.
1912.

Martin Greifs
Nachgelassene Schriften

Selbsterlebtes
Novellen — Skizzen.

Herausgegeben
von
Wilhelm Kosch.



Leipzig,
C. F. Amelangs Verlag.
1912.

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.



Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit
der durchlauchtigsten Frau

Gisela

Prinzessin von Bayern
Erzherzogin von Österreich

der hochherzigen Gönnerin des entschlafenen Dichters

in tiefster Ehrfurcht

Der Herausgeber

Zum Geleite.

Eine schöne, aber traurige Pflicht erfüllt der Herausgeber dieses Bandes. Er veröffentlicht darin nachgelassene Schriften eines Dichters, der ihm nicht nur der begeistert verehrte Meister, sondern nicht minder, trotz der Jahre Abstand, der liebevollste Freund gewesen ist.

Martin Greif hat jetzt nach seinem Tode noch mehr als zu Lebzeiten das Recht darauf, in seinem Besten und Schönsten bewundert, aber auch nach seinen Schwächen und Schattenseiten kritisch geprüft zu werden. Sein literarischer Nachlaß gibt Anlaß zu beidem.

Die folgenden Aufsätze und Erzählungen wollen die Entwicklung des Prosaschriftstellers vor Augen führen und erscheinen daher innerhalb der einzelnen Gruppen chronologisch geordnet. Die erste Gruppe der im vorliegenden Band vereinigten nachgelassenen Schriften umfaßt „Selbsterlebtes“ und stellt gleichzeitig die Reihenfolge der Entstehung dar. Die abenteuerliche „Fahrt nach Spanien“ hat Greif zuerst niedergeschrieben, im folgenden Jahre den jedoch weitaus früher erfolgten „Besuch bei Friedrich Rückert“ geschildert, im glorreichen Jahre 1870 seine „Deutschen Fahrten“ begonnen und erst im späten Alter seine Erinnerungen „Aus meiner Jugendzeit“ aufgezeichnet. Er hatte die Absicht, sein Leben bis zur Erlangung seiner dichterischen Eigenart darzustellen. Da nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Vier Notizbücher enthalten, vielfach ein unentwirrbares Bleistiftgekritzel des halbblinden Spaziergängers und Reisenden, Ansätze dazu. Sie reichen bis in seine Wiener Zeit. Über der Niederschrift dieser Aufzeichnungen ist er gestorben. Und es fragt sich noch, ob man wenigstens einige Bruchstücke daraus wird veröffentlichen können. Die zweite Gruppe bilden die beiden Novellen „Goethe und Therese“ und „Die Mormonen in Dublin“, die dritte bilden die „Skizzen“.

Ist auch die Entstehungszeit nicht immer genau festzustellen, so bietet uns doch der erste Druck jeweils einen Anhaltspunkt; denn Greif, der lange und oft auf den Ertrag seiner literarischen Tätigkeit angewiesen war, ließ in der Regel seine Prosa sofort in die Druckerei wandern, kaum daß die Tinte der Handschrift trocken war.

Der Greis kehrt gern dahin zurück, von wo der Jüngling

ausgegangen ist. Und so schließt sich oft mit dem Ring des Lebens auch der des Schaffens. Den unbeholfenen, langatmigen, ringenden Stil Friedrich Hermann Freys, wie Greif nach seinem Vater hieß, glauben wir in den oft nur mühsam aneinandergereihten Sätzen des alten kranken Autobiographen wiederzuerkennen. Welche Frische und Ursprünglichkeit dagegen atmet aus seinen „Deutschen Fahrten“! Welche Anmut und Spannung erregende Kraft blitzt in seinen „Mormonen in Dublin“ auf! Wie tief sitzt ihm der Schalk im Nacken, wenn er als Humorist die Feder führt!

In die Zeit seiner Halbreife führt uns die Novelle „Goethe und Therese“.

Ich erinnere mich deutlich des Tages, an dem mir Greif seine mit sechsundzwanzig Jahren verfaßte Jugendnovelle „Goethe und Therese“ zu flüchtiger Durchsicht vorlegte und daran die Frage knüpfte, ob jene Dichtung wohl wert sei, in die damals bevorstehende Neuauflage seiner „Gesammelten Werke“ aufgenommen zu werden. Mein bescheidenes Urteil lautete ohne Einschränkung zustimmend. Leider gestatteten Umfang und Anlage der „Gesammelten Werke“ einen Wiederabdruck damals noch nicht. Doch teilte mir Greif für meine 1907 erschienene Schrift „Martin Greif in seinen Werken“ (2. Aufl., Leipzig 1909) folgendes mit:

„Die Briefe, die Ehrmann (der Held der Novelle und Greifs Urgroßvater) von Goethe besaß, verbrannte jener mit seiner übrigen Korrespondenz noch zu Lebzeiten. Nur weniges, darunter Blätter, die wohl den Entwurf zu einem von Ehrmann verfaßten Roman gebildet hatten, aber von der Familie des Verstorbenen als Tagebücher aufgefaßt wurden und jetzt verschollen sind, blieben über seinen Tod hinaus erhalten. Tatsache ist, daß Ehrmann infolge eines Zweikampfes mit einem französischen Offizier, den er wegen eines Liebeshandels gefordert und erschossen hatte, Straßburg verlassen mußte, und daß ihm Goethe zur Übersiedlung nach Frankfurt am Main, wo er später ein überaus geschätzter, doch auch durch seine exzentrischen Absonderlichkeiten nicht minder weithin bekannter Arzt wurde, behilflich war.“

Aus dieser Episode gestaltete Greif an der Hand jener romanhaften Aufzeichnungen eine köstliche, lebensvolle, plastische Dichtung, die technisch und stilistisch an Goethes „Dichtung und Wahrheit“ erinnert, dessen Einfluß wir auch in den Erinnerungen „Aus meiner Jugendzeit“ und „Ein Besuch bei Friedrich Rückert“

wahrnehmen können, und in ihrer trotz mancher jugendlichen Unbeholfenheit und weitschweifigen Breite reizvollen Harmonie mit Mörikes Meisternovelle „Mozarts Reise nach Prag“ fast schon in eine Reihe zu stellen ist. Formell haben wir eine potenzierte Rahmenerzählung vor uns, die stofflich stark von Mystizismus, Somnambulismus und den verschiedensten anderen romantischen Motiven beeinflußt erscheint, mit lyrischen Einlagen, aus denen wiederum Greifs Vorliebe für das Volkstümliche offenbar wird.

Der Stoff selbst ist fesselnd genug, auch wenn wir von der sicheren, bereits die Klaue des Löwen verratenden Gestaltung absehen. Goethe, Ehrmann, Therese stehen leibhaftig vor uns da. Lächelnd tritt der berühmte Arzt Lobstein, der in Herders Leben eine so wichtige Rolle spielt, in den übermütig-tiefsinnigen Freundeskreis. Die unglückliche Marie Antoinette hält ihren Einzug auf französischem Boden, von Straßburg gefeiert und umjubelt. Und im Hintergrund erhebt der königliche Münsterbau den stolzen Turm, den Goethe mit seinen Freunden besteigt, um die geschmückte Gegend überschauen zu können. Inmitten dieser großen Menschen, Bauten und Ereignisse, in die schon ahnungsvoll die gewitterschwangere Zeit ihre Schatten wirft, das tragische Schicksal der schönen Therese, das bezaubernde Idyll im Hause des Registrators Köster, dieses ergötzlichen Sonderlings mit den hundert Kanarienvögeln, endlosen Bücklingen und lächerlich gelehrten Vorträgen im Konversationston! Und endlich seine Haustochter Dorothea! „Es war das anmutigste Geschöpf von der Welt, mittelgroß, in deutscher Tracht, mit blauen Augen, munterem Gesicht, die blonden Haare in aufgewundene, mit einer großen Nadel festgesteckte Zöpfe geflochten, mit einem Wort ein echt deutsches Bürgermädchen.“

Von Straßburg begeben wir uns ins französische Lager. Deutsche und Franzosen, Individuen und Massen, Männer und Frauen, alle Geschlechter, eine Fülle von Gestalten und Gesichtern weiß der Dichter zu charakterisieren, so daß wir, von seiner Kunst festgebannt, völlig vergessen, wie man etwa heute schreibt. Ein großer, getragener, wahrhaft epischer Stil wechselt mit knappen Sätzen, je nachdem die Stimmung es erheischt. Der Erzähler gibt diese Stimmungen, er gibt die Situationen, die Charaktere in ihren feinsten Schattierungen wieder. Seine Sprachtechnik befähigt ihn dazu.

Greif war eine durchaus romantische Natur. Sein Sinn stand nach Abenteuern. Je geheimnisvoller sie waren, um so mehr reizten sie ihn, sie mitzumachen, Wagnisse zu bestehen, Rätsel zu lösen, nicht nur auf dem Papier. Schon sein autobiographisch wertvoller Reisebericht aus Spanien, wohin er das vermißte Nürnberger Ehepaar Hoffmann suchen ging, der seinerzeit viel Staub aufgewirbelt hat, beweist es uns. Aber den Gipfel seiner Erzählungskunst, wenn wir von den kleinen Kabinettstücken seiner humoristischen Tageslaune absehen, erreicht Greif doch erst in der spannenden Novelle „Die Mormonen in Dublin". Wieso er auf diesen mysteriös erotischen Stoff kam, vermag ich noch nicht anzugeben. Im späteren Leben war der strenge Mann nicht allzugut auf die Novelle zu sprechen. Ganz mit Unrecht! Denn gerade die keusche Art und Weise, mit der hier die heikelsten Probleme behandelt werden, ist bewundernswert, sie ist ebenso weit entfernt von einer Profanierung echter Religiosität wie Verletzung altüberlieferter Sitte. Schärfer als in „Goethe und Therese" scheinen die Charaktere herausgearbeitet, erst langsam, aber mit elementarer Gewalt, zuletzt fast dramatisch schreitet die Handlung vorwärts. Hier braucht der Leser keine Geduld mehr, wie für andere frühere Versuche Greifs in Prosa, selbst noch für seinen „Besuch bei Friedrich Rückert". Hier muß er vielmehr der Neugier Einhalt gebieten, so packend wirkt der Rede Fluß. Auch in den „Mormonen in Dublin" finden wir lyrische Einlagen, darunter das Lied „Größer kein Herzeleid ..." in alten Fassungen. Sie helfen den romantischen Charakter der gleichwohl äußerst realistischen Novelle verstärken.

Wir können es nur beklagen, daß der Dichter nach einem so vortrefflichen Anfang darauf verzichtet hat, als Erzähler denselben Ruhm zu erwerben, den er bald als Lyriker errang.

Greif als Kriegsberichterstatter aus der glorreichen Zeit von 1870/71 bildet ein Kapitel für sich. In den „Deutschen Fahrten" kommt sein feuriger deutschnationaler Patriotismus zu Wort, aber nicht minder wieder seine mitleidsvolle Herzensgüte, seine unermüdliche Wanderlust, sein selbst unter Tränen lächelnder Humor. Diesen freilich offenbaren uns am reinsten einige seiner „Skizzen".

Greifs humoristisch gefärbte Studien und Skizzen begnügen sich nicht damit, einem eine ergötzliche Stunde zu bereiten, sie greifen ins innerste Leben und Treiben süddeutscher Kultur, sie bilden einen wichtigen Beitrag zur Volkskunde überhaupt.

Ich mußte darauf verzichten, alle humoristischen Skizzen Greifs herauszugeben, aber schon aus der hier dargebotenen Kostprobe läßt sich erkennen, wie stark die Portion Mutterwitz war, mit der unser angeblich weltfremder Poet seine Zeit und Umgebung zu betrachten wußte. Weltfremd wurde Greif erst gegen Ende seines Lebens.

Die vorliegende Ausgabe ist nicht nach den Grundsätzen einer historisch-kritischen hergestellt worden. Die Kürze der Zeit und der Plan der Gesamtausgabe von Greifs Werken, der dieser Band angereiht wird, veranlaßten den Herausgeber, sich mit einer bloßen Textrevision zu begnügen, wofern es sich um bereits gedrucktes Material handelte. In allen anderen Fällen wurde die Handschrift in ihrer letzten Fassung dem Druck zugrunde gelegt. Doch erscheinen auch die bereits früher veröffentlichten Stücke insofern in Einzelheiten verändert, als der Verfasser spätere Korrekturen angebracht hat. Ein einziges Mal empfahl sich jedoch eine Ausnahme. Die Novelle „Goethe und Therese" nämlich, die 1871 in den „Breslauer Hausblättern" unter dem Titel „Vergessene Tage. Eine Straßburger Geschichte. Von Andreas Griffius" in einer Umarbeitung neuerdings an die Öffentlichkeit kam, nahm der Dichter einige Zeit vor seinem Ableben nochmals vor, und zwar den ersten Druck, ohne ihn jedoch wesentlich zu bearbeiten. Diese vom Dichter durchgesehene erste Fassung wurde nun seinem Willen entsprechend in den vorliegenden Band aufgenommen. Übrigens ließ erst vor kurzem (1911) die „Schlesische Volkszeitung" als Erbin und Rechtsnachfolgerin der „Breslauer Hausblätter" die zweite Fassung („Vergessene Tage") in ihrer Sonntagsbeilage neu drucken, so daß schon aus diesem Grunde die Veröffentlichung der Novelle in ihrer ursprünglichen Gestalt der Greifgemeinde und der wissenschaftlichen Forschung willkommen sein dürfte.

Auf die Interpunktion hat Greif als Prosaschriftsteller nie sonderlich geachtet. Es zeigt sich das selbst in denjenigen Beiträgen, die handschriftlich im Original erhalten blieben. Das sind von denen des vorliegenden Bandes „Aus meiner Jugendzeit" und die ungedruckten Feuilletons der „Deutschen Fahrten". Die Interpunktion erscheint daher ebenso wie die Rechtschreibung den modernen Regeln angepaßt. Der nicht im Original erhaltene Inhalt des Bandes wurde aus teilweise verschollenen Zeitschriften und Zeitungen mühsam zusammengestellt. Darüber

klären die Vorbemerkungen zu den einzelnen Stücken auf. Erläuternde Fußnoten wurden dann hinzugefügt, falls es das bessere Verständnis des Textes unbedingt erforderte. Versehen und Druckfehler der Vorlagen wurden stillschweigend von mir berichtigt. Die zahlreichen Bavarismen dagegen (z. B. nicht so fast [= nicht so sehr S. 231, 235], Zwirchgewölbe [= Quergewölbe S. 247], übrig reich [= unnötig reich S. 272]) beibehalten.

Nur die weitaus kleinere Hälfte des Greifschen Nachlasses wird hiermit der Öffentlichkeit übergeben. Die Jugenddramen des Dichters sollen überhaupt nie gedruckt werden. Die nachgelassenen Gedichte dagegen hat der Dichter großenteils zur Aufnahme in die nächste Neuauflage der Gesamtausgabe bestimmt. Aber Greifs Erinnerungen an Adolf Bayersdorfer, Julius Knorr, A. J. Altenhöfer und viele andere, seine zahlreichen Reisebilder aus Nord und Süd, seine literarischen Charakteristiken, seine Aufsätze über bildende Künstler und Kunst, seine Abhandlungen über das moderne Drama, seine größeren Besprechungen harren noch der Auferstehung. Möge der Absatz des vorliegenden Bandes so befriedigend ausfallen, daß ein zweiter gewagt werden darf!

Die nachgelassenen Handschriften Greifs, die an ihn gerichteten Briefe usw. gehören der Münchner Universitätsbibliothek und dürfen erst fünfzig Jahre nach seinem Tod der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden.

Viele treue Freunde sind dem Dichter bis zur letzten Stunde zur Seite gestanden und haben auch nachher sich um ihn verdient gemacht. Alle kann der Herausgeber nicht nennen. Derjenigen aber muß er gedenken, die mehr taten, als Freundespflicht erheischte: der Testamentsvollstrecker Rechtsanwalt Anton Globerger in Miesbach und Dr. Richard Wedel in München und des Stadtverwalters Anton Schluifer in Kufstein, der die Förderung des ersten Martin-Greif-Denkmals werktätig bereits begonnen hat.

Freundliche Hinweise verdankt der Herausgeber dieses Bandes den Herren Dr. Wilhelm v. Borscht, Oberbürgermeister, Fritz Erlenmeyer, dem Neffen des Dichters und Vertreter der Erben, Dr. Eugen Kilian, Oberregisseur am Hoftheater, sämtlich in München; Dr. Max Koch, Professor an der Universität Breslau; Karl August Krauß in Speyer; Dr. Franz Muncker, Professor

an der Universität und Dr. Erich Petzet, Bibliothekar der Hof- und Staatsbibliothek in München; schließlich dem Vorstand des Historischen Museums in Speyer. Herr Professor Dr. A. Becker in Zweibrücken hat die Korrekturen für den Beitrag „Aus meiner Jugendzeit" mitgelesen und manche Anmerkung ergänzt. Noch größerer Dank freilich gebührt Herrn Professor Dr. Julius Sahr in Gohrisch, der dem Dichter Freundschaft über den Tod gehalten hat, indem er den schwer kranken Herausgeber während der Drucklegung in der opferwilligsten Weise durch Rat und Tat unterstützte.

Über Ersuchen des Herausgebers hat der langjährige nahe Freund des Verblichenen Anton Schluifer, in dessen Armen Martin Greif gestorben ist, seine Erinnerungen an des Dichters letzte Tage niedergeschrieben. Der Bericht folge in seiner ergreifenden Schlichtheit ungekürzt:

„Seit Neujahr 1911 hatten wir keinen Brief mehr gewechselt. Greif war krank, und ich ließ es anderen über, ihn mit Schreiben zu ‚erfreuen'. Er war stets peinlich gewissenhaft und meinte, jedem antworten zu müssen.

Wie erschrak ich aber, als am 22. Februar ein Brief einlangte, der gleich mit folgenden Worten begann: ‚Es geht mir recht schlecht', und der in seinem weiteren Inhalte mir die traurige Gewißheit gab, daß es um den armen Freund wirklich recht schlecht stand.

‚Ich habe mir nun gedacht,' so schrieb er weiter, ‚ob mir keine Aufnahme in Euer vorzügliches Krankenhaus gewährt werden könnte, natürlich gegen vollen Erlag der üblichen Kosten. Ich werde seit kurzem massiert, was ich gewiß auch dort fortsetzen könnte. Die gesunde Gebirgsluft und Waldesnähe würden mich dazu auch kräftigen helfen.'

Greif hat mir später auf seinem Krankenbette erzählt, was ihn besonders auch dazu bewog, nach Kufstein zu gehen: es war die Hoffnung, neben aufmerksamster Pflege auch Ruhe zu finden, die er in München nicht gehabt hätte, und dann war er nicht mehr imstande, selbst in seine hohe Bettstätte zu steigen, die er als Erbstück seiner Mutter in Ehren hielt.

Es braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden, daß wir Kufsteiner stolz waren, den kranken Dichter pflegen zu dürfen.

Todkrank langte Martin Greif in Begleitung seines einstigen Quartierherrn Hartinger in Kufstein an und wurde gleich in sein sonniges freundliches Zimmer im Krankenhause gebracht, das er bis zu seinem Tode nur einmal verließ.

Es war zehn Tage vor seinem Tode, als ihm Schwester Cosma erzählte, daß ein Kind nach langem Leiden gestorben sei und im Korridor aufgebahrt liege. Da kam Leben in den kranken schweren Körper des Dichters; energisch verlangte er, angekleidet zu werden, und getragen von den Dienern und Schwestern trat er mit einem Blumenstrauß in der Hand, den ihm seine treue Schülerin und Freundin Johanna v. Miller tags zuvor gesandt, an die Leiche des Kindes heran, legte die Blumen auf die Brust desselben und schaute mit seinen großen schönen Augen lange in das bleiche Engelgesicht. Die Anstrengungen dieser ‚Tour‘ hatten ihn körperlich geschwächt; aber als ich meinen Vormittagbesuch machte, da erzählte er mir eifrig von dem Erlebnis, das ihn tief ergriffen hatte.

Liebe Besuche treuer Freunde und Verehrer, die Widmung der Prinzregentenmedaille, die ehrenden Nachfragen des Prinzregenten, des tirolischen Statthalters und hoher bayerischer Würdenträger nach dem Befinden des Dichters, die vielen Blumengrüße aus Kufstein und von auswärts waren seine letzten Freuden.

Am 11. März frühmorgens wurde ich dringend ins Krankenhaus gerufen. Greif empfing mich sehr lebhaft und teilte mir mit, daß ihn ein von seinem Freunde und Gönner Ferdinand v. Miller gesandtes Bild der von letzterem modellierten und gegossenen Statue des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach nachts zu einem kleinen Gedichte Stimmung verschafft habe, und er bat mich, es nach seinem Diktat in sein Notizbuch einzuschreiben und eine Abschrift an den ‚Berliner Lokalanzeiger‘ zu senden, weil ja Otto von Wittelsbach schon an ein gemeinsames deutsches Vaterland dachte, daher nicht nur für Bayern ein bedeutungsvoller Mann war.

Seine Leiden vermehrten sich von Tag zu Tag unsäglich, und furchtbar waren stets die Nächte für ihn und seine Pflegerinnen.

Als München von dem nahen Ende des Dichters erfuhr, da regnete es Telegramme und Blumen und Wünsche auf sein Krankenlager nieder, und als ich in seiner letzten Lebenswoche

mit einer Hand voll Depeschen und Briefen aus allen Gegenden vor sein Lager trat und ihm, der mit dem Leben schon abgerechnet hatte, kurz Namen und teilweisen Inhalt mitteilte, da schaute er mich mit tränenerfüllen Augen an, und mit Aufgebot der letzten Kraft sprach er die letzten Worte aus geschwollenem Munde: ‚Viel Liebe!‘

Am frühen Morgen des 1. April, am Geburtstage Bismarcks, den er so oft und so warm als Heros des deutschen Volkes besungen hatte, flog seine Seele himmelwärts."

Martin Greif starb im angestammten Glauben seines Elternhauses, am ehesten ein Geistesverwandter von Adalbert Stifter, der in einer benachbarten Landschaft, in einem ähnlichen Milieu zu Hause war. Beide kannten den Streit der Konfessionen nicht und ebensowenig den der politischen Parteien. Die leidenschaftlich erregten Gesten der Tageskämpfer waren ihnen widerwärtig. Sie galten vielen auf der Rechten für zu liberal, vielen auf der Linken für zu konservativ. Sie waren ganz nach innen gekehrte, einsiedlerische Menschen. Sie hingen am alten Hausrat wie an jeglicher Überlieferung aus alter Zeit. Ihre Jugendgeliebten starben früh dahin. Sie beugten demütig das Haupt vor dem unerforschlichen Schicksal, vor dem Willen des Herrn. Sie schauten im Kleinen das Große, im Unscheinbaren das Erhabene, im Vergänglichen das Ewige. Über alles freilich ging beiden die Natur. Verehren wir in Stifter den anerkannten Klassiker der Naturschilderung in ungebundener Rede, so ist Greif der größte Naturlyriker der neuesten Zeit. Selbst in seiner Prosa werden wir von dieser Eigenschaft mehr als einen Hauch verspüren.

Czernowitz, im März 1912.

Wilhelm Kosch.

Inhalt.

Selbsterlebtes.

Fahrt nach Spanien.

Zum erstenmal veröffentlicht im Nürnberger „Korrespondenten“ (1865).

F (Albacete, 5. Nov.).

Es ist ein hohes, weißgetünchtes, großes, mit sechs Strohstühlen, einem Tische, eisernem Waschgestelle, Wandschranke, Spiegel und zwei großen gleichfalls eisernen Bettstellen möbliertes Zimmer, in dem ich eben elf Uhr nachts sitze und diesen traurigen Bericht abfasse; in dem Bette, das, frisch überzogen, mir heute Nachtruhe gewähren soll, starb Luise Hoffmann; das andere ohne Wäsche diente unserem Freunde gewiß nicht als Ruhebett in der Nacht vom 26. auf den 27. August. Sie mögen sich denken, wie es in dem Herzen dessen beschaffen sein mag, der diese späte Stunde dazu benutzt, hier den trauernden Freunden im fernen Vaterlande Nachricht zu geben über das nunmehr aufgehellte Schicksal der seit zwei Monaten Verschollenen. Unten im Hause lärmt und singt man zur Gitarre, so daß ich fast verwirrt werde in meiner einsamen Arbeit und mich, wohl mit Unrecht, in diesem tollen Weltgetriebe beunruhigt und gekränkt fühle, daß man so nahe einer Stätte jubeln und sich freuen kann, die für mich voll der trübsten Erinnerungen ist. Vor mir steht ein Blumenstrauß, großenteils mit wilden Rosen gewunden, den man mir, als ich heute früh von Novelda hierher fuhr, an einem dicken Rohr in den Waggon gereicht, und den ich sofort als ersten Blumenschmuck der teueren Gräber, wenn ich sie ermitteln sollte, bestimmte. Denn daß beide hier in Albacete gestorben, war mir bereits gestern abend fast zur Gewißheit geworden. Doch ich tue besser, vom Anfange meiner Reise allmählich die hauptsächlichsten Erlebnisse zu verzeichnen, damit alle, die sich

Der Nürnberger „Korrespondent“ brachte 1865 folgende Notiz: Der Bericht des Herrn Leutnant Frey aus Spanien ist uns am 12. d. Mts. zugegangen, und wir beeilen uns, ihn in nachstehendem unseren Lesern mitzuteilen. — Zur ersten Fortsetzung fügte die Redaktion eine Fußnote hinzu: Es ist Vorsorge getroffen worden, daß von jenen Nummern unseres Blattes, welche diesen Bericht enthalten, eine größere Anzahl in der Expedition des „Korrespondenten“ vorrätig ist. Die Mitteilungen mußten also großes Aufsehen erregt haben. — Über L. Hoffmanns Leben und Werke und dessen Tod in Spanien verbreitet sich ein besonderer Bericht, im Nachlaß des Dichters vorhanden. L. Hoffmann war Gymnasialprofessor und Vorstand des Literaturvereins in Nürnberg. Er machte im Sommer 1865 mit Frau eine Reise nach Spanien und galt seitdem als verschollen.

um den Verlauf meiner Unternehmung interessieren, ein kleines Bild ihres Fortganges gewinnen, und es denen, die darüber erstaunt sind, daß so viele Wochen verstreichen konnten, ehe man ein Resultat erzielt, wohl vor Augen geführt werde, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren. Es war am 24. Oktober, als ich gegen Abend in Zürich ankam und durch Perfall*) in einen Gasthof empfohlen wurde, der in unmittelbarer Nähe des Ästhetikers Professor F. Vischer**) liegt. Von demselben bald darauf auf das freundlichste aufgenommen, verbrachten wir zusammen im Wirtshause zum Gambrinus mehrere Stunden, und es wurde mir in der Folge ein nicht geringer Sporn zu unablässiger Tätigkeit, als der patriotische Mann mich noch beim Abschiede an der Haustüre aufforderte, einen Beweis zu liefern, daß die Deutschen, wenn auch zu Hause oft uneins, unter fremden Nationen nur ein Volk von Brüdern darstellen und für einander einstehen in Unglück und Gefahr. Unter abwechselndem Regen und Sonnenschein gelangte ich des anderen Abends über Bern nach Genf, nachdem ich ebenso an der Kette der Berner Alpen mit der Jungfrau inmitten als an den Gestaden des Genfer Sees Aug' und Herz erquickt. Wenn wir, vom Vaterlande frisch geschieden, soeben anfangen, uns in der Fremde zu fühlen, bedarf es lieblicher oder erhabener Landschaften und Umgebungen, um uns jenes Gefühl überwinden zu helfen, das wir nicht schüchtern zu bekennen brauchen: das Heimatweh. Der See, an dem wir vor Lausanne in harter Nähe hinfuhren, von den letzten Strahlen des Tages beleuchtet, nachdem er strichweise uns von Wolken und Nebel verhüllt gewesen, bot ein Bild des Friedens, der Größe und Einsamkeit dar, daß es nur noch übrigblieb, im Geiste sich zu den drei großen Männern zu versetzen, die hier gewohnt und gewirkt, um, die Angst des Irdischen von sich geworfen, in wahrer Reinigung der Seele sich ganz den Grundgefühlen des Daseins hinzugeben, die, wie die ineinander webenden Elemente, die Einheit des Alls in seinen Atomen oder, um mich menschlich-egoistisch auszudrücken, der Natur mit den Menschen verkünden. Die Berge des gegenüberliegenden savoyischen Ufers blickten ernst und rauh auf unser

*) Karl Freiherr von Perfall, Komponist, seit 1864 Hofmusikintendant in München.

**) Friedrich Theodor Vischer, seit 1855 Professor am eidgenössischen Polytechnikum (bis 1866).

liebliches, rebenbepflanztes Gestade; das Gewölk und der hereinbrechende Abend erhöhten ihre Düsterheit, und nur das aus den aufsteigenden Nebeln matt hervorblickende rote Gewinde, das über ihre Mitte hinzog, und das nichts anderes war als das unermeßliche welke Laub der vom Herbste entblätterten Wälder, brachte etwas Farbe in diese dunkel-trübe Fernsicht. Der Verabredung gemäß hatte ich in Genf haltzumachen, um allenfallsige Nachrichten von Wichtigkeit mitzunehmen, daher ich hier übernachtete und, nachdem ich des andern Morgens vergebens nach Depeschen gefragt, mir Childe Harold kaufte und an den Hafen ging, den Anblick des tiefblauen Sees und der mächtigen Gebirge in dessen Hintergrunde auf einige Stunden zu genießen. Clear, pacid Leman beginnt die erste der wunderbaren, von der Natur und den Elementen dem Dichter eingeflüsterten Strophen, und von ihr angefangen, die des Sees Stille preist, bis zu jenen, darin er denselben im Aufruhr verherrlicht, las ich immer wieder vorwärts und zurück, das Auge von den Versen auf die Flut und von der Flut auf die Verse kehrend. Doch hatte ich einen Kummer: der Montblanc ließ sich, trotzdem der Himmel wolkenlos war, nicht sehen. In diesen fürstlichen Alpen gewesen zu sein und den König der Berge nicht gesehen haben! Ich erfuhr, das Sonnenlicht verhülle ihn. Also so erhaben ist dieser Grenzstein der Erde gegen Himmel, daß ihn zu viel Licht ebenso den Blicken entzieht als Gewölke und Dunkelheit. Endlich trat er hervor, und indem ich meinen Kahn an jener Stelle halten ließ, da er fernher, schneebedeckt und seinen Gipfel in hohen Luftschichten abgrenzend herschaut, dachte ich mir, was bist du doch für ein Schaumbläschen der Flut gegen diesen ewig ragenden, schweigenden, leuchtenden, dem Äther mehr als der Erde gehörenden Berg. O Rousseau, Voltaire, Gibbon und vor allem du unverdorbenster Natursohn Byron, ihr vier Äschenhäufchen jetzt, was seid ihr gegen ihn, an dem ihr staunend und ahnend emporgeblickt! Als ich, in Lyon angekommen, im Wartesaale auf und ab ging, vernahm ich zufällig von einem Eisenbahnunglück, das sich zu Rognac, dritte Station von Marseille, vor einigen, einer sagte zwei, der andere drei, Monaten zugetragen. Sofort änderte ich meinen nächsten Reiseplan, und nahm statt des Billetts bis Carcassonne ein solches nach Marseille, was, da mein Koffer gleichfalls hervorgeholt und neu gewogen werden mußte, große Umstände

machte und doch, nebenbei bemerkt, nur auf solchen Bahnen möglich ist, wo die Kondukteure artig sind. In Marseille erfuhr ich auf der Direktion, daß das Unglück am 10. Juli stattgefunden, somit ganz außer Betrachtung kam. Ich hatte beinahe zwei Tage verloren; denn da in Frankreich alle Züge mit denen von Paris korrespondieren, der direkte Zug aber zu einer nur für die Hauptstadt bequemen Zeit abgeht, so konnte ich, trotzdem ich bis tief in die Nacht im Waggon saß, nur bis Cette und des anderen Tages, weil eben mein Gepäck bis Bayonne für den Postzug eingeschrieben und nicht mehr unter der Menge von Bagage hervorgeholt werden konnte, nur bis Bordeaux gelangen. Um dieses Versäumnis nachzuholen, nahm ich in Bayonne gegen unsere Verabredung keinen Aufenthalt, sondern richtete nur an die Postbehörde daselbst die briefliche Bitte, mir allenfalls poste restante einlaufende Briefe nach Madrid nachzuschicken. Der Weg von Bordeaux nach Madrid wurde in achtundzwanzigstündiger ununterbrochener Fahrt zurückgelegt. In Irun, der ersten Station auf spanischem Boden, wo das Gepäck visitiert wird, lernte ich auf die rasche Weise, wie Landsleute im Auslande miteinander bekannt werden, zwei Herren aus dem Gefolge des sich damals noch im Pyrenäenbade Biarritz aufhaltenden preußischen Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck kennen, die sogleich darauf rieten, ich möchte jener Offizier sein, von dem sie in der „Kreuzzeitung“ soeben des Morgens gelesen, daß er in bekannter Angelegenheit nach Spanien reise. Wir fuhren miteinander bis St. Sebastian, und ich ward mit einer Empfehlung an die preußische Gesandtschaft in Spanien versehen. Der erste Blick auf den Atlantischen Ozean, den wir von Zeit zu Zeit wieder hervortreten sahen, ergriff mich tief, wie man auch nicht ohne eigentümliche Gefühle die Kette der Pyrenäen mit ihren sonderbaren Bergspitzen, von Sonnenglanz umwoben, erblicken kann. Die baskischen Provinzen zeigen, je näher an Frankreich, desto mehr eine gewisse Blüte des Ackerbaues und Fortschritt in Kultur und sozialen Einrichtungen; nach und nach verschwinden aber diese erfreulichen Merkmale, und wohl auch mit der zunehmenden Rauhheit des Bodens stellt sich selbst den Augen des flüchtig Vorüberfahrenden ein allgemeiner Stillstand, ja, mit der Kultur früherer Jahrhunderte verglichen, ein allgemeiner Rückschritt dar, wovon die Schuld zum größeren Teile auf die Regierung fällt, der es ebenso an

Kraft als an Willen bisher gefehlt zu haben scheint. Ja, man kann sagen, die einzigen zwei Männer, die in der letzten Zeit für Spanien Wesentliches getan, sind Rothschild und Mirès, durch deren Geld das Land mit Schienensträngen durchzogen und so die Provinzen unter sich sowie Spanien selbst der europäischen Zivilisation näher gerückt wurde. Es ist freilich ein unendlich rauhes, oon Fels und unfruchtbarer Erde bedecktes Land, dieses Kastilien; doch Zivilisation vermag Felsen zu sprengen, Kanäle zu ziehen, die dem Ackerbau unterwerfbaren Landstrecken mit dem Pfluge zu lockern, in Dörfern und Städten menschenwürdige Wohnungen zu bauen, was hier alles fehlt. Das Volk scheint in all seiner Roheit gutmütig und willig zu sein Als der Zug in Madrid anlangte, verließen sechs Passagiere denselben, worunter ich der einzige Fremde war, den man auch neugierig genug betrachtete. Sogleich bei meinem Eintreten in die Stadt fiel mir die große Verödung auf; man sah wenig Menschen in den Straßen, aber alle in Mäntel gehüllt; nur Landleute, auf Eseln und Maultieren rasch dahinreitend, waren häufiger sichtbar. In meinem Hotel „Zu den vier Nationen", das über hundert Zimmernummern hat, waren nur vier Zimmer, und zwar von spanischen Gästen besetzt; der Wirt sagte mir beim Eintritt, ich solle mich durch üble Nachrichten nicht beunruhigen lassen, es sei bei weitem nicht mehr so schlimm, als man sich vielleicht draußen denke, gestern seien nur achtzig Personen gestorben, und es nehme täglich ab. Ich antwortete darauf mit der Frage nach der Wohnung des bayrischen Generalkonsuls; er ließ mich dahin führen, doch war Herr Weisweiller bereits seit längerer Zeit verreist. Ich wußte, daß Herr Bauer sein Stellvertreter sei, und eilte zu diesem. Mit der größten Freundlichkeit wies mir derselbe die Korrespondenz, die in unserer Sache geführt worden, und die bereits zu einem ansehnlichen Stoß herangewachsen war. Auch entwickelte er mir sein seitheriges Verfahren, das ich hinsichtlich der Genauigkeit, der Umsicht und des Scharfsinns nur loben muß. Wir fuhren alsbald in das Ministerium des Auswärtigen und von da in das des Innern, wo man uns versicherte, daß die Regierung, seit ihr Anzeige gemacht war, fortwährend tätig gewesen sei und gewiß bereit sein werde, meine persönlichen Recherchen, soweit ihr möglich, zu unterstützen.

Des andern Tags, am 31. Oktober, ließ ich den Herrn

Marschall Odonnell um Audienz bitten, die mir auch sofort bewilligt wurde. Derselbe, eben im Begriffe, in den Ministerrat zu gehen, ließ aus diesem den Minister des Innern, Posado de Herrera, zu sich bescheiden, und ich hatte mit letzterem eine lange Besprechung. Posado de Herrera sprach mir den Anteil aus, den er an diesem Unglücke nahm, und versicherte mir, er habe alles getan, was ihm seine Pflicht auferlege. Nachdem ich ihm meine ferneren Wünsche auseinandergesetzt, beschied er mich auf nachmittags 4 Uhr in sein Ministerium, wo ich mit ihm weiter konferieren könne. Hier gab er nun in meiner Gegenwart Befehl, an die Gouverneure von Alicante und Murcia zu telegraphieren und sie aufzufordern, sofort, soweit es möglich, telegraphisch, an den anderen Orten aber durch Kuriere nachzufragen, ob man von den beiden Verschollenen etwas wisse. Ich solle des anderen Tages wiederkommen, wo mir außerdem Empfehlungsschreiben eingehändigt würden. Meine Zeit, die ich nun noch übrig hatte, benutzte ich zu einem Gange in das preußische Gesandtschaftshotel, wohin ich empfohlen war. Der Gesandte Herr v. Werther war noch abwesend; an dessen Statt eröffnete mir der Legationssekretär Herr v. Pfuel, er habe gestern in preußischen Blättern von meinen Unternehmungen gelesen und sofort an die preußischen Konsuln in Alicante und Valencia geschrieben. Nach der trefflichen Unterstützung, die ich an Herrn Bauer gefunden, sah ich mich nicht veranlaßt, andere Anerbietungen anzunehmen. Doch als ich abends nach Hause kam, fand ich ein Empfehlungsschreiben an den preußischen Konsul von Alicante mit Herrn v. Pfuels Visitenkarte. Es ist nunmehr nötig, über das Stadium der Aufhellung zu berichten, in der sich unsere Angelegenheit zu dieser Zeit befand. Seit dem Tage meiner Ankunft in Madrid war durch fortwährende telegraphische Korrespondenz sowie durch einen eben einlaufenden Brief bewiesen, daß Hoffmanns im Hause des Kaufmanns Hieke in Alicante zugesprochen und sich von da noch an demselben Tage nach ihrer eigenen Aussage nach Novelda begeben hatten, um von dort mit der Diligence nach Murcia zu kommen, das sie durchaus nicht auf der Seite liegen lassen wollten. Zufällig traf es sich nun, daß, wie ich aus spanischen Zeitungen, die ich aus jenen Tagen nachschlagen ließ, ersah, um die kritische Zeit die Diligence unweit des Bahnhofs von Novelda in den Straßengraben geworfen worden war. Die ersten Nachrichten

sprachen von acht Toten, von denen vier sogleich am Platze geblieben und vier im Spital eines anderen Ortes, den man unbegreiflicherweise als das noch fernliegende Albacete bezeichnete, gestorben sein sollten. Drei Personen seien davongekommen, darunter der Kondukteur ohne Verwundung. Als ich des anderen Tages (1. November) zu Herrn Bauer eilte, hatte derselbe die gleiche Vermutung gefaßt, und sofort ward der Telegraph nach Novelda in Bewegung gesetzt, und nach Alicante erging die Order, jemanden an Ort und Stelle selbst zu schicken, um nähere Details zu erfahren. Doch es war gerade der Allerheiligentag, und so mußte ich, so ungeduldig ich war, meine Reise auf den Abend des anderen Tages verschieben, weil der erste Zug bereits um 4 Uhr des Morgens, wo wir noch keine Antwort haben konnten, nach Alicante abgeht. Doch es war gut, daß ich gewartet; denn wie das bei solchen Nachforschungen zu gehen pflegt, es stellte sich andern Tags (2. d. Mts.) dem telegraphischen Berichte zufolge heraus, daß das Unglück bereits am 19. August stattgehabt hatte und nur eine Person getötet worden war. Jetzt war es Zeit, meine Nachforschungen von Alicante aus an Ort und Stelle, die Spuren langsam verfolgend, zu beginnen. Doch vorher wollte ich mich der obersten Behörden in Madrid und ihrer Hilfe noch einmal empfehlen; ich ließ mich nochmals bei Marschall Odonnell anmelden und erhielt die bestimmte Versicherung, man werde nicht ruhen, bis man der Sache auf der Spur sei, und meinen Wünschen solle in jeder Art entsprochen werden. Doch wie schnell erfuhr ich, daß dieser Ausdruck nicht wörtlich zu nehmen sei. Ich hatte gebeten, mir einen guardia civil, nötigenfalls einen Offizier, beizugesellen, der mit allen Vollmachten versehen wäre. Man hatte mir dieses zugesagt, und der Minister Herrera hatte mir versprochen, selbst darüber mit dem Präfekten von Madrid zu sprechen. Und als ich jetzt kam, meine Empfehlungsschreiben entgegenzunehmen, ward mir so unter Händedrücken mitgeteilt, daß diese Person in Alicante selbst viel besser gewählt werde, wo, als an einem Hafenplatze, stets Leute sich befinden, die mehrerer Sprachen mächtig seien. Es war keine Zeit zu verlieren, neue Bitten zu stellen, und ich eilte daher zu Herrn Bauer mit dem Ersuchen, mir ein solches Individuum auszumitteln, eine Bitte, welcher in einer Weise entsprochen wurde, die mir es wahrscheinlich allein ermöglichte, überhaupt zu einem Resultat zu gelangen. „Gehen Sie nur

nach Alicante, dort erwartet Sie im Bahnhof ein Herr Clemens, der Ihr Führer in Alicante sein wird." Ich war des anderen Morgens (am 3. November) nach vierzehnstündiger Fahrt in Alicante, und Herr Clemens stand im Bahnhof; es hatte eine drückende Hitze; überall wo wir bis gegen Abend ansprachen, hielten die Leute Siesta. Endlich empfing uns der Gouverneur, dem ich meine Empfehlungsschreiben, darunter das des Ministers sowie das mir von der spanischen Gesandtschaft in München ausgefertigte, vorzeigte. Er referierte, was er alles schon in der Sache getan, und äußerte, wie sehr ihm daran liege, ein allenfallsiges Verbrechen, das in seiner Provinz verübt worden, zu entdecken; er stehe auch bereit, durch den obersten Gerichtshof in Valencia die Untersuchung einleiten zu lassen, was ich aber erst, wenn unsere Schritte sich als erfolglos herausstellen sollten, zu tun bat. Es war nämlich in uns, besonders nach der Rücksprache mit Herrn Hieke, die Vermutung wieder aufgestiegen, unsere Freunde seien von Murcia nach Lorca und von da über das Gebirge nach Granada gereist. Letztere Wegstrecke über das Gebirge läßt sich nur in kleinen Wagen oder auf Maultieren zurücklegen; man benötigt dazu drei volle Tage und muß in kleinen, berüchtigten Posadas übernachten. Die Bevölkerung daselbst ist sehr wild und hinterlistig, und beständig werden von dort Ermordungen und Raubanfälle gemeldet. Die guardias civiles können sich an viele Orte gar nicht hinwagen. Doch diese Lust am Meuchelmorde erstreckt sich auch über die Bewohner der Küste und der nächsten Sierras; so sollen im vergangenen Jahre allein in Alicante fünfzehn Personen durch den Dolch gefallen sein, und in Novelda wurde ein von den reichen Leuten des Städtchens zu diesem Zweck gedungener Mensch endlich vor zwei Jahren erwischt, jedoch im Gefängnis, noch ehe sein Verhör begonnen, gewiß nicht durch Selbstmord erhängt gefunden. Er soll binnen zwei Jahren fünfzig Personen aus dem Wege geschafft haben. Seine Auftraggeber aber, worunter man sogar den Alcalden bezeichnet, stehen noch sämtlich in Ehren und Ämtern. Unter diesen Umständen hielt ich es für nötig, daß mir eine vom Gouverneur als zuverlässig bezeichnete Person nebst einem des Patois mächtigen Manne, falls sich beide Eigenschaften nicht in einer Person vereinigen sollten, mitgegeben werde. Man erklärte mir, daß dieses sehr große Schwierigkeiten habe, und Herr Clemens selbst, welcher in Alicante Agent ist, versicherte,

auf so lange Zeit diesen Ort nicht verlassen zu können. Nunmehr beschloß ich, vorderhand mit ihm und dem Inspektor der Polizei von Alicante in Novelda meine Nachforschungen zu beginnen.

Am Morgen des 4. November reisten wir drei Personen, ich, der Inspektor der Polizei von Alicante und der Agent Clemens, von Alicante nach Novelda ab. Wir ließen durch den Bahnhofsvorstand nach und nach das ganze Personal versammeln; zwei junge Leute darunter wollten Frau Hoffmann in der Einsteighalle sitzend gesehen haben; ferner erklärte einer der Kutscher, welche Wagen nach Novelda in Bereitschaft stehen haben, er habe beide aussteigen sehen. Doch des genaueren konnte er sich nicht mehr erinnern. In dem Verzeichnisse der Personen, die sich für die Diligence einschrieben, war ihr Name nicht zu finden. Niemand von den Leuten und Bureaus erinnerte sich, sie gesehen zu haben, und so blieb uns nichts übrig, als in ein zwei Stunden entferntes Dorf zu fahren, wo der Besitzer der Diligence sowie der vor dem Unglücke am 19. August im Einschreibbureau Angestellte wohnte. Ersterer konnte uns auch nur die bereits abgeschriebenen Namen geben, wobei er bemerkte, daß dieselben gestern durch einen Expressen vom Gouverneur in Alicante abgeholt worden. Jener andere Mann, der uns noch Aufschluß geben konnte, befand sich auf dem Felde, von wo er vor Abend nicht zurückkehren werde. Wir begaben uns nach Novelda zurück und waren eben im Begriffe, einzusteigen, als zwei Herren aus dem von Madrid eben angekommenen Zuge auf uns zukamen und sich als Agenten des Herrn Bauer zu erkennen gaben, beauftragt, nach Murcia, Cartagena und Granada sich zu begeben und sich unterwegs mit mir zu vereinigen. Ich wußte von ihrem Eintreffen, da mich bei meiner Abreise von Madrid Herr Louis Savuré, jefe del movimiento, davon benachrichtigt, und ich hatte ein Erkennungszeichen verabredet. Meine nächste Absicht war soeben gewesen, schleunigst nach Valencia zu reisen und dort von Herrn Krause, dessen Gastfreundschaft unsere Vermißten genossen hatten, weitere Erkundigungen über ihren Reiseplan einzuziehen; nun aber änderte ich sofort diesen meinen Plan und schloß mich den beiden an. Sie nennen sich Signor Manuel del Molino und Vicenta Blazquez. Wir nahmen einen Wagen und traten unsere Reise gegen Murcia an. Bereits hatten wir unser Nachtquartier in Aspé erreicht und saßen in der Küche

unserer Posada bei Tische, als einer meiner Gefährten erzählte, er sei Mitte September nach Albacete gekommen und habe dort in einem Gasthofe übernachtet. Des Morgens habe man ihm gesagt, daß ein französisches Ehepaar im Hause beherbergt worden, die Frau sei aber, von der Cholera überfallen, bereits gestorben. Er sei erschrocken geflohen und habe nach einigen Tagen, Albacete wieder passierend, erfahren, der Gemahl sei auch tot. Diese Worte, absichtslos hingeworfen, erregten in mir den größten Verdacht. „Franzosen" nennt man hierzulande alle Fremden; die Zeit traf auch zu, und Albacete, auf dem Wege von Cartagena und Murcia nach Madrid, konnte in der Tat der dunkle Ort sein, wo unsere beiden verschollenen Freunde gestorben. Ich ließ sofort einen aus dem Hause ein Maultier besteigen, um nach Novelda zu reiten, dort eine Depesche an die Bahnhofsverwaltung in Albacete aufzugeben und die Antwort noch in der Nacht mir zurückzubringen. Diese, um 2 Uhr des Nachts mir übergeben, lautete: La señora 27, el señor 31 muerto. Meine Vermutung war fast Gewißheit geworden. Wir eilten auf Maultieren in gestrecktem Trab nach Novelda zurück. Unterwegs erhielten wir aus Madrid mehrere Depeschen von Herrn Bauer, der uns über den Gang unserer Recherchen befragte. Am Sonntag den 5. November um 12 Uhr mittags in Albacete angelangt, eilten wir sogleich in jenes Gasthaus, und ich hielt da die Photographien der beiden Vermißten der ersten mir begegnenden Person entgegen, die sofort unter Kopfnicken und den diesen lebhaften südlichen Völkern eigentümlichen Gestikulationen die Identität beider bekannte. Sie führte mich die Treppe hinauf in das Zimmer, das ich am Eingang dieses Berichts beschrieben, und worin, wie gesagt, Luise Hoffmann am 27. August in der Frühe um 4 Uhr gestorben war. Wir gingen sofort zum Maire und von da auf die Präfektur der Provinz Mancha, wo man mir den Paß, den ich übersetzen mußte, und den Rest der Habseligkeiten sowie auch das Buch vorwies, darin vom Präfekten die angebliche Anzeige an das Ministerium eingetragen war. Ich zeigte eine Handschrift Hoffmanns, die mit dessen Unterschrift auf dem Paß übereinstimmte, sowie meine sonstigen Papiere und reklamierte im Namen der Familie die Hinterlassenschaft. Man sagte mir mit gleichgültiger Miene, dazu müsse das Ministerium erst den Befehl geben. Ich setzte ruhig auseinander, daß ich zweimal beim Marschall Odonnell und vier-

mal beim Minister des Innern gewesen, daß man aber nichts von einer Anzeige wisse, an die man sich doch gewiß erinnert hätte, nachdem ich so dringend gebeten und in der Tat so nachhaltig unterstützt worden sei. Ich zeigte das vom Minister eigenhändig unterzeichnete Schreiben, das in der dringendsten Weise abgefaßt war; man suchte nur nach der Unterschrift, sah einander an und gab es mir, seine Verlegenheit durch vornehmes Lachen zu bergen suchend, zurück. Ich frug nunmehr, warum man nicht nach Nürnberg in Deutschland geschrieben, da man doch in die Bücher Name und Wohnort der Verstorbenen richtig eingeschrieben? Man erwiderte kurzweg, das sei nicht ihre Sache; ich solle nach Madrid gehen und sehen, was zu tun sei. Nunmehr war meine Geduld zu Ende; ich setzte meinen Hut auf und überhäufte den Gouverneur mit den heftigsten Vorwürfen, die er, wohl im Gefühl, wie schuldig er sei, ruhig anhörte. „Sofort", sagte ich zu ihm, „telegraphiere ich an meinen Generalkonsul, um die Entscheidung des Ministeriums telegraphisch zu erbitten. Ihnen aber bemerke ich, Herr Präfekt, daß mein erster Gang in Madrid nichts anderes bezwecken wird, als eine Untersuchung über die Art und Weise, wie hiesigen Ortes verfahren wurde, sowie Genugtuung durch die Bestrafung der schuldigen Personen zu verlangen. Adieu!" Mein nächster Gang war zum Pfarrer, der uns im Beisein seiner vier jungen priesterlichen Gehilfen sehr freundlich empfing und sehr wichtige Aufschlüsse gab; alle fünf Geistlichen begleiteten uns auf den Kirchhof, wo wir —. Doch ich will jetzt zuvor kurz die Leidensgeschichte unserer beiden Dahingeschiedenen berichten und sodann Ihre Leser an die Gräber geleiten, darin sie ferne von allen Sorgen und Erdenmühen bereits längst ruhten, als wir noch kummervolle Tage wegen ihres Schicksals, und weil wir stets noch einen Hoffnungsschimmer hatten, zubrachten. Am 26. August abends 7 Uhr kamen beide von Murcia hier in Albacete an und begaben sich in die unweit des Bahnhofs gelegene fonda del reloj, wo sie ein Zimmer verlangten und Tee bestellten. Der Diener des Hauses, welcher Kellnerdienste versieht, trug ihnen denselben auf das Zimmer und sah viele Trauben auf dem Tische ausgebreitet; die Fremden sprachen nicht viel, und was Hoffmann redete, sagte er zu dem Burschen in italienischer Sprache. Frau Hoffmann lag angekleidet auf dem Bette. Ihr Aussehen war sehr schlecht, und bereits als sie das Haus be-

traten, äußerten sich die Leute, diese Fremden müßten krank sein. Nachdem er aufgedeckt, verließ der junge Mann das Zimmer; um 9 Uhr des Abends klopfte er an der Tür, erhielt aber keine Antwort; auf erneutes Pochen öffnete Hoffmann zur Hälfte und sagte, daß er nichts mehr bedürfe. Des Morgens 4 Uhr vernahm derselbe junge Mann, der zu ebener Erde schlief, einen heftigen Schrei, der sich nochmals wiederholte. Er stürzte halb angekleidet die Treppe hinauf und traf Hoffmann im Gange, der ihn heftig bei den Händen faßte und mit sich in das Zimmer zog, wo er, auf seine Frau hinzeigend, ausrief: „Sie ist tot!" Doch allsofort nahm er, mit beiden Händen ihren Leib umfassend, dieses Wort zurück und rief: „Sie lebt noch; sie ist noch warm! Médico, médico! (Ein Arzt, ein Arzt!)" Und er blieb in dieser Stellung an die Tote geklammert, bis der Arzt kam, der erklärte, sie sei bereits zweifelsohne tot. Hoffmann war vielleicht schon während der Nacht gleichfalls von der Cholera befallen worden; doch scheint es, daß er in der Sorge um seine Frau seinen Zustand vergessen, wie das in höchster Gemütsaufregung zu geschehen pflegt, wo der Geist so lange über den Körper Meister bleibt, bis dieser das nötige Geschäft verrichtet, worauf dann allerdings der vergängliche Teil sein Recht mit doppelter Macht zurückfordert. Nunmehr eröffnete ihm der Arzt, daß er ins Spital verbracht werden müsse; und so ward unser Freund um 7 Uhr morgens von dem Leichnam seiner Frau, von der er nie sich trennen zu können oft erklärt hatte, hinweggebracht, von zwei guardias civiles in den Arm genommen und in das Lazarett geführt. Doch er war noch nicht die Hälfte des Weges, als zwei junge Männer aus guter Familie dem traurig Dahingeführten begegneten und ihn in ein Haus führen ließen, wo sie für ein Gefährte sorgten, in welchem er den Weg in sein Sterbehaus vollendete. Die jungen Leute hiesiger Gegend, die von der Cholera am meisten, namentlich Albacete selbst, in ganz Spanien heimgesucht wurde, hatten bei Beginn der Epidemie Bruderschaften gebildet, überall, wo Hilfe, welcher Art es auch sei, nötig, beizuspringen; unter die Zahl dieser gehörte außer den beiden auch der junge Mensch, der zur Zeit, da Hoffmann darniederlag, die Dienste des Krankenwärters in dem einzigen Saale des provisorisch hergerichteten Spitals versah. Hier lag nun Hoffmann fünf Tage, und wiewohl er sich weder mit dem Arzte noch dem Priester verständigen konnte, so gelang es doch

bereits am zweiten Tage seiner kräftigen Natur, die Oberhand über die Mächte des Todes zu erringen, und er war bereits auf dem Wege der Besserung, nahm Suppe zu sich und sprach von der Abreise nach Madrid, als am vierten Tage zwei Cholerakranke in den Saal verbracht wurden, deren Anblick ihn mit Schrecken erfüllte; er machte Bewegungen mit den Armen, sie hinauszuweisen; doch seinem Wunsche ward nicht willfahrt. Luise Hoffmann war am Abend des 27. um 7 Uhr in den Kleidern, wie sie auf dem Bette lag, beerdigt worden; ein Neger, welcher Koch in der Fonda ist, half sie beerdigen, und Hoffmann vernahm auf seine Frage diese Antwort mit Fassung, wie es dem Wärter schien. Da weder dieser noch Arzt und Geistliche ein Wort Französisch, Italienisch oder Deutsch verstehen, so mag ihnen der jammervolle Inhalt der Ausrufungen entgangen sein, die der Kranke oft ausstieß. Durch nichts aber gab dieser zu verstehen, daß er Geld besitze, und daß er fordern könne, daß man ihm einen eigenen Wärter und ein abgesondertes Zimmer gebe. Dem Pfarrer, der ihn mehrmals frug, wer er sei, und was er wünsche, hat er nur in seiner herzlichen Weise die Hand geschüttelt und sie an sein Herz gedrückt. Ein lateinisches Wort von seiner Lippe, und er wäre wahrscheinlich gerettet gewesen, d. h. man hätte ihn, so versichern alle fünf — und ich muß sagen, teilnehmende — Geistliche, sofort in ein eigenes Zimmer gebracht, das man irgendwie geräumt, und jener Ekel und Schrecken hätte ihn nicht befallen, der den Wiederausbruch der Krankheit, verbunden mit heftigem Zerebralfieber, zur Folge hatte. Doch, da sie ihn als einen gewöhnlichen Menschen ansahen, so konnten sie, da die Epidemie in solcher Höhe stand, kein außerordentliches Augenmerk auf diesen einzelnen verwenden. Aber mich will es bedünken, daß dieser Rückfall mehr eine Folge der Rückkehr seines Bewußtseins und der Einsicht in den unersetzlichen Verlust war, den er erlitten, und der ihm sein ganzes übriges Leben trüb und wertlos gemacht hätte. Am 31. des Morgens sagte er seinem Wärter, daß er heute sterben werde, und so war es auch; bis zum letzten Augenblick bei Bewußtsein, ließ er sich seine goldene Uhr geben und hing sie dem Helfer in seinen Todesnöten um den Hals. Er starb zwischen 5 und 6 Uhr des Abends. Der Pfarrer versichert, daß ihm seit dieser Zeit jener Fremde nicht mehr aus dem Sinne gekommen; er habe ausgesehen wie einer, der noch gar nicht sterben soll.

Hoffmann wurde ebenso wie seine Frau nach katholischem Ritus beerdigt; der Pfarrer, der sich darüber mit dem Maire benahm, meinte zwar, es gebe in Deutschland sehr viele Protestanten; doch wäre es möglich, daß die Fremden doch katholisch seien, und in diesem zweifelhaften Falle erheische es seine Pflicht, sie nach der Vorschrift seiner Kirche zu bestatten. Die Leichname wurden in ein Leinentuch gewickelt, das über dem Kopf und unter den Füßen zusammengebunden wurde; bis an das Grab hatte man sie in den für die Leichen der ärmeren Klassen gemeinschaftlichen Sarg gelegt, der von vier Männern getragen wird; dort wurden sie daraus genommen und in die Erde hinabgelassen. Beide liegen zufälligerweise in einzelnen Gräbern und zwar kaum einen Schritt voneinander getrennt, aber so, daß die Gattin oberhalb des Gatten ruht. Ihr zur Seite ist ein drittes einzelnes Grab. Wenige Schritte seitwärts liegen vierzehn in einer Grube, so, wie sie an einem Tage gestorben. Der Totengräber hat mir bemerkt, daß er die beiden absichtlich einzeln begraben, weil er sich gedacht, daß ihr Grab als das von Fremden vielleicht noch von Verwandten aufgesucht und in Obsorge genommen würde. Doch will es mich bedünken, daß er das nur hintennach sagt, in der Tat aber eben an den betreffenden Tagen zur fraglichen Stunde nur je eine Leiche ankam. Bevor man in den Kirchhof selbst gelangt, liegt seitwärts eine kleine Kirche, Eremita genannt; hier wurden die Leichname unserer Freunde eingesegnet.

Als ich nun Sonntags am 5. November in Begleitung der fünf Geistlichen und meiner zwei Gefährten dem Kirchhof zuschritt, können Sie sich die Gefühle und Empfindungen denken, von denen ich bestürmt wurde. In der Mitte dieser großen, stattlichen Herren in schwarzen Talaren und mit den eigentümlich geformten blauen Binden, während die Photographien der Entschlafenen neugierig durch ihre Hände wanderten, schritt ich nachdenklich dem Trauerorte zu, der hart an der Eisenbahn liegt, und hatte nicht Zeit, zu bemerken, wie der eine meiner Gefährten aus Schauer vor dem gefürchteten Orte ausriß, eben derselbe, der im September bei der Nachricht vom Tode der Señora aus dem Sterbehause entflohen war und auch heute nacht, wie ich eben erfahre, da ich (am 6. November) die zweite Hälfte dieses Berichtes schreibe, nicht daselbst sich zu schlafen getraut. Es ist eine weite Ebene, in welcher Albacete,

eine wohlgebaute Stadt, liegt; nur in der Ferne gegen Alicante und Toledo blicken Berge her. Einige Kalkhügel verdecken die Stadt, wenn man von Valencia und Alicante kommt; das Grün der Felder ist hier, wo es sehr rauhe Winter gibt, bereits verschwunden, und die einzigen Bäume in der Gegend, die ich gewahr werden konnte, sind hohe Ulmen. Man geht über die Schienen der Bahnhofstation und sieht den Eingang des Friedhofes vor sich; hart an dessen Mauer stand heute sogar ein Frachtwagen seitwärts des Gleises. So werden also im Verlaufe der Zeit manche Deutsche vorbeifahren und, wenn sie sich erinnern, daß hier zwei edle Landsleute liegen, ihnen einen Gruß aus der Heimat hinüberrufen. Mir selbst ist, als ich hier in der Nacht vom 2. auf den 3. November vorüberfuhr, etwas Eigentümliches begegnet. Mit dem Zuge von Madrid her nach Alicante in der Nacht hier durchpassierend, war ich einige Minuten vor Albacete plötzlich aus leichtem Schlafe aufgewacht und hatte in der monderhellten, unermeßlichen Ebene rechts seitwärts die Mauer des Kirchhofes, den ich freilich als solchen nicht erkannte, wahrgenommen. Da kam mir mit einem Male der sonderbare Gedanke: Wenn du jetzt von diesem Punkt aus einen Umkreis von 10 Meilen Durchmesser zögest, gewiß, es müßte das Grab deiner Freunde innerhalb dieser Peripherie liegen. Hätte ich damals denken können, daß ein Umkreis von hundert Schritten weitaus genügte! Liegen doch die Gräber nahe an der Mauerseite, auf die der Vorüberfahrende blickt. Doch zurück zu meiner Beschreibung. Wir traten durch ein großes Tor, darauf ein steinernes Kreuz ragt, und gelangten in den Vorhof, der geradeaus nach der schon erwähnten Eremita und rechts durch ein anderes Tor in ein neues, ummauertes Quadrat führt, welches der Kirchhof selbst ist. Vier mächtige Ulmen mögen im Sommer reichlichen Schatten gewähren. Hier bot uns nun der Pfarrer Papierzigarren an und gab es durchaus nicht zu, als ich die Annahme und den Gebrauch derselben verweigern wollte. Links liegt die Wohnung des Aufsehers; in der Frontmauer des Kirchhofs befindet sich ferner ein großes einspringendes, aus Stein erbautes Gemach, darin die Geistlichen der Pfarrei bestattet, d. h. deren Särge in die Mauer eingeschoben und verkalkt werden. In dem übrigen Raum werden die Särge gezimmert, welche die Form eines gleichschenkligen Dreiecks mit abgeschnittener Spitze haben, und hier steht auch der oben er-

wähnte gemeinschaftliche Sarg, darin die Hoffmanns zu Grabe getragen wurden. Ich konnte nicht ohne ein eigentümliches Gefühl auf dieses schwarze, mit einem weißen Kreuze bemalte Ungetüm blicken, das unsere Betrauerten in seinem Innern geborgen. Der Sarg stand aufgerichtet an der Seite, ward aber eben abgeholt, wie auch an einem anderen Sarge sehr eilig gearbeitet wurde. Der Kirchhof selbst ist seit wenigen Wochen sehr bevölkert, aber höchst verwahrlost. Ich sah nur ein einziges Grab, das zweier Engländer, von einem Gitter umgeben; viele ältere Ruhestätten befinden sich in den Mauern schichtenweise übereinander, wie oben erwähnt. Die in viele solche rundliche Felder eingeteilte Mauer enthält eine Menge Inschriften und kleine Malereien. Die Opfer der Cholera, deren Zahl sich bis jetzt auf nahezu tausend beläuft, liegen auf der linken Seite; der Boden ist ganz gelockert, und der Fuß versinkt beim Darüberhingehen, so eilig wurde die Erde wieder darüber geworfen. Außerdem stößt man bei jedem Schritte auf Knochen und Schädel der rücksichtslos aus ihren Gräbern Vertriebenen. Es sind weit über hundert Gruben. Unsere zwei Gräber sind genau bekannt; ich ließ sie sofort abstecken und ordnete die augenblickliche Umfassung derselben durch hölzerne, weiß getünchte Gitter an, so wie ich zwei hölzerne Kreuze mit den Namen und Sterbetagen in deutscher Sprache anfertigen ließ. Heute (6.) war ich wieder an Ort und Stelle selbst, als man die beiden Gitter einsenkte, und ich verlasse Albacete nicht, bis die Gräber vollständig hergerichtet sind. Blumen hat man hier nicht; so groß ist der Unterschied der Klimate in Spanien, daß ich am Morgen Novelda in Palmen, Zuckerrohr und Pinien prangend verließ, einige Stunden vor Albacete Blumen in den Waggon gereicht erhielt, die nun wirklich auch auf beiden Gräbern liegen, und hier grünt und blüht fast gar nichts bis auf einigen Safran, der auch auf den Grabesstätten der Unserigen bereits emporgekeimt ist, und davon ich einiges Grün mitgenommen. Als wir heute früh wiederholt den Kirchhof besuchten, ward eben ein an der Cholera Gestorbener beerdigt. Das Grab war noch nicht ganz fertig gegraben, als der Leichnam ankam (die Geistlichkeit kehrt nach der Einsegnung in die Eremita zurück), und so standen die männlichen Verwandten und Freunde, sehr wenig an der Zahl, in ihren braunen Mänteln, alle Papierzigaretten rauchend, an dem Grabe, und kaum war der Tote drunten,

so war alles davon. Ein seltsamer Zufall war es auch, daß, als ich gestern eben auf dem Telegraphenbureau war, um Ihnen die Nachricht vom Auffinden unserer Freunde zugehen zu lassen, in demselben Augenblick die Frau des Hauses starb und das jüngste Mädchen, ein Kind von vier Jahren, weinend in das Zimmer kam. Die Seuche herrscht auch in Novelda, wo wir vorgestern mehrere Stunden zubrachten, sowie in Aspé, wo wir anfangs übernachten wollten, noch in voller Heftigkeit; ich sah mehrere Tote selbst, die man hinwegtrug, und nebst den Leichen, die ich während der vier Tage in Madrid an mir vorbeitragen gesehen, beläuft sich das Kontingent der von dieser Landplage Dahingerafften, die ich seit vierzehn Tagen zufällig erblickt, auf eine wahrlich beträchtliche Zahl. In demselben Zimmer, da Luise Hoffmann starb, verschied vor einigen Tagen gleichfalls eine Fremde, aber Spanierin, ebenfalls einsam und ohne Arzt. Da ich auf diesen zurückkomme, so muß ich bemerken, daß ich glaube, Hoffmann habe seine kranke Frau deshalb in aller Stille gepflegt, weil er fürchtete, sie möchte in das Spital verbracht werden. Gegen 8 Uhr heute abend werden die Gräber hergerichtet sein und ich zum letzten Male wahrscheinlich in meinen Leben die teure Stätte besuchen; ich habe noch einige Blumen aufgetrieben, die ich dort niederlegen will. Von Herrn Bauer erhielt ich eine telegraphische Depesche, daß die Ordres erst in zwei Tagen von Madrid eintreffen können. Ich kehre daher heute nachts 10 Uhr dorthin zurück und lasse mir die Papiere und Hinterlassenschaft durch den Befehl der spanischen Regierung nachschicken; sodann werde ich aber auch, wie ich Ihnen telegraphisch gemeldet, und wie ich den hiesigen Beamten angekündigt, Genugtuung fordern für die Sorgen und Mühen, welche die Nachlässigkeit der hiesigen Behörden der Familie verursacht, den Behörden und Landsleuten aber, die mir so treu beigestanden, und vor allem dem Vertreter unseres Generalkonsuls, Herrn Bauer, meinen Dank sagen. Meine Rückreise wird schnellstens erfolgen.

Ein Besuch bei Friedrich Rückert.

Zum erstenmal veröffentlicht in der „Augsburger Abendzeitung" (1866).

Dichterwerke von scharf ausgesprochener Originalität und eigentümlichem Charakter, selbst wenn sie zu der Höhe reiner Objektivität erhoben sind, werden uns immer mit Neugierde nach den persönlichen und Lebensverhältnissen ihrer Hervorbringer erfüllen, wogegen alles Manierierte und in eklektischem Sinn Erzeugte gegen diese Wechselbeziehung von Werk und Künstler gleichgültig läßt. Denn so sehr wir uns theoretisch den Anschein geben, den Menschen vom Künstler zu trennen, so unverhohlen gestehen wir die Identität beider Qualitäten in jedem einzelnen Falle ein. Geschieht es aber vollends, daß ein also reichbegabter und schöpferischer Geist als die letzte einer kleinen, aber glänzenden Reihe großartiger Erscheinungen in eine im allgemeinen sehr gebildete, aber wenig produktive Zeit hineinragt, daß er also als Repräsentant einer glorreichen Epoche dasteht, und zwar als Mensch und Künstler ihr in ausgezeichneter Weise angehörend, daß die Nennung seines bloßen Namens freudige und wehmütige Erinnerungen in Fülle weckt, dann wird es vollkommen begreiflich, daß Patriot und Kunstfreund sich gleich angezogen fühlen, nach dem Wohnsitze des Erlauchten zu wallfahrten und eine für das ganze Leben bleibende Erinnerung zu stiften, die sich an den Anblick der leiblichen Erscheinung dessen knüpft, der bald nicht mehr unter uns wandeln, aber ewig unter uns leben wird. Ist es doch das Bedürfnis der edleren Natur überhaupt, der überlegenen, reiner und höher begabten und durch Erfahrung und Wissenschaft geläuterten freiwillige Huldigung darzubringen und damit gleichsam zu bekennen, daß das uns ewig vorschwebende, zu Tat und Werktätigkeit begeisternde Ideal vollkommener Menschlichkeit in den Stürmen und Enttäuschungen des Lebens noch nicht erloschen ist.

Friedrich Rückert zu schauen und, wenn möglich, das Wehen seines Geistes in einigen Momenten nahen Verkehrs zu spüren, dieser Wunsch trieb mich im Juli des Jahres 1862 in das stille Neuses nach der „Freudenfrohburg" des ganz der Natur und ihrer ewigen Jugend hingegebenen Greises. Von der Veste Koburg, die auch den sprachgewaltigen Luther beherbergt, stieg ich zwischen Wiesen und Ackerland in das grünende

und in Ähren prangende Tal hinab, das Auge der baumbepflanzten Chaussee entlang nach dem nahen Wohnsitz des Sprachgewaltigsten unserer Tage gerichtet.

In drückender Mittagshitze in dem vereinsamten Dorfe angelangt, erfuhr ich von einem vorübergehenden Kinde zunächst das Wirtshaus, wo ich die Ehre hatte, mit einem Herrn Landsmanne, einem Tuchmacher aus Lamprecht, zusammenzutreffen, der mir durch seine rastlose Gesprächigkeit den Wert größerer Schweigsamkeit diesseits der Mainlinie im besten Lichte zu zeigen beflissen schien. Vom Tuchmacher aus Lamprecht zu — Friedrich Rückert! Die Wirtin erzählte mir mancherlei vom Herrn Geheimrate, daß er eben sehr alt sei und wenig mehr ausgehe. Sie hatte eine unbestimmte Ahnung von seinem geistigen Werte und sprach von ihm mit all der Hochachtung, die das Volk einem Menschen zollt, der, obgleich in seiner Mitte wohnend, doch durch höhere Beschäftigung und imponierende Haltung ihm entrückt ist. Sie erzählte, daß erst in der vorigen Woche der Herzog *), der von Afrika zurückgekommen, ihn besucht habe, und meinte, daß es dem alten Herrn doch am liebsten sei, wenn man ihn ganz allein lasse, für einen Fremden, der eigens zum Zweck persönlichen Zusammentreffens hergereist war, keine eben erfreuliche Äußerung. Nachdem ich gemeinsam mit meinem liebenswürdigen Landsmann ein kleines Mittagessen, in einer Wurst bestehend, eingenommen und meinen Durst an einem Bier gekühlt, das zu Luthers Zeiten unstreitig besser gewesen sein muß, so er doch sonst nicht einen so kolossalen Bierkrug, wie er auf besagter Veste vorgezeigt wird, zu hantieren sich die Mühe gegeben; kurz nachdem ich also für die Strapazen meines Morgenganges mich hinreichend entschädigt, machte ich mich auf den Weg nach Rückerts Hause, das von außen einen zwar sehr behäbigen, aber keineswegs imposanten Eindruck auf mich machte, wiewohl es von einigen Berichterstattern schlechtweg ein Schloß genannt wird. Als ich in das Haus getreten und eben nach der Tür suchte, dahin ich mich zu wenden hätte, kam ein Fräulein auf mich zu, das ich nach dem Vorunterrichte bei der Wirtin allsogleich als Rückerts Tochter **) erkannte. Ohne Titel und Rang zu nennen, fragte ich einfach nach dem

*) Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha (1818—1893). Vgl. „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit". Berlin 1889, 3. Bd., S. 146 ff.

**) Wohl die unverheiratete Marie Rückert.

Herrn des Hauses. Das Fräulein erwiderte, derselbe sei auf dem Felde, um die Ernte hereinzubringen. Erstaunt sah ich einige Augenblicke vor mich hin und wußte nicht, was ich aus dieser Antwort machen solle. Doch plötzlich fiel mir bei, es könne damit einer der Söhne gemeint sein, und ich fragte nun bestimmter nach dem Herrn Geheimrat. „Der Vater schläft,“ ward mir erwidert; „wenn Sie jedoch gegen Abend wiederkommen wollen, so wird er Sie empfangen. Ich bitte nur um Ihren Namen.“ Nachdem ich mich in einigen Stunden wieder einstellen zu wollen erklärt, verließ ich das stille, einfache Haus und umging es nun mehrmals von außen, das Haus, in welchem Rückert seinen Liebesfrühling gedichtet, seine „Freudenfrohburg, Ehrenburg und Residenz“, darin er die schönsten und weihevollsten Jahre seines Lebens zugebracht, und prägte mir dessen Anblick in das Gedächtnis.

„Rückert auf dem Felde, die Ernte heimzubringen“, klangen diese Worte nicht wie Verse aus einer Parabel, deren symbolische Tiefe sein dem Gleichnis zugewandter Geist in so manchem Lied uns erschlossen?

Um die Zeit einstweilen auszufüllen, ging ich quer durch das schöne Land, das dieses stille Neuses umschließt, nach Schloß Kallenberg, von dessen Höhe herab ich gegen Abend bei bereits tiefstehender Sonne, nachdem ich den ganzen Frieden der Natur in mich aufgenommen, nach dem Landsitze des Meisters erwartungsvoll zurückkehrte.

Eh ich dazu gelangte, kam ich, vom geraden Wege abgeirrt, an Kirche und Friedhof des Dorfes vorüber, der das letzte Blatt zum „Liebesfrühling“ gespendet, und obgleich die atemlose Luft die Blätter der darüber grünenden Bäume regungslos machte und dadurch gleichsam der ewigen Bewegung und dem ewigen Flusse allgemeine Stille und Ruhe entgegensetzte, die nicht einmal durch Vogelgesang unterbrochen ward, so sah ich doch im Geiste die Tage und alles Irdische vorüberrollen und -wandeln und die trübe Stunde näher kommen, da man hier den edlen Sänger bestatten werde. Ich sah den Zug mit dem bekränzten Sarg sich heranbewegen und das schwarze Bahrtuch mit dem gespenstischen weißen Kreuze den Glanz und die Helle dieser sonnigen Luft trüben. Ich sah den großen deutschen Dichter, den Sänger der Befreiungskriege, in einer kleinen, aussichtslosen, parteiverwirrten Zeit zu Grabe getragen, der nichts

von alledem erlebt und erschaut, was er gehofft und ersehnt, der nach Tagen solchen Kampfes und solcher Erhebung Tage flachster Gleichgültigkeit, gebändigten Unmuts, kurzer Besinnung, zweckloser Arbeit und ewigen Haders erlebt. Und was man damals vor drei Jahren sicher voraussehen konnte, das ist eingetroffen, der Edle ist von seinem Volke geschieden, dem sich nichts von allem dem erfüllt, was bereits drei Geschlechter angestrebt. „Der Vater schläft." Nach einigen Jahren, dachte ich mir, wenn ich wiederkomme, wird es wahr sein, was man mir gesagt, als ich die schweigende Schwelle des Dichterhauses betreten.

Unter diesen Gedanken kam ich dem Orte wieder näher.

„Wo die Lauter hell und lauter
Meinem Zaun vorüberfließt."

Und eigentümlich bewegt betrat ich von neuem das stille Haus. Sofort ward ich in das Empfangszimmer Rückerts geführt, das äußerst einfach und nicht gerade modern möbliert war. Eine Weile stand ich hier allein und ließ meine Blicke herumstreifen an den Wänden und nach der Nebenstube, die mir Rückerts Arbeitszimmer zu sein schien. Jetzt öffnete sich die Tür, und der imponierende Greis trat herein mit freundlicher Miene in einfachem, prunklosem Wesen. Etwas vorwärts gebeugt, doch festen Schrittes, die Fülle der gebleichten Locken des gewaltigen Hauptes auf die breiten Schultern verteilt, so stand er da, ganz das Bild eines den Jahren zögernd seinen Tribut zahlenden, seine ewige geistige Jugend sich wahrenden, vollendeten Menschen.

Nach wenigen meinerseits hervorgebrachten Worten ersuchte er mich, an dem Tisch in der Mitte des Zimmers neben ihm Platz zu nehmen. Man hatte mich im Haus anfänglich für einen Kameraden seines Sohnes, der preußischer Artillerieoffizier*) ist, gehalten, und diese Verwechslung gab Anlaß zu einigen heiteren Bemerkungen. Bald nahm aber unser Gespräch eine ernstere Wendung, die zunächst durch den Umstand veranlaßt war, daß ich, von einer Reise nach London eben zurückgekehrt, der schönen Stunden Erwähnung tat, die ich daselbst mit

*) Fritz Rückert, des Dichters jüngster Sohn (1837—1868), als Premierleutnant a. D. gestorben. Vgl. C. Beyer, F. Rückert. Ein Lebens- und Charakterbild für Schule und Haus, Frankfurt a. M. 1888.

Ferdinand Freiligrath verbracht. Rückert schien gern bei diesem Namen zu verweilen und die bedeutende Stellung freudig zu betonen, die derselbe in unserer Literatur einnimmt. „Man hat gesagt," äußerte er unter anderm, „dieser Dichter habe sich an seinen Vorbildern vergriffen und infolgedessen eine sonderbare Richtung eingeschlagen; er habe sich in Schilderung ferner Länder und Gegenden ohne persönliche Kenntnis der Lokale ergangen und sich in der eigenen Heimat fremd gefühlt. Doch wie paßt dieser Vorwurf zu der Tatsache, daß Freiligrath sich immer als glühender Patriot bewiesen? Und dann noch eines. Wir reden so gern von Weltliteratur und Weltpoesie, wenn dann aber einer kommt und in seiner Weise in diesem universalen Sinn wirkt, so sind wir gleich bei der Hand, seine Kühnheit als Schwäche auszulegen. Bin ich doch selbst, freilich in meiner Art, in das Morgenland hinausgeschweift, und vor mir Goethe, dieser eben auch in der seinigen. Das tut jeder nach seiner Art, und Freiligrath bleibt immer ein interessanter Poet. Einen Freiligrath dürfen wir uns gern gefallen lassen, seine Manier werden die andern entweder nicht erreichen oder übertreiben, und da liegt die Klippe, daran die Koloristenschule unserer heutigen Poesie scheitern wird."

Und jetzt begann er sich nach dessen Lebensverhältnissen zu erkundigen und mit Rührung zu vernehmen, wie die Gedanken des heimatlosen Mannes sich so gerne nach der Heimat richten und in die Tage sich zurückverlieren, da er noch, ein Hoffender, auf deutscher Erde gelebt.

„Jüngst hat er sich wieder vernehmen lassen; Sie kennen doch den sinnigen Festgruß, womit er Uhland zu seinem fünfundsiebzigjährigen Geburtstag im „Morgenblatte" überrascht. Die Zartheit der Anspielung auf dessen so schönes Lied *) sowie die Pietät, die aus dem ganzen Gedicht atmet, erfreuten mich ebenso als der seltene Genuß, den verstummten Sänger einmal wieder zu hören." Durch diese Wendung waren wir auf Uhland gekommen, und mit sichtlichem Behagen und Stolz verweilte Rückert bei seinem großen Altersgenossen, mehrfach wiederholend, wie hoch er ihn stelle, und wie einzig in seiner Art er ihn halte; dabei tat er aber etwas verbittert der Kritik Erwähnung, die mit Stab und

*) „Bei einem Wirte wundermild." Freiligraths Gedicht ist überschrieben „Aus der englischen Apfelblüte". Vgl. Freiligraths Werke, herausgegeben von J. Schwering, Berlin o. J., 3. Teil, S. 16 f.

Elle über den Parnaß läuft, und wo sie zwei nahe beieinander sieht, dieselben gleich ausmessen möchte, um alles in Schuhen und Zollen zu verzeichnen, in der Tat aber nur bestrebt ist, sich wichtig zu machen und sich Einfluß auf dem Parnasse zu verschaffen. Diese Wendung ins Polemische war aber keine absichtliche, sondern eine durch den Gedankengang hervorgerufene. Ein Mann, der sich eine große, positive Lebensanschauung gebildet, wie Fr. Rückert wird nicht gerne bloß verurteilen, sondern selbst dem seiner Natur Widerstrebenden gute Seiten abzugewinnen wissen und wenn er persönlich den Mißton nicht in der Harmonie des Ganzen auflösen kann, den Widerspruch wenigstens vom Standpunkt der historischen Kulturentwicklung berechtigt und sogar förderlich halten.

Im Verlaufe des weiteren Gespräches, dessen Rahmen sich immer mehr ausdehnte, kamen wir auf Platen, Jean Paul und Goethe zu sprechen, und während Rückert bei den beiden ersten seine Vorbehalte machte, sprach er von Goethe nur, wie man von einem höheren Genius spricht, der so viel Ureigenes gespendet, daß man über dem Blättergewölbe des „Wunderbaumes" kaum mehr der Wurzeln gedenkt, womit er aus seinem Volke herausgewachsen und aus dessen Gehalt Nahrung und Kraft gesogen. Perspektiven und Lichtblicke nach allen Seiten wurden immer mehr erschlossen, und ich hatte Mühe, den gewaltigen Lichtglanz in mein Auge aufzunehmen und die vorüberwandelnden Bilder und Erscheinungen alle festzuhalten, eh sie vom Strome der nachfolgenden überflutet wurden. Mir war es jetzt zumute, als sei ich emporgetragen auf ein hohes, ernstes Gebirge und sähe zu meinen Füßen unendliches Land, mächtige, angelehnte Bergketten, große Ströme und am Horizont gar den blinkenden Meeresspiegel. Überaus groß war die Weit- und Umsicht, ja, selbst die Dichter des Mittelalters und Altertums traten hervor aus ihren Fernen und ebenso die dem räumlich entlegenen Morgenlande angehörenden. Nicht war es eben der wohlgeordnete Fluß einer künstlichen Rede; es waren Gedankenblitze und momentane Lichter, womit die gezügelte und im Dienste ruhiger Anschauung wirkende Phantasie das Ferne beleuchtet, gleichwie der flammende Strahl der auf- oder untergehenden Sonne uns auf hohem Berge die tiefdämmernde Welt am größten und endlosesten erscheinen läßt, während in dem anhaltenden und alles überfließenden Lichte des Mittags die

Sehnsucht über den begrenzten Horizont hinausleitet und wir in dem Flecken der unter uns schimmernden Erde die winzige Zone der Kugel erblicken.

Indem so Rückert vorwärts in die Länder und rückwärts in die Zeiten schweifte, gelangte er an die Tage seiner eigenen Jugend, und hier hielt er längere Rast. Doch das werden wir auch einmal tun, wenn auch kein so großer und lichter Glanz uns in die schönste Vergangenheit zurückzieht und uns keine so hohen Genien winken und keine solche Morgenröte diese ewig-glänzende Ferne überstrahlt.

Jetzt schien mir der imposante Greis am größten, und so werde ich sein Bild mir im Geiste bewahren; jetzt sah ich, daß er von seinem Marke noch nichts verloren, und daß er ewiger Jugend sich erfreue, jetzt, als er in der Rede an die Freiheits-kriege kam. Rückert von Körner sprechen gehört zu haben, bleibt immer eine denkwürdige Erinnerung. Am Bilde dieses gleich Achill ewig blühenden und ewig im Gesang fortlebenden Jünglings schien der Greis sich ordentlich zu laben und zu verjüngen. Sein Auge begann wunderbar zu strahlen, und die Erinnerung einer großen Vergangenheit schien seine Brust zu durchzittern. Mir aber gab der Gedanke, dem Beruf anzugehören, der Körnern ewige Glorie mitverliehen, der dessen sterbliches Teil sich opfern ließ, um das Unvergänglichste in ihm in schönerem Bilde erscheinen zu lassen, mir gab dieser Gedanke wenigstens den Mut, hier und da ein Wörtchen zu sagen und also die Flamme mit zu entfachen, die in der Seele des sich zurück Besinnenden aufloderte.

„Ja, solche Tage kommen nicht wieder; da wurden nicht bloß Phrasen gedrechselt, sondern es war in allem ein wahrhaftiger Ernst. Doch ich gebe die Hoffnung immer noch nicht auf." „Sie", fuhr Rückert fort, „können noch viel erleben, und Ihr Beruf wird Ihnen gestatten, direkt teilzunehmen an der Erfüllung der Geschichte, was jedermann, dem das Nächste nahe geht, vor allem wünschen muß. Ich wäre sicher auch ins Feuer gekommen, wenn Waterloo nicht allem ein Ende gemacht hätte."

Hier bemerkte ich, daß ich am 18. Juni dieses Jahres das denkwürdige Feld besucht und mehrere Tage darauf verweilt habe.

„Ja, dieses Waterloo hat viel verändert," entgegnete Rückert und sah nachdenklich vor sich hin. „Es war wie ein Traum;

von einem derartigen Schicksalsgange hat man heutzutage keinen Begriff, trotzdem oft das Gegenteil behauptet wird."

Ich meinte, was helfen bessere Maschinen, wenn die Menschen dabei träger und bequemer werden.

„Jawohl; waren Sie auf der Veste Koburg?"

Heute früh.

„Nun ja, da haben Sie auch ein Stück Geschichte innerhalb Mauern und Türmen einer Burg. Das Ding sieht eng aus und ist doch sehr weit und großartig."

Ich stimmte nachsinnend zu.

„Sie fühlen das. Ich bin immer gern hinaufgegangen (auf der Veste hatte man mir erzählt, Rückert sei vor einigen Jahren das letztemal droben gewesen). Es gibt uns allerlei zu denken über den Wandel der Zeiten. War jemand aus Koburg mit Ihnen droben?"

„Ich war allein."

„Hatten Sie überhaupt Reisegefährten?"

„Das auch nicht."

„Nun, das hat auch viel für sich. Hatten Sie sich unterwegs niemandem angeschlossen?"

„Niemandem."

„Sie lieben das, wie mir's scheint, nicht sehr. Auf Reisen läßt es sich auch so aushalten; jeden interessiert etwas Besonderes. Doch zu Hause wird das anders sein. Ihre Münchener Freunde haben kürzlich ein Album herausgegeben, das ich mir angesehen. Ich habe nur einen einzigen Freund darunter, die andern stehen mir fast ganz ferne. Wollten Sie sich nicht anschließen?"

„Ich fühlte mich nicht bekannt genug und hatte überdies auch keine Lust, wenn man mir auch die Ehre der Aufnahme hätte erweisen wollen."

„Ei, so arg ist es mit diesem Dichterbuche nicht. Nicht daß ich von Namen spreche, denn es sind solche von Klang darunter; doch die Beiträge sind eben nicht sonderlich. Alles ist fast wie von einem gemacht. Originelles steht nicht darin, und das verlangt man besonders in einer Sammlung von Beiträgen verschiedener Autoren. Glätte der Form ist noch lange kein Gehalt, und den verlange ich vor allem. Da hat gar einer ein Gedicht beigetragen, „Mein Ich" betitelt*). Gibt es einen

*) Das betreffende Gedicht ist nicht „Mein Ich" betitelt, sondern „Dein Ich". Es ist von S. Lichtenstein und steht S. 181 in dem „Münchner Dichterbuch", herausgegeben von Emanuel Geibel, Stuttgart 1862.

preziöseren und doch undichterischen Titel? Einzelnes Gute nicht zu unterschätzen, stößt man doch auf nichts Hervorragendes, und das erwartet man doch von den viribus unitis so vieler Poeten. So wird die Poesie zum Jahrmarkt, zum Engrosgeschäft, und das ist schlimm."

Rückert sprach diese und andere Worte sichtlich erregt, und ich war in der Tat froh, daß es mir nicht beschieden war, in dieser Phalanx zu erscheinen, und ich nahm mir vor, nie in meinem Leben auf den poetischen Jahrmarkt zu gehen oder mich an dem Engrosgeschäft der deutschen Musen zu beteiligen, selbst auf die Gefahr hin, lauter Makulatur zu liefern.

Überhaupt scheint der Altmeister an der neuesten Lyra der Deutschen trotz ihrer eleganten Besaitung keinen Gefallen mehr gefunden zu haben; doch vielleicht war er zu alt dazu.

Doch indem er jedem Tadel die Entschuldigung beizusetzen wußte, erkannte ich in ihm den vollendeten Menschen und Künstler, der sich sein Urteil selbst bildet und dabei alles einwirken läßt, was für und gegen einzuwenden.

Selbständig zu sein, das lernte ich auch hier einsehen, ist das schönste am Mann, sei es nun, daß er berufen, auf einsamer Höhe erhaben dazustehen, wie Rückert, oder auf der goldenen Mittel- und Heerstraße zu wandeln. Unser Gespräch hatte bereits einige Stunden gedauert, als ich daran dachte, den vielbeschäftigten Mann (ich sah allerlei Manuskripte umherliegen), nicht länger seiner Zeit zu berauben. Um so freudiger war ich überrascht, als Rückert mich einlud, ihn noch einmal zu besuchen, welcher Aufforderung ich des anderen Morgens auch nachkam, da ich dann geraume Zeit im schönen großen Garten am Hause mit dem Dichter umherwandelnd zu verkehren die Ehre haben sollte.

Ohne mir klar geworden zu sein, wodurch ich die Gunst dieses hervorragenden Mannes gewonnen haben sollte, glaube ich doch auch nachfolgenden Brief, den er mir als freundliche Antwort auf meine ihm kurz darauf übersandte kleine epische Dichtung „Die Völkerschlacht bei Leipzig" schrieb, als teures Andenken an das Licht ziehen zu dürfen.

„Hochgeehrter Herr! Verzeihen Sie gütigst, daß ich Ihre poetische Sendung so gar lange ohne Dank und Antwort gelassen habe. Ich bin überhaupt ein sehr saumseliger Briefschreiber, inzwischen aber auch mannigfach unwohl und sonst gestört

gewesen. Zuletzt hat Schleswig-Holstein mich alles, auch die Freiheitskriege und die Leipziger Völkerschlacht vergessen machen. Aber Sie haben in Ihrem Schlachtgemälde mit großer Redegewandtheit und Darstellungskraft und Gedankenschwung alles mögliche geleistet, was eben moderne Poesie modernen Schlachten abgewinnen kann. Homer hatte es leichter, uns die Kämpfe um Ilium anschaulich zu machen. Unsere Schlachtgemälde, sei's vom Maler sei's vom Dichter, werden notwendig etwas Chaotisches und von Pulverdampf Umhülltes haben. Es genügt, wenn einzelne Szenen in einem Lichtblick klar hervortreten, und an solchen hat Ihr kunstvolles Gedicht keinen Mangel. Ich habe in diesem Sinne einzelne Verse, denen sich mehrere hinzufügen ließen, bezeichnet: S. 6 letzter Vers, S. 8 erster, S. 12 letzter Vers, S. 15 letzter, S. 17 vierter *). Andere werden anderes auszeichnen. Wollen Sie nicht jetzt auch für Schleswig-Holstein Ihre Stimme erheben? Doch vielleicht haben Sie's schon getan. Ihr Kriegsherr scheint immerhin von seiten seiner Krieger noch einige Anfeuerung nötig zu haben.

Neuses, 19. Februar 1864.

Ergebenst
Rückert."

---

*) 1863 erschien bei E. A. Fleischmann in München: „Die Schlacht von Leipzig". Eine epische Dichtung von Friedrich Hermann Frey. „Den Manen der in den Freiheitskämpfen Gefallenen." Die zitierten Verse (Strophen) lauten:

Noch wogt der Kampf, als plötzlich von den Höhn
Herniederkracht ein schreckliches Gedröhn,
Dreihundert gallische Geschütze brüllen —
Es stoßen sich die Kugeln in der Luft,
Kaum war gelüftet noch der Nebelduft,
Als Pulverwolken grau das Land verhüllen.

—

Vom Wachtberg schaun die Herrscher bang herab
Und flehn zu dem, der ihnen Kronen gab,
Und Völker, die für ihren Purpur bluten,
Sie bauen auf der Männer Herz, das kühn
Dem Tod entgegenpocht in Kampfesmühn —
Und auf der Freiheitsliebe heil'ge Gluten.

—

Wohl nennt die Nachwelt wenig Namen nur
Von allen euch. Kurz ist des Menschen Spur,

Doch ewig währt die Erbschaft der Geschlechter;
Und wer nur einen großen Augenblick
Gerungen hat ums neue Weltgeschick,
Der lebt in jedem künftigen Verfechter.

—

Der Parthe Wellen bis zum Gürtel, naht
Das Nordheer; Sachsens mutigen Söhnen trat
Die Scham ins Angesicht, mit ihm zu fechten,
Der Säbel fährt zur Seit' — Hurrageschrei! —
Hinüber geht Fußvolk und Reiterei,
Wer möchte wohl mit ihrem Herzen rechten?

—

Verew'gen kann ein Augenblick den Mann;
Als noch die Stadt rings heißer Kampf umspann,
War's Friccius mit seinen braven Pommern,
Der mit dem Kolben eine Bresche brach,
Ihm folgt der Sturm; so reißt Lawinen nach
Ein losgelöster Stein in schwülen Sommern. —

Die „Frühlingssturmlieder“ von Fr. H. Frey, deren voller Erlös für Schleswig-Holstein bestimmt war, erschienen in München 1864.

Deutsche Fahrten.

Unter obiger Überschrift erschienen in der alten Wiener „Presse" des Jahres 1870 die Berichte Greifs vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz. Mit diesen „Feuilletons" erscheinen einige andere Artikel organisch verknüpft, die daher in vorliegender Ausgabe den „Deutschen Fahrten" angegliedert wurden. Zunächst der erste Aufsatz, der als Leitartikel der „Presse" vom 16. Juli 1870, also unmittelbar nach der Emser Depesche, die Tendenz hatte, der revanchelüsternen Strömung in Österreich entgegenzuarbeiten, und die Neutralitätserklärung dieses Staates zu fördern. Nur wenige wußten, daß ein Dichter aus Bayern in so hochwichtiger Stunde zum Sprachrohr des damals einflußreichsten Wiener Blattes geworden war.

„Eine Nacht vor Straßburg", „Die Gräber auf den Spicherer Höhen", „Über Frankfurt nach Wilhelmshöhe" und „Auf der Heimfahrt" waren zwar für die Reihe „Deutsche Fahrten" bestimmt, blieben jedoch bis heute ungedruckt.

Schließlich gehören in diesen Zusammenhang die selbständig veröffentlichten Feuilletons: „Vier Luftreisende" (Presse 1870), „Die Alpenbeleuchtung" (Presse 1871), „Die Einzugsfeier in Berlin" (Presse 1871), „Zur Erinnerung an den Siegeseinzug in Berlin" (Deutsche Zeitung, Wien 1872) und „Straßburg nach seinem Fall" (Münchner Allgemeine Zeitung 1895).

16. Juli 1870.

Die Kriegsfrage ist somit entschieden. Die Leidenschaften auf beiden Seiten des Rheins sind entflammt. Die Fahnen und Adler, die feindlichen Heere eilen einander zur blutigen Umarmung entgegen.

Wir in Österreich stehen, staunend über die Schnelligkeit und Vehemenz, womit das Ungewitter heraufgezogen, die Hand an unseren friedlichen Arbeiten, da, und fragen uns, welche Haltung, welche Rolle wir den in der Vorbereitung begriffenen großen Ereignissen gegenüber einzunehmen haben. Wir fühlen, daß es von dem richtigen Takte, von einer weisen und vorberechnenden Politik abhängen wird, ob wir, wenn die Sehn-

sucht und das Bedürfnis nach Frieden in den sich bekämpfenden beiden Nationen wiedererwachen wird, die starken Vermittler werden sein können, ja, selbst diejenigen, die unter Umständen den Frieden diktieren; wir fühlen, daß Österreich eine große und würdige Aufgabe bevorsteht, wenn es sich anders auf seinen Vorteil, auf seine Interessen versteht und sich nicht fortreißen läßt von seinen Gefühlen und den Anwandlungen nie gerechtfertigter Leidenschaften. Mit gesparten Kräften werden wir dann dem Ende des blutigen Dramas entgegensehen und zum erstenmal wieder nach langer Zeit ein entscheidendes Wort im Völkerrate mitzureden haben. Wir werden uns alle Mächte gleichmäßig verpflichten, und der Preis für unsere besondere Freundschaft wird ein hoher sein. Hauptsächlich aber werden wir durch dieses allein würdige Benehmen eines großen Staates, der, weil er selbst unbeteiligt ist am Streite, auch nicht den Helfershelfer Dritter machen will, der Gefahr entgehen, uns wieder einen unversöhnlichen Feind in einem unserer Nachbarn heranzuziehen, welcher, sobald er sich erholt hätte, und vielleicht selbst im Bunde mit seinem bisherigen Gegner über uns herfallen und uns zu demütigen suchen würde.

Eine strikte Neutralität ohne Zurschautragen irgendeiner Vorliebe wird uns allein diese Vorteile sichern, und sie ist es auch, die von den österreichischen Völkern sehnlich erwünscht, einmütig gefordert wird. Sie sagt dem Deutschen in Österreich zu, der den geistigen Zusammenhang mit Deutschland nicht durch einen Feldzug gegen Deutsche zerrissen sehen will, und sie wird auch von dem Standpunkte aus gefordert, den die nichtdeutschen Stämme unseres Landes einnehmen, wie uns die gestrige Interpellation in Pest und andere deutliche Symptome, wie uns die einmütige Sprache der ungarischen Blätter beweist. Auch dort wünscht man, und zwar lediglich aus Gründen der politischen und finanziellen Situation, die vollständige Enthaltung von allen Maßregeln, die Österreich zuletzt dahin führen könnten, daß dasselbe, während seine ihm im letzten Krieg geschlagenen Wunden noch lange nicht geheilt sind, aufs neue engagiert und für fremde Zwecke in den Kampf gezogen werde. Und was das mit Österreich ausgesöhnte, das Glück und das Gedeihen des Reiches wieder aufrichtig wünschende Ungarn will, das ist auch das Begehren der übrigen Nationalitäten in Österreich, insoweit diese nicht auf den Ruin unseres alten

Staates hinarbeiten. Doch auch in jenen Regionen, die über dem beschränkten Nationalitätsstandpunkt schweben sollten, dürfte kein Grund vorhanden sein, anders zu denken und zu empfinden, als es in den tieferen Schichten der Bevölkerung der Fall ist. Preußen hat Österreich nicht schlimmer behandelt, als dieses sieben Jahre vorher von Frankreich behandelt wurde. Die erste Schwächung Österreichs ist das Werk Frankreichs. Diese Tatsache soll man, wenn Gedanken an Revanche für Sadowa etwa, wie es den Anschein hat, in einigen kriegslustigen Kreisen aufsteigen, sich doch ebenfalls vor Augen halten und durch die Erinnerung an Solferino die an die böhmischen Schlachtfelder im Schach halten.

So erfüllten wir denn gewissermaßen einen Akt des Schicksals selbst, wenn wir zwei Völkern gegenüber, die uns innerhalb kurzer Frist einzeln für sich angefallen und beraubt haben, wenn wir diesen gegenüber nach gleicher Richtschnur verfahren und die Zuschauer vor den Schranken ihres Duells bilden, wie sie es abwechselnd mit uns getan. Österreich darf im bevorstehenden Kampfe aus seiner Neutralität nicht herausgehen, solange nicht eine andere direkt unbeteiligte Nation und insbesondere solange nicht Rußland Anstalten trifft, seine zuwartende Stellung aufzugeben, um Partei für einen der kriegführenden Teile zu ergreifen.

Mag die Vorsehung Franz Josephs Ratgeber erleuchten!

1. Vom Eisenbahncoupé in die Fronfeste.

Augsburg, 12. August.

Österreichs Grenze lag hinter mir; wir hielten in Passau. Eiliger als je sprang ich aus dem Waggon, meinen Fuß wieder auf den bayerischen Boden zu setzen.

Begierig, Neues zu erfahren und mich über die Stimmung im Volke selbst zu belehren, mischte ich mich unter die im Bahnhofe umherstehenden Gruppen. Die Nachricht von einem neuen Sieg, von der Schlacht bei Wörth*) war soeben angelangt, und sie imponierte allen gewaltig, namentlich aber den zahlreich anwesenden Landleuten. Einen solchen Kampfverlauf hatte der Herr Pfarrer nicht prophezeit, vielmehr gerade den

*) 6. August 1870.

entgegengesetzten. Sollte der liebe Herrgott unrecht und Bismarck recht behalten? Diese Möglichkeit nachzuweisen, mit dem Unterschiede, daß an die Stelle Gottes der Name „Pfaff“ interpoliert wurde, traten die hervorragendsten städtischen Intelligenzen in den Kreis des verblüfften bayerischen Kraftadels und begannen ihre politischen und militärischen Kenntnisse mit großem Selbstbewußtsein auseinanderzusetzen. Mit schlauen Gesichtern blickten die älteren Herren vom Pflug und von der Egge zu den dozierenden Herren von der Schere und vom Pfriemen empor. Wohl mochten sie einsehen, daß ihr schlichter Verstand nicht hinanreiche zu der Gedankenhöhe dieser in alle diplomatischen Schliche und Geheimnisse eingeweihten Stadtherren; aber sich immer für die Betrogenen und Belogenen halten zu müssen, dazu hatten sie ebensowenig Lust, und so schwiegen sie zumeist und schnitten allerlei seltsame Grimassen. Doch ihre Buben stehen ja draußen im Felde und schlagen sich mit den Preußen gegen den Erbfeind, gegen den Franzosen, der ob seiner üblen Konduite noch vom Jahre 1809 her im Innviertel berüchtigt ist.

Stolz bekennt sich das Kernvolk der Bayern zu seinem Stamm, aber der Name eines Deutschen gilt ihm doch als der höhere Ehrenname. Dazu verstehen es die Preußen meisterlich, dreinzuschlagen, und diese Eigenschaft weiß der Bayer jederzeit zu schätzen. Der Maßkrug vollends, der ununterbrochen in der Runde umherging, machte sie immer empfänglicher für den Heldenmut und die Waffentaten ihrer Söhne, sie schmunzelten und freuten sich sichtbar über die Schläge, die den Franzosen neuestens appliziert worden. Ja, zuletzt wurden sie sogar selbst heiß, und einer unter ihnen brach in die begeisterten, mit geballter Faust begleiteten Worte aus: „I roas noch selber eini und hau' e paar z'samm.“

Dem Unbeteiligten, wie ich einer war, gefielen wirklich diese wenig beredten, aber tatbereiten und nachhaltigen Faustheldén weit besser als die klappernden Zungendrescher, die ihre wohlfeile Weisheit inmitten dieser Kernmenschen zum besten gaben. Gottlob hatten letztere keine Fahrkarte gelöst, und so blieb ich denn mit dem Anhören ihrer weiteren Lektionen verschont. Inmitten eines tüchtigen Juchtengestankes durchfuhr ich vielmehr in respektabler ländlicher Gesellschaft die reiche Kornkammer Bayerns und strebte, vergleichende Studien über den

Malzgehalt des Bieres an unterschiedlichen Haltestationen anstellend, dem romantischen Ufer der wilden Isar zu.

Wir hielten in Landshut. Das ehrwürdige Bergschloß, die Trausnitz, der Turm der Martinskirche luden mich ein, die alte, freundliche Stadt zu betreten, und ich widerstand dieser Einladung nicht länger. Ich trat meine Wanderung durch die mir wohlbekannten Straßen an. Bald brachten mich jedoch die Schilder der zahllosen Brauhäuser in eine neue Versuchung, der ich zu meinem Schaden ebensowenig widerstand. Einen stolzen Maßkrug vor mir, saß ich bald schon auf der hintersten Bierbank und fing, nicht etwa um in Politik zu machen und zu kannegießern, sondern lediglich aus Teilnahme und aus patriotischem Gefühle mich um den Ausmarsch und die Beteiligung der Landshuter Garnison an der Aktion zu erkundigen an. Aber meine Frage wurde übel vermerkt, und alsbald erkannte man in mir einen äußerst gefährlichen französischen Spion. Es dauerte nicht lange, so war ich auch schon von zwei requirierten Polizisten verhaftet, und ohne weiteres wurde ich dem Herrn Bürgermeister in dessen Amtsstube vorgeführt. Seine Gestrengen blickten mich mit einem ernsten, prüfenden Auge an und fragten mich nach meiner Legitimation. Da ich mir aber eine solche erst in München zu verschaffen die Absicht hatte, so konnte ich den geforderten Ausweis nicht vorlegen; dagegen erbot ich mich, durch einen Freund dortselbst Aufschlüsse über meine Person auf telegraphischem Wege zu vermitteln. Diese angegebene Adresse ward notiert — und ich in das Polizeiwachtlokal inzwischen transferiert.

Als aber gegen Mitternacht noch immer keine Rückantwort angelangt war, hielt man diesen Aufenthaltsort der Gefährlichkeit meiner Person nicht mehr für entsprechend, und ich ward in die Fronfeste abgeliefert. Der Eisenmeister, eine martialische Gestalt, empfing mich rauh und streng, ohne anfangs eine Spur menschlichen Mitgefühls an den Tag zu legen; er verbrachte mich in das obere Stockwerk des Gefängnisses und öffnete mir die unter zweifachem Riegel liegende Tür einer düsteren Zelle. Hier visitierte er mich schweigsam, hieß mich die Kleider ablegen und bestimmte mir einen, übrigens sehr reinlichen Strohsack als Lager. Erst beim Hinausgehen ließ er ein Wort des Trostes fallen. So, meinte er, nämlich wie ich, schaue kein Spion aus. Als ich allein war, sank ich ermüdet auf das

Lager und schlief so gut wie selten in meinem Leben. Erst der Lärm in den anderen Zellen erweckte mich am hellen Tage.

Nirgends geht es lustiger her, als in diesen Haftlokalen, wo der Landstreicher auf den Weiterschub, der Verbrecher auf den Tag des Gerichtes wartet. Mit Gesang und Gesprächen vertreibt man sich die Zeit; man unterhält sich durch die Wände und teilt sich seine Neuigkeiten mit. Der Krieg war auch hier der Unterhaltungsstoff, und soviel ich von den Zwiegesprächen erlauscht, war die Zellengesellschaft ganz auf dem laufenden. Auch an mich ergingen häufige Einladungen, mich an der Konversation zu beteiligen; Schläge mit der flachen Hand an die Mauer von beiden Seiten, Rütteln an einem hier nicht weiter zu nennenden Inventarstück, die fortgesetzte Ansprache als Nachbar sollten mich bestimmen, endlich aus meiner Reserve herauszutreten; aber ich hatte keine Lust hierzu, ich machte mir meine Gedanken über das Glück, in einem geordneten Staatswesen zu leben, über die schonende Behandlung, die der Gebildete in diesen Tagen des Fortschrittes in allen Lebensgebieten genießt, ich betrachtete mir die höchst geschmackvolle Einrichtung meiner Keuche, wie das Licht von oben schief hereinfiel, ich aß die mir gnädigst hereingeschobene Menage, an deren Zubereitung ich übrigens durchaus nichts auszusetzen fand, und schätzte mich glücklich, der Bürger eines so erleuchteten Jahrhunderts zu sein, als das unsrige es ist. Erst um die Mittagsstunde machte das Auftreten eines äußerst höflichen Polizisten diesem glücklichen Meditieren ein Ende.

2. In einer deutschen Festung.

Ulm, 13. August.

Im Krieg und im Sieg zugleich, es ist alles außer Rand und Band und doch in der größten Ordnung. Alle Städte, die ich seither auf meiner Route berührt, bieten ungefähr das nämliche Aussehen. Überall ist die Bevölkerung den ganzen Tag auf den Beinen, um möglichst schnell das Allerneueste zu erfahren und keinen Gefangenen- oder Verwundetentransport zu versäumen. Wenn Trophäen ankommen oder Beute, und dieses geschieht beinahe stündlich, wird gejubelt, ebenso, wenn ein neuer Maueranschlag einen neuen Erfolg oder den vervollständigten Bericht eines schon gemeldeten bekannt macht.

Überall in den Straßen sieht man dichte Gruppen beieinander stehen, die den Gang der Ereignisse besprechen und über das deutsche Kriegsglück und die rasche Niederlage der Feinde ihre Freude ausdrücken. Solche Tage waren eben im deutschen Volke noch nicht da, und es ist, als sähe man dasselbe sich sichtbar verjüngen, schöner und selbst edler werden. Seine großen Lichtseiten, seine herrlichen Gemütseigenschaften treten glänzend hervor, und anstatt daß, wie bei anderen Völkern, das blutige Geschäft des Krieges den Krieger entmenscht und im Bürger selbst rauhere Gefühle wachruft, sieht man unter uns gerade das Gegenteil. Der Krieger zeigt sich gesitteter als vorher und der Bürger nicht nur opferwillig gegenüber den Söhnen des Vaterlandes, sondern auch den besiegten Feinden gegenüber.

Die Gefangenen, von dem manierlichen Pariser bis zu dem tierisch blickenden Turko herab, sind Gegenstände der Teilnahme und der liebreichsten Behandlung. Es würde einem Deutschen unmöglich sein, ein verletzendes oder hochfahrendes Wort an diese Leute, darunter manche selbst Deutsch verstehen, hinzureden oder ihnen seine Obmacht als Sieger in auffälliger Weise zu bezeugen. Bei ihrer Ankunft in den Bahnhöfen werden die welschen Gäste gespeist wie die anderen Krieger und gleich diesen vom Publikum mit Geschenken bedacht. Gestern abends war ich Zeuge einer solchen Speisung im hiesigen Bahnhof. Tausende von Menschen, darunter die halbe aus Bayern und Württembergern bestehende Garnison, schauten den hungrigen Feinden mit Behagen zu, wie sie diese auf eigens aufgeschlagenen Brettertischen angerichtete Mahlzeit verzehrten; ein freudiges Murmeln ging schon durch die auf Fässern, Kisten und Eisenbahnwagen postierte Menge, als die Rothosen zu den Tischen geführt wurden; höher stieg die Freude, als man den Appetit derselben aus ihrem gierigen Essen vernahm, und zuletzt wurde jeder tiefgeholte Schluck aus dem Bierglase als ein Zeichen, daß es den Leuten bei uns wohlgehe, mit Stolz aufgenommen. Diese mild behandelten Feinde, diese Gascogner, Bretagner, diese Söhne der Pikardie und Normandie werden bald, zu den Ihrigen heimgekehrt, den Vorrang der deutschen Kultur und Sitte offen bekennen, sie werden berichten, daß sie unter den deutschen Bürgern lauter Samariter, unter den Kriegern lauter Helden gefunden.

Wenn aber schon das Benehmen der Zivilbevölkerung alles Lob verdient, so gebührt dem deutschen Soldaten vollends auch

in diesem Punkt ein nicht minder großer Ehrenname, als der ist, den er sich soeben auf dem Schlachtfeld erworben. Die bewaffnete Eskorte dieser Gefangenen, ob sie nun aus Preußen, Bayern, Württembergern oder Badensern besteht, benimmt sich mit einer menschlichen Rücksicht gegen diese wehrlosen Feinde, daß man mit seinem Auge zu kämpfen hat, um die Tränen zurückzuhalten. Ich hätte, wenn ich mir die barbarische Kampfweise der Zuaven und Turkos, deren in jedem Transport eine Zahl sich befindet, vor die Seele rief, eher an Kolbenstöße als an Umschlingung und kameradschaftliche Umhalsung gedacht, eher daran, daß der, wenn auch nicht eben Hunger leidende deutsche Soldat von seinem Vorrecht als Landesverteidiger und Landeskind Gebrauch machen und die dargebotenen Spenden an Lebensmitteln, Getränken und Zigarren sich zuwenden werde; aber ich bemerkte vielfach das Gegenteil. Dem Franzosen, dem Zuaven und Turko wird der Glimmstengel von dem deutschen Wächter selbst in den Mund gesteckt, und ein gegenseitiges Lächeln gibt anstatt der Worte den Dank des Beschenkten und die Zufriedenheit des Gebers kund.

Mit herantretenden Zivilisten, die der französischen Sprache kundig, unterhalten sich die Gefangenen sehr höflich, und sie äußern nicht die mindeste Ungehaltenheit über ihr Los, was die schmunzelnden deutschen Schildwachen, diese Löwen auf dem Schlachtfelde und sanftmütigen Sieger, recht wohl zu wissen scheinen; denn die Sprache der Gefühle ist eine allgemein verständliche, und was das Auge sagt, versteht jedes Auge wiederum. Die rührendsten Gruppen sieht man auf diese Weise, und in der Tat, nichts vergleicht sich an Liebenswürdigkeit dem Bilde zweier am Eingang eines offenen Trainwagens sitzenden Soldaten, eines Deutschen und Franzosen, die gemeinschaftlich aus einem Geschirre essen, oder von denen der eine die Hand brüderlich um den Hals des anderen gelegt hat. Das ist ein Stoff für den Maler! Und wenn nun vollends aus dem Hintergrund des Waggons die verwetterten Kabylengesichter einiger Turkos hervorblicken, die, mit lichtblauen kurzen Röcken, weißen Beinkleidern, roter Schärpe und dem Fez, darum der weiße Turban geschlungen ist, angetan, stumpfsinnig dakauern und sich diese seltsame europäische Welt betrachten, so möchte man einen großen Meister von den Toten erweckt herbeiwünschen, der dieses Bild in seiner geistigen Bedeutung fixierte.

3. Hektor und Andromache.

Geislingen, 15. August.

Ein weichmütiger Kerl könnte auf dieser Welt den ganzen Tag durch das Auge voll Tränen haben. Da nimmt vor mir eben ein baumhoher Kanonier von seiner Herzallerliebsten Abschied; er muß nach Ulm zur Kriegsbesatzung, wird aber, wie die Dinge jetzt stehen, kaum noch einen Feind zu sehen bekommen. Aber es schmeichelt ihm nichtsdestoweniger, für einen kräftigen Helden zu gelten, und stolz über sich selbst, weint der Riese im Duett mit. Er denkt dabei freilich an alles andere eher als an Schlachten, es müßte denn sein, daß er ein Wurstselcher sei, oder daß er ein mastiges Sommerschwein zurücklassen mußte, was ich nicht weiß; er denkt vielmehr an Faschinenschneiden und Schanzkorbflechten, an Exerzieren und Parieren, an Kochen und Zimmertourhalten, er denkt an Rottenmeister und Korporale, an Kommißbrot und Zapfenstreich oder an das fatale Risiko beim nächtlichen Aussteigen aus der Kaserne, auf welche Soldatensünde derzeit ein höherer Preis gesetzt sein dürfte, als in den Tagen der militärischen Idylle.

Jetzt aber besteigt der tiefgerührte Krieger, ein Bündel unter dem Arme, nach einem langen, langen mit fast versinkenden Sinnen gegenseitig genommenen Kusse den Waggon, feuchte Tränen in dem wasserblauen Schwabenauge; er legt sich mit breiten Schultern in das Coupéfenster und streckt noch einmal seine Riesenhand hinab zur untröstlichen Jungfrau. Dann fährt er mit den Fingern an die Augen und in den Schnurrbart und wischt die dreie sauber. Sie aber unten bricht, da sich der Zug in Bewegung setzt, gar mächtig in Tränen aus und winkt dabei fortwährend mit dem roten Taschentuch dem ostwärts scheidenden Krieger nach, dem es nicht beschieden war, mit der württembergischen Division nach Westen in den Krieg zu ziehen, weil er wirklich ein Festungs- und kein Feldartillerist, welchen Umstand er seiner Liebsten freilich nicht eingestanden. Ja, um sie zu täuschen, hatte er sich, als er in Urlaub gegangen, sogar Sporen an die Stiefel angeschlagen, und heute noch hatte er im Dorfwirtshause das wehmütige Lied vielbedauert mitgesungen:

„Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen.“

Wirklich ist man in Michels Dorfe, das an dem Fuße der rauhen Alp, also nicht sehr weit von dem Kriegsschauplatz Ulm liegt, allgemein der Meinung, daß derselbe nicht leicht mehr lebend nach Hause kommt, sondern daß er wahrscheinlich, mit dem Faschinenmesser in der Hand, von einem leibhaftigen Turko werde erschossen werden. Seiner Mutter hat es wenigstens mehrmals geträumt, und allemal ist ihr Michel in einem weißen Totenhemdlein als Engel erschienen und hat ihr gewinkt — nach Ulm, wo sein Grab, hinüberzukommen. Die gute Alte hat sich dieses Ansagen aber wirklich so zu Gemüte gezogen, daß sie selbst zum Abschied nicht mit an den Bahnhof von Geißlingen gehen konnte, es wäre ihr sonst unterwegs das Herz gebrochen, und sie wäre hernach wohl schwerlich mehr heim gekommen. Aber aus Fürsorge für ihren armen in den Krieg ziehenden Buben hat sie noch gestern mit Michels Schwester und dessen Geliebten heimlich ein paar noch ganz gute Leinwandstücke aus dem Kasten geholt, zertrennt und als Scharpie verzupft, die sich nun in dem Bündel nebst einem Pack Würste befindet, das der streitbare Michel beim Einsteigen unter dem Arme trug, und das er wohl der Würste wegen schon geöffnet haben wird.

Jetzt aber ist er, wie mir meine Inspiration sagt, damit beschäftigt, die großen Sporen an den Füßen mit dem Bündel zu verdecken, damit ein gleichfalls dritter Klasse fahrender Stabsoffizier von Ulm die Inordonnanz und seine erschwindelte Standeserhöhung zum Ritter nicht merke und den Pseudokavalleristen etwa mit der Frage: „Was trage Sie da wirklich für Spore, send se epper in ihre Kasematte beritte und wie ich als Stabsoffizier von Rechts und Königs wege?“ in Verlegenheit setze.

Das erste aber, wenn Michel-Hektor nach Ulm hineinkommt, wird sein, daß er das falsche Eisen sich von dem Fuß in der nächsten Schmiede herabnehmen lassen wird; Andromache im Mieder und mit der Riegelhaube aber wird ihn des Nachts oft im Traume sehen, wie er auf seinem Räpple wirklich dahersprengt, das gezückte Faschinenmesser in der Hand, und Feinde würgt.

4. Von der ehemals französischen Grenze.

Langenkandel, 15. August.

Den Wegweiser nach Waldenburg im Angesicht, fasse ich diese Zeilen ab. Es ist jetzt, nachdem das militärische Etappenwesen in den dem Kriegsschauplatz zunächst gelegenen deutschen Landesteilen vollständig und, wie mir scheint, musterhaft organisiert ist, beinahe unmöglich, ohne ganz besondere Protektion den okkupierten französischen Boden zu betreten, und abgesehen davon, daß die Eisenbahnen unter keiner Bedingung eine Zivilperson, wenn sie nicht zu Sanitätszwecken reist, in dieser Richtung weiterbefördern, ist auch ein Privatfuhrwerk sowie dessen zeitweiliger Inhaber der schärfsten Kontrolle unterstellt.

Ich meinerseits muß diesen Vorsichtsmaßregeln, so hart sie mich auch selbst betreffen, vollständig beipflichten. Es treibt sich hinter den operierenden Armeen ein so unnützes und habsüchtiges Gesindel — ich muß dies Wort gebrauchen — herum, daß es einen, wenn man in diesen Raubzug hineingerät, mit der größten Indignation erfüllt; mit dem Opfermut und der tatkräftigen Vaterlandsliebe unserer deutschen Truppen kontrastiert diese Gewinnsucht, dieser Spekulationsgeist auf das krasseste. Nicht bloß, daß halb Israel auf den Beinen ist, um zu Verproviantierungszwecken der Armee nachzureisen, auch Deutsche aus aller Herren Länder erblicken in der deutschen Armee nichts anderes, als ein Objekt, daraus man Nutzen und unverschämten Gewinn ziehen kann. Zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß ziehen diese unverdrossenen Schmarotzer den Truppen nach, und mit allem, was sich erdenken läßt, treiben sie Handel, vom Schlachtvieh, Hafer, Schnaps, Wein angefangen bis zu Schuhnägeln und Fußlumpen herab. Eine eigene Sorte dieser Raben bildet der corvus spolii, es sind dieses Individuen, die einzelne Beutestücke an sich zu bringen suchen und um dessentwillen die Schlachtfelder mit gierigen Augen durchmustern. Diese Handelsleute kümmert es nicht bislang, daß ihr ganzes Gewerbe auf gesetzwidriger Grundlage beruht; nach den Kriegsgesetzen nämlich ist jeder dem Feinde abgenommene Gegenstand Staatsgut und darf als solches nicht von Privaten betastet werden. Ich bin gestern mit einer Unzahl solcher zu solchen Exkriegszwecken reisenden Personen zusammengetroffen, und namentlich scheint

der strategisch wichtige Punkt Maxau ein Sammelort dieser Gesellen zu sein.

Hier führt nämlich eine Schiffsbrücke über den Rhein, die jetzt gänzlich in den Händen des Militärs; bis hierher kann man ohne strengen Ausweis gelangen. Da also sammeln sich diese Lieferanten und Spekulanten und spekulieren, wie sie über den Rhein und weiter kommen. Die Keckften darunter binden sich die weiße Feldbinde mit rotem Kreuz, die nur dem Sanitätskorps zukommt, um und dringen unter der Firma der Wohltätigkeit und Humanität vorwärts. Mich hat der Mißbrauch, der mit diesem heiligen und ehrwürdigen Zeichen getrieben wird, so empört, daß ich einem neben mir auf einem Leiterwagen sitzenden solchen Pseudosamaritaner das Umlegen dieser angemaßten Binde mit der Drohung einer Anzeige verbot. Dabei wissen diese Leute, die vor Offizieren und Militärbeamten ein höchst kriechendes und demütiges Benehmen an den Tag legen, auch in diesem heiligen Volkskriege ihre Unparteilichkeit und Objektivität auf das vollkommenste zu wahren, und ich hörte gestern Ansichten über Krieg und Patriotismus und Hingabe an das Vaterland von einzelnen dieser Individuen aussprechen, die ich gerne mit Ohrfeigen erwidert hätte. Mir ist es kein Zweifel, daß die meisten dieser Geschäftsleute vor vier Wochen noch für die französische Armee Lieferungen bewerkstelligt, und daß sie, wenn es jetzt noch möglich wäre, dieses als Neutrale im englischen Sinne auch heute noch mit ihrer Tätigkeit um die Verproviantierung der deutschen Armee in Einklang zu setzen hinlängliche Gewissenlosigkeit besäßen. Jetzt spekulieren sie, um doch wenigstens an die Grenzen der Gemeinheit ihr Gewerbe fortzuführen, auf die Teuerung im Elsaß, sie wollen an dortige Wirte und Gewerbetreibende um hohe Preise Waren absetzen, damit diese dann mit einem ihnen zugute kommenden Zuschlag die armen deutschen Soldaten in Kontribution setzen; Brot, Würste, Wein, Mehl, Erbsen u. a. m. werden als Gegenstände eines solchen Zwischenhandels hinüberzuschaffen gesucht, und die Aufhebung der Zollschranken leistet ihnen dabei den schönsten Vorschub.

Ich glaube übrigens, daß diesem Unwesen bald von der vortrefflichen und energischen Kriegsverwaltung ein Ziel gesetzt werde, und es sollte mich freuen, wenn die Bekanntmachung dieser Zeilen dazu beitrüge, die Herbeiführung strengster Schutz-

maßregeln gegen diesen Unfug zu beschleunigen. Es muß nach meiner Ansicht jeder Zwischen- und Tauschhandel verboten und die Zollgrenze als militärischer Kordon in Handelsbeziehung aufrechterhalten werden, wenn auch Zoll und Maut selbst wegfallen. Daß solche zwischen den Truppen herumschwärmende Spekulanten den Truppen nur beschwerlich und lästig fallen und ihnen nicht den geringsten Vorteil bringen, ist erklärlich und scheint im Hauptquartier des Königs bereits fühlbar zu werden. Diese aus Zwecken der Gewinnsucht reisenden Individuen sind offenbar gefährlicher als patriotisch gesinnte, nur auf die Erhöhung des kriegerischen Nimbus unserer herrlichen Truppen bedachte Zeitungsreporter, die sich selbst durch ihr eigenes Ehrgefühl und ihre Vaterlandsliebe besser kontrollieren, als es durch äußere Beobachtung möglich wäre.

Über Märsche und Stellungen zu referieren, wird mir wenigstens nie einfallen, und ich unterlasse es daher, über die ungeheuren Truppendurchzüge, die ich gestern noch in Karlsruhe gesehen, ein weiteres Wort als dieses beizusetzen, daß es den Anschein hat, als wüchsen Deutschlands Krieger aus der Erde. Die Stimmung in der Pfalz ist deutsch im wahren Sinne des Wortes, und diesem Gefühle gegenüber tritt der industrielle Geist, der zu meinem Leidwesen die Bewohner meiner Heimat beseelt und der mich früher so oft an ihnen irregemacht hat, ganz in den Hintergrund. Die Pfalz liefert den kleinsten Teil der Lieferanten, Baden und Württemberg weit mehr; die Leute in der Pfalz betrachten den nationalen Krieg als eine viel zu heilige Sache, um sie ihrerseits durch Privatspekulation zu verunreinigen; die meisten Familien haben Söhne im Felde stehen, und sie fühlen, daß eine der Armee gegönnte Erleichterung auch diesen zustatten kommt. Dazu hat die kolossale Beute an Gefangenen und Material, (gestern sah ich an fünfzig Kanonen und mehrere Mitrailleusen, mit grünen Reisern geschmückt und von Bayern eskortiert in Maxau durchführen), die den deutschen Truppen in die Hände gefallen, allen einen gewaltigen Respekt vor der Hirnkraft beigebracht, die in der Anführung der Deutschen arbeitet, und vor der gewaltigen Anstrengung der deutschen Armeen, deren Schutz diese blühende Provinz es allein zu verdanken hat, daß sie von der drohenden Invasion bewahrt worden.

In der Tat belebt das Gefühl hoher Dankbarkeit die Bewohner der Gegenden diesseits und jenseits des Rheins und in

jedem gemeinen Krieger erblicken sie mit Recht Erretter und Befreier. Das Glas köstlichen Weines, das sie dem durchmarschierenden streitbaren Sohne des großen Vaterlandes von dem Fenster herab unter Händedruck spenden, belebt dessen Kräfte, beschwingt dessen Gefühle, die ganz dem Ruhme und der Ehre Deutschlands geweiht sind; so verknüpft sich das körperliche auch hier mit dem geistigen Element, das Sittliche zu erzeugen, und man sieht die reine geistige Flamme der Begeisterung aus dem fetten Talg des tierischen Körpers hervorwachsen.

5. Weißenburg.

Die Erstürmung des Geißberges*) muß eine äußerst blutige gewesen sein und die Einbuße an Tapferen unsererseits eine sehr große. Noch jetzt ist die ganze Abdachung des Berges von Armaturstücken und anderem uns beim Anblick wehmütig stimmenden Soldatengute bedeckt, und der frischen Gräber, die natürlich nicht einen, sondern gleich einen Haufen Toter bedecken, sieht man sehr viele. Die Höhe des Berges, die drei weithin sichtbare Pappelbäume bezeichnen, weist drei solcher Gruben auf, die mit je einem Kreuze von übereinander gebundenen Zweigen geziert sind. Hier liegen die Braven, hier, wo sich dem Auge eine herrliche Aussicht nach dem Elsaß eröffnet, dessen gesegnete Gaue sie dem deutschen Vaterlande zurückerobert.

Noch immer erliegen in den Lazaretten, deren sich unterschiedliche hier befinden, täglich einige Schwerverwundete ihren Leiden, und hinter dem Kirchhof ist man mit der Herrichtung eines Militärfriedhofes soeben beschäftigt. In sehr geräumigen Gruben wird ohne militärisches oder kirchliches Gepränge und ohne Unterschied zwischen Freund und Feind der Neuverstorbene allabendlich bestattet, Held neben Held. General Douays Grab bemühte ich mich nicht aufzusuchen, er liegt innerhalb der Kirchhofsmauern in einem von den Gräbern, deren Hügel mit Kränzen von gelben Strohblumen, darauf in großen Lettern ein regret steht, geschmückt sind. Lange Zeit habe ich vor dem

*) 4. August 1870. Die französische Division Abel Douay wurde zurückgeworfen. Der Kommandeur selbst blieb im Treffen.

frischen Leichenhügel eines deutschen Gefallenen gestanden, dessen Name und Stand auf einem schwarzen Holzkreuz eingeschrieben ist: „Richard Georg Bieder, Leutnant im 58. preußischen Infanterieregiment.“ Der Beneidenswerte! Er ist wahrscheinlich in der Blüte seiner Jahre begeistert mit den anderen Brüdern in diesen heiligen Krieg gezogen, und am ersten Kampfes- und Siegestag für das Höchste auf Erden, für das Vaterland gestorben.

Von dem regen militärischen Treiben in hiesiger Stadt macht man sich schwerlich einen Begriff; man begegnet Truppen aus aller Herren Länder, vorzüglich aber Bayern und Preußen, die unter sich in der intimsten Waffenbrüderschaft leben und ihr deutsches Vaterlandsgefühl beim Ein- und Ausmarsch neuer Truppen in unermüdeter Weise ausströmen. Die Bewohner der Stadt aber stehen verblüfft und kopfschüttelnd in den Straßen da; so hatten sie sich die Deutschen nicht vorgestellt. Übrigens ist auch jetzt schon eine Annäherung zwischen dem Militär und der Zivilbevölkerung bemerkbar, die sich in durchaus würdiger Haltung vom ersten Tag der Besetzung Weißenburgs an aufgeführt und keineswegs jene fanatischen Missetaten begangen, deren man sie in den Zeitungen bezichtigt. Es ist keine einzige Person standrechtlich verurteilt, geschweige erschossen worden. Bei der Beschießung der Stadt ist leider das schönste Mädchen von Weißenburg, wie die Einwohner behaupten, Mademoiselle Schnabel, im Augenblick, da sie aus dem Keller, wo sie sich mit den Ihrigen verborgen gehalten, wieder heraufstieg, von einer Kugel tödlich verwundet worden; dieses ist das einzige Opfer an Menschenleben, das die Stadt zu beklagen hat. Resignation ist die Losung, die man hier am öftesten ausgesprochen hört; nur einige der älteren Bürger, die immer unter sich beisammen stehen und Französisch sprechen, zeigen durch den Ernst ihrer Mienen, wie wenig ihnen der seitherige Gang des Schicksals gefällt.

6. Auf dem Schlachtfeld von Wörth.

Reichshofen, 19. August.

Es war ein furchtbarer Kampf, der hier um Wörth stattgehabt; mit Bewunderung und Stolz schritt ich das lange Schlachtfeld ab, das mit zahllosen Gräbern bedeckt ist, und

davon ein schrecklicher Geruch, zumal wenn, wie gestern, der Wind ungünstig weht, verbreitet wird. Überall an den Wiesen und Feldern, vorzüglich aber an den Rändern der Straßen liegen zahllose Helme, Tornister, Patronentaschen, Stiefel, Monturstücke, Säbelscheiden, Proprietätsartikel und andere Stücke Soldateneigentums herum; bisweilen begegnet man einem größeren aus diesen Gegenständen gebildeten Haufen; dann und wann sind auch zusammengeschichtete Waffen und Gewehre sichtbar. Meistenteils sah ich deutschen Soldaten gehörige Ausrüstungsgegenstände, seltener solche, die ein Franzose besaß. Vielleicht lesen die Einwohner letztere Überreste fleißiger auf; denn trotz Verbots wird fortwährend auf den Feldern umhergestrichen und geraubt und genommen, was irgendwie noch brauchbar ist; vorzüglich aber wird auf Schuhbedeckung gefahndet sowie auf Geschirre. Öfter sah ich schon, wie Feldhüter solche beutemachende Leute vertrieben, und seit heute darf überhaupt kein Bewohner mehr seine Ortschaft verlassen, an welchem Verbote übrigens auch der Umstand mit Ursache sein kann, daß auf marschierende Truppen in den letzten Tagen mehrmals aus Wäldern und verdeckten Örtlichkeiten heraus geschossen wurde.

Wörth ist von dem Kampf arg mitgenommen; unterschiedliche Häuser sind zusammengeschossen, andere stark beschädigt. Aus jedem dritten Hause hängt eine weiße Fahne mit dem roten Kreuz heraus, es sind Lazarette; alles liegt voll Schwerverwundeter, während die leichter zu Transportierenden bereits nach auswärts, teilweise bis in ihre Heimat gebracht sind. Diesem wehenden Kreuzzeichen begegnet man überall in allen Dörfern, Höfen und Mühlen, und überall erblickt man offene bereitgehaltene Gräber. Die Kirchen vor allem sind in große Spitäler umgewandelt, und der Herr am Kreuze sieht dort auf Leidende herab, deren Wunden den seinigen gleichkommen. Ich habe manches Lazaretthaus, manche solche Kirche betreten und habe weinend darin gestanden. Das Elend ist zu groß, ich werde diese Armen vor mir sehen, solange ich lebe, und die Erinnerung an diese qualvoll Sterbenden wird mich nie verlassen. Die Wunden, die durch die heutigen Geschosse gebohrt werden, sind entsetzlich; ganze Eiterhöhlen klaffen einen an; ich schweige lieber.

Auf dem Rückzuge fanden bei Fröschweiler, Reichshofen und Niederbronn, namentlich aber am ersteren Ort, noch große Gefechte statt; die Straße dahin ist denn auch buchstäblich mit

Armatur usw. bedeckt, und zahllose Mitrailleusen-Patronen, davon ich Ihnen eine schicken werde, liegen umher. Die Kirche von Fröschweiler, das der Schlacht bei Wörth den Namen in den französischen Bulletins streitig gemacht, ist eingeäschert. Die Verheerung der Felder reicht bis hierher nach Reichshofen, einem Marktflecken, der größtenteils von Juden bewohnt wird, und der ein altertümliches Schloß als hauptsächlichstes Gebäude aufzuweisen hat; namentlich Überreste der französischen Kavallerie sind hier herum allenthalben bemerkbar. Diese Waffengattung hatte bei Wörth überhaupt ein schlimmes Schicksal: das 12. Kürassierregiment wurde bis auf zwölf Mann gefangen oder niedergemacht; es war, statt, wie wir erörtert, auf dem linken Flügel verwendet worden zu sein, auf dem rechten an jeder Bewegung behindert, zwischen Weinbergen aufgestellt gewesen. In dem Walde vor Fröschweiler müssen noch unbegrabene Leichname liegen, der Geruch, der ihm anstatt des frischen und angenehmen Waldgeruchs entströmt, ist ein pestilenzialischer; dort hat die Überwindung des Defilés eben wieder den Unseren viele Opfer gekostet. Wie ich es außerhalb Reichshofens, Niederbronn zu finden werde, weiß ich noch nicht; ich mache mich auf neue Spuren blutiger Kämpfe gefaßt.

7. Die Beschießung von Straßburg.

Hagenau, 25. August.

Unaufhörlich tauchen in der Geschichte neue glänzende Namen auf, und ebenso wie seither unbekannte oder wenigstens nicht genannte Familien durch die Verdienste eines ihrer Mitglieder plötzlich in aller Menschen Mund kommen, ebenso werden Städte, Flecken und Dörfer, von deren Existenz bislang die weite Welt nichts gewußt, mit einem Male zu berühmten Orten, die der Finger auf der Landkarte aufsucht, und von denen fortan nichts zu wissen geradezu für eine Schande gilt. Wörth, Pont-à-Mousson, Rezonville, Mars-la-Tour sind solche Namen; ihre Unsterblichkeit ist für lange Jahrhunderte hinaus gesichert. Dagegen gibt es wie unter den Geschlechtern, so auch unter den Städten Namen, die das Ausgezeichnete an sich haben, daß ihr Ruhm sich immer wieder erneuert, daß sich von Zeit zu Zeit immer wieder etwas Außerordentliches an sie knüpft,

das ihren vergoldeten Namensschild wieder in seinen alten Schimmer zurückversetzt. Eine solche Stadt ist unter anderen Straßburg. Jeder Deutsche nennt diesen Namen mit Stolz, einem Gefühle, dem sich seither freilich das an sich sehr unverträgliche der Beschämung zugesellte; denn auch für die Fehler und Versäumnisse unserer Voreltern fühlen wir uns mitschuldig, wie wir deren gute und große Taten auch für uns als Lebende zugute rechnen. Straßburg gilt aber auch auf französischer Seite als stolzer Name, und nicht leicht dürfte es in dem Ländergebiet, das dem alten Reiche der Karolinger entspricht, einen Städtenamen von volkstümlicherem Klang geben. Die jüngsten Tage haben nun die Erinnerung an diese alte Stadt neu aufgefrischt, und die Aufmerksamkeit aller Nationen ist auf die eben stattfindende Belagerung derselben gerichtet. Es dürfte daher für die Leser der „Presse" interessant sein, etwas Näheres über diese Aktion zu vernehmen.

Wenn man, wie in regulärer Zeit, per Bahn von Weißenburg nach Straßburg fährt, so ist dieses eine Wegstrecke, die man während der Brennzeit einiger guter Zigarren zurücklegen kann, und die Gegend ist dabei, so anmutig sie teilweise ist, doch immerhin so gewöhnlicher Art, daß ein Baedeker darüber sicher, ohne ihrer mit einer Silbe Erwähnung zu tun, hinweggehen wird; höchstens von dem auf der Hälfte des Weges liegenden Hagenau wird er vielleicht bemerken, daß dasselbe ehemals befestigt und eine freie Stadt des heiligen römischen Reiches war; vielleicht auch wird er beifügen, daß dieselbe eine sehr alte und schöne Kirche im Rundbogenstil aufweist. Das dürfte alles sein. Nicht so kurz wird sich aber derjenige fassen, dem es wie mir in jetziger Zeit und unter so abnormen Umständen bei der Unterbrechung des Personenverkehrs auf dieser Strecke beschieden oder vergönnt war (ich weiß nicht, wie ich sagen soll), diesen für einen Fußgänger immer langen Weg per pedes apostolorum zurückzulegen, jetzt, da der landschaftliche Reiz einer so alten Kulturgegend noch erhöht wird durch ein Krieger- und Volksleben, wie es gegenwärtig in diesem Landstriche als dem Schauplatz eines jüngst stattgehabten Kampfes und als dem noch künftiger Kriegsszenen sich entfaltet.

Fürwahr, ein Maler mit offenem Sinn, der jetzt auf dieser alten Etappen- und Heerstraße wandelte, könnte eine solche Fülle von Motiven einheimsen, er könnte so viele Ausbeute für

seinen Pinsel finden, daß er kaum wissen möchte, wie er all dieses Material zu Skizzen bewältigen sollte. Da begegnen uns lange Munitions- und Proviantkolonnen, Wagen mit Kranken und Verwundeten, zumeist von Bauern mit ihrem Dreimaster auf dem Kopfe geführt, und als Eskorte zwischen dem je soundso vielten der oft hundert Fuhren langen Reihe sehen wir einen schmucken Kavalleristen, den der vaterländische Regimentsschneider nach diesem oder jenem Schnitt uniformiert hat, auf seinem freilich nicht immer sehr munteren Rößlein reiten. Die linke Seite der Straße, die vorschriftsmäßig allerorts freigelassen ist, und auf der wir selbst, das Täschlein über der Schulter, daherschreiten, wird uns Prachtexemplare der berittenen Gendarmerie aus aller Herren Länder zur Sicherheitserhaltung in ihren verschiedenen Monturen und Armaturen aufweisen. Dann und wann werden wir auch einem geschlossenen Militärpikett oder einigen traurig am Wege hinziehenden Marodeuren begegnen; dann stoßen wir wieder auf eine der königlichen oder herzoglichen Fuhrwesensabteilungen, und endlich begegnet uns auch die staubaufwirbelnde Marschkolonne eines Bataillons oder einer Schwadron oder einer Batterie. So sah ich sie gegen Bitsch, so gegen Straßburg ziehen, die braven Landsleute aus Nord und Süd. Doch das ist bei allen Kriegsmärschen das nämliche Bild, und bei allem Wechsel wird man doch zuletzt eine Einförmigkeit verspüren, die uns auf das Gewirre und Getümmel einen Blick in einen stillen Wald- oder Wiesenpfad als ein Labsal erscheinen läßt, begehrenswert wie ein Trunk in der Hitze oder eine Nacht in der Ermüdung. Die Dörfer und Flecken, durch die man kommt, bieten gleichfalls ein und dasselbe Bild: es sind Halteorte der Truppen und requirierten Fuhrwerke, es sind Lazarette für Kranke und Verwundete, es sind die Quartiere übernachtender Krieger, die es sich bei ihren Quartierleuten bequem machen.

Überall sieht man die weiße Fahne mit dem roten Kreuz wehen, und bereit stehende Totentruhen belehren einen, daß die Hoffnung auf Wiedergenesung der meisten dieser armseligen Opfer des Krieges, darunter gar viele bereits amputiert sind, eine sehr geringe ist; ein Glück nur noch, daß Krankheiten und Seuchen bisher noch nicht in die Armeen und Spitäler eingedrungen. Unter dem Anblicke solcher Gruppen und Szenen gelangte ich denn nach Hagenau, und des anderen Tages machte

ich mich nach Straßburg auf den Weg. Kanonendonner, der freilich oft für lange verstummte, gab mir die genaue Richtung an; oft hielt ich still, bedenkend, wieviel ein solcher Schuß bedeuten könne; Tod und Verstümmlung manchmal zugleich für mehrere; jedenfalls regt er aber die Kampfleidenschaft neu an, er fordert eine Erwiderung heraus und wird so, wenn er auch selbst keinen Schaden anrichtet, doch zur Ursache eines solchen an Leib und Leben. In Brumt, das die Franzosen Brumath getauft haben, das aber heute seinen alten Namen mit Recht zu tragen schien, fing bereits der erhöhte kriegerische Ernst sich zu zeigen an. Hier sah ich einen großen Wagenpark aufgefahren und viel Kavallerie in Kantonierung; der Durchzug von Truppen hat das Städtchen arg mitgenommen, ein Glück nur, daß es zu weit von dem Belagerungsbezirke abliegt, um noch anderweitigem Schaden entgegensehen zu müssen. Der nächste Ort, Vendenheim, zeigt eine noch weit ernstere Physiognomie; außer mehreren Tausenden preußischer Landwehrmänner, die hier in Scheuern und Häusern untergebracht sind, ist ein ungeheurer Belagerungspark, aus Geschützen des schwersten Kalibers bestehend, in den Feldern der Straße entlang aufgefahren. Diese stehen hier in Bereitschaft, um, sobald vorn die Batteriebauten vollendet sind, zu ihren neuen Bestimmungsorten vorgebracht zu werden.

Von jetzt an beginnt das aufgehäufte Material, die Pulver- und Proviantmasse, das Schlachtvieh und der Train die Erde nach allen Seiten hin zu bedecken, und die am Horizont hervorragende Spitze des Straßburger Münsters zeigt mir die Nähe des kühn erstrebten Zieles an. Dort vor mir wird die Heerstraße von einer Feldwache abgeschlossen; wer weiter darauf fortschritte, würde den Kugeln der Belagerten, die die größte Munitionsverschwendung üben und sogar auf einzelne Soldaten Geschütze abfeuern, ausgesetzt sein. Es ist ein eigener Eindruck, den eine solche Schranke, die doch von menschlicher Willkür am Ende gezogen ist, auf das Herz hervorbringt, und die Wahrheit des Gedankens, daß der Mensch selbst das Schicksal ist, leuchtet einem an solcher hervortretender Macht des Dämonischen in uns vollkommen ein.

Auf einer Nebenstraße gelangen wir nun, jeden Augenblick von einem Wachtposten angehalten und um den Durchlaßschein befragt, nach dem Dorfe Lampertsheim, das als Hauptquartier

des Großherzogs von Baden neben seinem kriegerischen Aussehen noch einen höfischen Beigeschmack erhalten; wenigstens sah ich einen Küchenwagen und mehrere Fouriere in ihrer Galalivree, ein Anblick, der mich wenigstens mit dem Trost erfüllte, daß Seiner Großherzoglich Königlichen Hoheit hier inmitten ihrer ausdauernden und nachhaltigen Truppen nichts abgeht. 6000 Mann, meist Badener, liegen in Lampertsheim. Hier werden auch die Pulvermagazine angelegt, und Hunderte von requirierten Bauern arbeiten mit den Soldaten, mit denen sie Brot und Menage teilen, natürlich aber sonst unentgeltlich, an der Herstellung der erforderlichen Schanzen. Jetzt befindet man sich bereits in dem Gros der Belagerungstruppen, die in gleicher Dichtigkeit rings um die Festung bis auf die von dem Rhein begrenzte Front gelagert sind, worauf sich die Gesamtmacht der Belagerer auf mindestens 60 000 Mann berechnen dürfte. 570 schwere Geschütze, darunter solche der Marineartillerie, sind in dieser Enceinte versammelt; die Gesamtzahl aller Geschütze dürfte sich aber wohl auf ein paar Tausend belaufen; von Ingolstadt, Ulm, Rastatt, Germersheim, Köln, Ehrenbreitstein und Magdeburg her sind die Feuerschlünde hergebracht, um die widerspenstige Stadt zur Raison zu bringen.

Das nächste Dorf nach Lampertsheim, und hügelig gelegen, ist Mundolsheim, das Standquartier des Kommandanten der badischen Division. Hierher zu kommen, und unangefochten einen längeren Aufenthalt zu nehmen, dürfte nicht leicht jedem gelingen; die badischen Feldgendarmen scheinen noch aus der Zeit her, da sie auf Friedrich Hecker und Herwegh*) fahndeten und Mißtrauen in jedes anständig aussehende Menschenantlitz setzten. Dreimal ohne Pardon zurückgewiesen, von Wirt und Bauern, denen die Energie der hohen Feldpolizei imponierte, als geächtet von der Tür entfernt, gelang es mir dennoch, mir in einer Scheune eine Unterkunft zu verschaffen, aus der ich am 24. August Punkt 7 Uhr abends, eine preußische Militärmütze auf dem Kopfe, so ich auf dem Schlachtfelde bei Wörth gefunden, heraustrat und mit vielen Offizieren und Gemeinen den unfern gelegenen Observationshügel auf die Dauer einer fünfstündigen Beschießung Straßburgs bestieg. Bereits am Tage

*) Friedrich Hecker und Georg Herwegh, der Dichter, aus dem badischen Aufstand von 1848 bekannt.

war mehrmals in der Stadt sowie als Revanche dafür in Kehl Brand erregt worden, jetzt aber sollte ich, kurz nach Eröffnung des Bombardements, ein weit großartigeres Schauspiel gewahren. Alles lag anfänglich dunkel vor uns, und nur die ferne Säule des Münsterturms war durch den Nebel zu sehen, der Zielpunkt unserer Batterie. Plötzlich fiel ein Schuß, und eine Bombe flog in feurigem Bogen aus der Tiefe empor und senkte sich zu verheerender Wirkung auf feindlicher Seite. Jetzt begann auch drüben das Feuer, und im Wetteifer beschossen sich Belagerer und Belagerte. Bald sah man mehrere Feuersäulen in Straßburg sowie außerhalb desselben und namentlich in Kehl aufsteigen; der Himmel färbte sich rot und immer röter, dazwischen sah man heftige Brandraketen sowie das Spiel der goldenen Bälle, die, aus 26 Mörsern unsererseits geworfen, den Himmel wunderbar erhellten. Anderes schweres Geschütz donnerte und blitzte dazwischen; so ging es ununterbrochen fort, und im Dunkel der Nacht nahm es sich beinahe aus, als wenn elementarische Kräfte sich bekriegten. Noch um 11 Uhr wurde neue Munition in den im Schutz der vorangegangenen Nächte bis auf 800 Schritt vor der Crête der feindlichen Vorwerke erbauten Batterien — 100 Patronen per Geschütz — verteilt, und die Beschießung auf das nachdrücklichste bis nach Mitternacht fortgesetzt. Dann ward abgeschlagen. Die Truppen zogen sich, soweit sie nicht zu Wachtdiensten bestimmt waren, in ihre Kantonierungen geräuschlos zurück; die Unsrigen zählten vier Tote und acht Verwundete, die sofort rückwärts zu Grab und Spital gebracht wurden. Bald lag tiefe Stille über dem ganzen Gefilde, und nur der Ruf der das Feldgeschrei fordernden Patrouillen ließ sich von Zeit zu Zeit vernehmen.

Unter den Zuschauern befand sich, in einen Mantel gehüllt, der Großherzog von Baden; eigenes Vorrecht der Großen, daß sie solchen Schauspielen zuvörderst beiwohnen dürfen. Doch ich darf nicht vergessen, daß der Krieg, in dem wir uns befinden, keiner Eroberungslust entspringt. Meine Wenigkeit war ob ihrer Kopfbedeckung für einen Beamten der Feldpost gehalten worden. Wäre dieses doch der Fall gewesen, Sie hätten meine Berichte rascher übermittelt erhalten.

8. Die Beerdigung des Turkos Serghi Ben Henny.

Hagenau, 27. August.

In diesem Kriege, darin jeder Soldat sozusagen das Patent als Engel schon im Tournister mit sich trägt, darin der Wert des menschlichen Lebens (in der Tat gibt es höhere Güter) tiefer gesunken als je, ist vollends die Seele eines zweifelhaften Menschen, wie es ein Turko, zu einem Halbding geworden, demgegenüber selbst deutsche Unsterblichkeitstheoretiker stutzig werden.

Man liest von verwundeten Turkos, die ihre Pfleger in die Finger gebissen und deshalb, wie die Fabel geht, erschossen worden seien; man liest von der grausamen Art, wie sie sich gleich losgelassenen Bestien auf dem Schlachtfelde benehmen, und man verdammt mit Recht den Egoismus und die Rücksichtslosigkeit einer zivilisierten Regierung, die solche Halbwilde auf einen europäischen Kampfplatz entsendet. Aber weiter sollte man nicht gehen, und den barbarischen Feind gänzlich des Anrechts auf unser Mitgefühl zu entheben, wie es unterschiedliche Fanatiker tun, dazu haben wir wahrhaftig kein Recht. Stecken wir am Ende doch auch in keiner besseren Haut, wenn die ihrige auch etwas brauner gefärbt ist. Keiner von uns hat sich seine Bildung selbst gegeben, und die wenigsten unter uns besitzen ein so goldhaltiges, hochkarätiges Naturell, daß sie, unter den Kabylen geboren, weit über die Gefühlsweise und die Anschauungen eines Turkos hinausgekommen wären. Laßt uns einmal den brennenden Wüstensand so lange unter den Füßen haben, als sie ihn gehabt, laßt uns die Sonne jahraus, jahrein scheitelrecht über uns stehen, laßt uns von Datteln und Kamelsmilch nähren, nehmt uns Schulbänke, Bücher und Kanzeln, und wir wollen sehen. Ich glaube, diese materiellen und geistigen Beraubungen vorausgesetzt, stünde trotz des weißen Teints der Wilde da. Danken wir es der Vorsehung, daß sie uns eine höhere Stufe emporgeführt und von Anfang an in eine bessere Lage versetzt. Sind uns auch entwicklungsfähigere Keime verliehen, uns fällt das Verdienst nicht zu; sagen wir daher in demütigem Sinne, was Goethe einst in stolzem gesagt: Ich habe mich nicht selbst gemacht. Wie wenig aber auch die Turkos ihrerseits selbst den ungeheuren Bildungsabstand bemerken, der sie von uns trennen soll, wird durch die neulich gemeldete Nachricht bezeugt, daß sämtliche in Ingolstadt ge-

fangen gehaltenen Turkos sich zum Eintritt in die bayerische Armee gemeldet haben.

Es ist heute der Jahrestag Hegels, und ich handle gewiß nicht gegen den Geist des großen Geschichtsphilosophen, der das hochentwickelte Zerebralsystem der germanischen Rasse in so potenzierter Weise darstellt, wenn ich an diesem Tag Gedächtnisworte einem afrikanischen Mitbruder weihe, an dessen Grabe ich jüngst gestanden; hat doch unser großer Denker die Einheit des Menschengeschlechts in ihrer geschichtlichen Entwicklung vornehmlich darzutun versucht.

Nach vierzehntägigem Schmerzenslager war der tapfere Turko seinen Wunden erlegen. Heute sollte sich zum letzten Male mit Serghi Ben Henny eine Menschenhand befassen, und es war seine Beerdigung in der fremden kühlen Erde auf den Abend angesagt. Was ihm, wie allen ranglosen Kriegern, zugestanden worden, war nur ein Teilgrab, ein Mitbesitz an einer für Freund und Feind bestimmten großen Grube; allein für ihn, den Barbaren, war diese durch die Umstände gebotene Beigesellung zu den anderen Gefallenen eher noch, dank unserer Vorurteile, eine Auszeichnung. Diese Grube, mit einer zweiten von gleicher Größe parallel laufend, liegt hinter dem Friedhofe der christlichen Konfessionen einer elsässischen Stadt. Den Boden, aus dem sie gehoben waren, hatte die Gemeinde schon früher dem Ruheplatze ihrer Toten anzufügen gewünscht, allein die Besitzer derselben hatten einen so hohen Kaufpreis verlangt, daß die Väter der Stadt mit ihnen nicht handelseinig zu werden vermocht. Noch lagen die Akten zur Entscheidung in Paris, als der Krieg auch diesen schwebenden Prozeß entschied. Der deutsche Kommandant befahl dem Maire sofort, in den in Beschlag genommenen Boden die Haue einsetzen zu lassen.

Das erste Grab der Grube, die nun auch Ben Henny umschließt, liegt unter der Kirchhofsmauer, und sein Insasse ist ein deutscher Soldat, von welchem Kontingent, konnte ich nicht erfahren; neben ihm ruht ein Franzose, der Dritte ist wieder ein Deutscher, ein Westfale, und seinen Nachbar sahen wir heute hinabgelegt. Die drei bereits früher Gebetteten sind völlig mit Erde bedeckt, und nur die rechte Sargwand des zuvörderst liegenden, von einem glatt gehobelten Brett gebildet, schaut noch hervor. Auch Ben Henny erhielt seine acht Bretter, gleichsam als den Kahn, in dem er sich, da das Boot des

Charon von Alter morsch im Styx versunken ist, über das Nachtgewässer der Unterwelt hinüber kann schaukeln lassen an den Strand des Schattenreichs. Doch Ben Henny ist ja Mohammedaner; sein Paradies ist licht und oberirdisch, es sind die Gärten der Houris, dahin nach der Verheißung des Großpropheten zumal Helden von dem Schlachtfelde, unmittelbar dahin versetzt, mit schönen Frauen lustwandeln. Aber kein tanzender Derwisch schwang sich, Allahs Gnade und Erbarmung zu preisen, um dieses Grab, das bald der nasse Weihwedel und die erhobene Priesterhand christlich einsegnen wird. Ben Henny ruht im Angesichte des Gekreuzigten, dessen goldenen Marterleib eben, als die Beerdigung beginnen sollte, die Strahlen der Abendsonne mit Blut zu erfüllen schienen.

Es ging auf die siebente Stunde, und ich harrte bereits lange im Gespräche mit den bereit stehenden Totengräbern, diesen Chronisten der Friedhöfe, als sich aus den still liegenden Gräberstätten die schweren Schritte der Träger des erwarteten Sarges vernehmen ließen. Doch wir hörten auch noch weitere Schritte hinter ihnen. Wer mochte Serghi Ben Henny, dem Sohne des fernen Afrika, mit an das Grab folgen? Jetzt sahen wir den Sarg und die Träger, jetzt zeigte sich eine Anzahl bayerischer Soldaten, die Neugier und Teilnahme mit hergezogen hatten. Die Sonne warf eben ihre letzten und schönsten Strahlen über die Erde und beleuchtete die offene Grabeshöhle und den Mückenschwarm, der in goldenem Fluge bienenartig darin schwärmte.

Das enge Haus, darin der Turbanträger lag, ward auf den Boden gesetzt; die Last des Toten bezeichneten die die Stirn sich abwischenden Männer als sehr schwer. Nun wurde dem Obmann der Totengräber der Leichenschein übergeben, der also lautete: Serghi Ben Henny 1. des tirailleurs algériens, 3. Compagnie du 2. Bataillon de Medja (Algérie) Mahométan. Zwei der Gehilfen stiegen jetzt in die Grube hinab und zogen bloß mit den Händen den Sarg an sich, die Füße nach vorwärts gerichtet; sie drückten ihn dicht an die Sargwand des deutschen Schlafkameraden an und sprachen dabei, in schlechtem Deutsch ihre französische Gesinnung kundgebend, für Totengräber etwas zu zärtliche Worte. Die mitgekommenen Soldaten hatten, ehe der Sarg versenkt wurde, das Begehren gestellt, den Deckel nochmals abzunehmen; allein die Truhe war, wie herkömmlich, schon vernagelt, und so konnte ich von der

körperlichen Erscheinung des Toten kein treues Bild gewinnen, ich mußte ihn mir bloß als Mann seines Stammes mit dessen charakteristischen, halbwilden und halbgutmütigen, nun aber durch die erduldeten Schmerzen und den Todeskampf ins Grausige verzogenen Gesichtszügen vorstellen. Das braune, schmale Gesicht, die schwarzen, glasigen Augen, wer sollte sie ihm zugedrückt haben? Der dunkle, lockige Bart — es war mir, als sähe ich den Eingesargten offen vor mir daliegen in seiner hellblauen gelbbordierten Jacke mit den weißen Beinkleidern und den gleichfarbigen engen Strümpfen, die sich an die steifen Füße anlegen, kurz, ich sah Ben Henny, wie er in seiner Truhe liegt, um eine Speise der kosmopolitischen Würmer zu werden und zuletzt die Stengel von dem oder jenem Exemplar unserer nördlichen Flora zu stärkerem Triebe zu ernähren. Ich aber dachte an seine Mutter, die ihn in der Wüste gesäugt und groß gezogen, die er mit seinen weißen Zähnen als Knabe angelacht, die um ihn manche Sorge gehabt, manche Träne geweint haben mag; er schrumpfte vor mir zum Kinde ein und wuchs, indem ich seinen Lebensepochen folgte, vor mir wieder zum Jünglinge und Manne empor. Die ganze Geschichte dieses Menschengeschöpfes lebte ich in meinen Nerven nochmals durch.

Meine Landsleute hatten sich eben entfernen wollen, als einer der Totengräber sie noch einlud, für den verstorbenen Mitbruder ein andächtiges Vaterunser mitzubeten. Alle zogen sofort ihre Soldatenmützen herab und sprachen leise dem Vorbeter das Paternoster und Ave nach. „Herr gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm“, schloß das Gebet. Jetzt bedeckten sich alle wieder, und die freiwilligen Teilnehmer an dieser Beerdigung zogen sich schweigend in den Kirchhof zurück; ich aber mußte noch eine Weile stehen bleiben und in das zugleich trauliche und schaurige Grab hinuntersehen. Die Schaufeln begannen ihre Arbeit; ich hörte es schollern und kollern auf die bretterne Truhe des Turkos, die bald bis auf die rechte vorstehende Seitenwand mit Erde bedeckt war. So ging die Beerdigung des tapferen Afrikaners Serghi Ben Henny vor sich; die Art seiner tödlichen Verwundung konnte ich nicht erfahren. Die Erde sei ihm leicht!

Andere und höhere Gefühle als an dem Grabe dieses halbwilden Afrikaners empfand ich an den offenen Gräbern deutscher Helden. Während dort der Name Mensch den ganzen Appell

ausmachte, der mich an das tote Herz zu denken gemahnt, das einzige lockere Band, das ich zwischen ihm und mir fühlte, schien mir im letzteren Falle ein Teil von meinem Fleisch und Blut, ein Stück meines Lebens in die Grube zu gehen. Doch für hohe Schmerzen gibt es keine Worte; nur Klänge, die mit den Seufzern in unserer Brust wohnen, deuten das Empfundene an. Aber auch diese wollen sich nicht rein und frei losreißen von der Brust — der Schmerz ist noch zu frisch.

9. Stimmung und Zustände im Elsaß.

Der gänzliche Mangel an positiven Nachrichten in dieser ereignisvollen Zeit, den ich durch 14 Tage auf dem Kriegsschauplatz peinlich genug empfunden, veranlaßte mich zur augenblicklichen Rückkehr von demselben, und so kommt es, daß Sie heute einen aus Stuttgart datierten Brief erhalten. Während die Zeitungslektüre in diesen Tagen zu den Hauptbeschäftigungen jedes Gebildeten gehört, hatte ich diese lange Zeit durch keine Zeitung zu Gesicht bekommen, und erst in Germersheim gelang es mir, einige Nummern des Frankfurter Journals zu erhaschen und von den weltgeschichtlichen Fakten der drei inzwischen um Metz vorgefallenen Schlachten genauere Kenntnis zu nehmen. Zwar waren im Elsaß selbst dunkle Gerüchte hierüber durch die Luft geschwirrt, und ich wußte, daß sich Wichtiges ereignet, wie auch, daß die Gegend von Metz ungefähr der Schauplatz dieser Taten gewesen, über den Erfolg und die Größe des Kampfes war ich aber im Ungewissen geblieben, und das gleiche Los mit mir teilten nicht nur die Personen aus dem Zivilstande, die ich sprach, sondern sogar viele höhere Offiziere fand ich nicht besser unterrichtet. Mehrmals wurde ich von solchen angesprochen, ob ich nichts Neues wisse, und beim Austausch unserer Neuigkeiten zeigte sich oft, daß ich selbst noch etwas mitzuteilen hatte. Es ist charakteristisch für die Natur und Gestalt der heutigen Kriege, daß in ihnen das einzelne Individuum, wenn es nicht unter die wenigen gehört, die an der obersten Leitung teilnehmen, an einem gemeinsamen Werke, ja, ich möchte sagen Kunstwerke mitarbeitet, ohne selbst zu wissen, wie es in das Ganze, in die allgemeine Aktion eingreift, ohne einen Überblick über die Summe des Geleisteten während seiner Tätigkeit zu gewinnen. Nur das nächste Ziel liegt ihm vor

Augen. Doch auch derer, die vermöge ihrer Stellung in diese Teiloperationen ohne spezielle Kenntnis ihres Verhältnisses zur gesamten Kriegführung eingeweiht sind, gibt es nur wenige, und diese haben natürlich eine strenge Verschwiegenheit zu beobachten. Zeitungen findet man wie gesagt nirgends im Feindesland, und wenn dann und wann ein Sanitätszug aus der Ferne rückständige Nummern von solchen in die okkupierten Gegenden spediert, ist das Verlangen danach natürlich ein außerordentliches. Die Kombattanten in dem großen Krieg wollen aus ihnen erfahren, was sie denn eigentlich vollbracht.

Die Bevölkerung im Elsaß anlangend, befindet sich dieselbe über den Gang der Ereignisse in völliger Ungewißheit, ja, sie wiegt sich zum Teil noch in den glänzendsten Hoffnungen, ihre Leichtgläubigkeit Mitteilungen gegenüber, die von französischer Seite verbreitet worden, ist groß, wogegen sie von deutscher Seite gegebenen Aufschlüssen Ohr und Herz verschließt. Es gibt noch gar viele unter den elsässischen Bauern, die die französischen Waffen im entschiedenen Vorteile wähnen, und die großartigsten Siegesnachrichten werden unter ihnen unaufhörlich kolportiert. Da soll eine Armee von 80000 Mann Preußen (der Name Deutsche wird fast nie gebraucht) irgendwo in die Luft gesprengt worden sein; wo anders sind der König und Bismarck (den Namen Moltke kennen sie gar nicht) gefangen worden und seien demnächst nach Paris eingebracht worden. Freilich macht diese Hoffenden der anhaltende Vormarsch der Deutschen auch schon in ihrem Glauben wankend, aber das in Umlauf gesetzte Stichwort, daß es im ursprünglichen Kriegsplan liege, die Preußen so weit als möglich in das Innere von Frankreich zu locken, um sie dort um so sicherer aufzureiben, gibt dieser wichtigen Hoffnung den armseligen Strohhalm, daran sie sich festhalten kann. „Für uns Elsässer ist es hart, daß man einen solchen Kriegsplan entworfen, aber wir wurden darum nicht gefragt,“ fügen die Betörten halb drohend, halb resigniert hinzu.

Wo der Wunderglaube noch so im Schwung ist, als es in diesem, wenigstens was die deutschen Bildungselemente anlangt, seit zwei Jahrhunderten stehengebliebenen Lande der Fall, ist der gemachte Einwand, wo und wie sollen denn diese 80000 Preußen in die Luft gesprengt worden sein, ein vergeblicher. Der elsässische Bauer hört mit gesenktem Kopfe mürrisch nachsinnend unsere Einrede an und schüttelt bei jedem Argument

ungläubig den Kopf; er findet es ganz natürlich und schlau, daß wir Deutschen ihn in unserem Interesse zu täuschen und zu belügen suchen, daher er auch niemals so töricht sein wird, uns den geringsten Glauben zu schenken. Man müßte in der Tat den gefangenen Mac Mahon in einem Käfig unter ihnen herumführen, um sie eines Besseren oder, in ihrem Sinne gesprochen, eines Schlechteren zu belehren.

Was den erwähnten Hang zur Superstition anlangt, so glaube ich doch wohl von einem solchen sprechen zu dürfen, wenn ich die Äußerung eines Bauers anführe, der mir im Vertrauen mit leiser Stimme zuraunte, die preußischen Kugeln treffen schlecht, die Unsrigen sind fast alle fest und freigemacht gegen jeden Schuß. Diesem cogito ergo sum gegenüber blieb ich natürlich stumm; ich glaube nicht, daß im ganzen Elsaß sich ein einziges Exemplar der „kritischen Vernunft" befindet; es müßte sonst dort heller sein; wohl aber merkt man, daß der Simplizissimus dort geschrieben worden. Um übrigens der Wahrheit die ganze Ehre zu geben, so muß ich doch auch anführen, daß ich aus dem Munde eines von den als intelligent bekannten Tabakbauern der badischen Pfalz unlängst eine ähnliche Reminiszenz aus dem „Freischütz" gehört. Dieser teilte mir nämlich seine Verwunderung darüber mit, daß sich in diesem Kriege so viele erschießen lassen, da es doch Mittel gäbe, sich gegen Kugeln freizumachen. Nun weiß ich allerdings, daß solche Soldatenbüchlein, die zumeist obendrein noch mit einer bischöflichen Approbation auf dem Titelblatte versehen sind, existieren, in denen sehr probate Mittel und Gebete zu lesen sind, durch deren bloßes Hersagen man sich von Hieb und Stich gleich im Beginn des Feldzuges sichern oder doch in der Schlacht den andringenden Feind plötzlich zum Stehen bringen und ihm sogar Wunden und Verletzungen anzaubern kann; ich weiß dieses recht wohl, allein, wie will man von einem noch dazu protestantischen Militärkommando heutzutage die Empfehlung dieser zweifellos probaten Mittel im voraus erwarten?

Eine Hauptsache, warum der Franzose in diesem Kriege so leicht über die gegenseitige Stellung und die strategische Aufgabe der Armeen von den eigenen Landsleuten getäuscht wird, liegt in seiner bekannten Vorliebe für geographische Studien. Keiner hat einen deutlichen Begriff von der Konfiguration des Landes, von der Entfernung von Stadt zu Stadt, von der

Richtung und Länge der Straßen und Eisenbahnen. Angesichts dieser Unwissenheit ist es fast unmöglich, irgendeinem unter ihnen den Vormarsch der Deutschen gegen Paris klarzumachen. Wird jeder doch im vorhinein die ihm vorgezeigte Landkarte, als absichtlich ungenau und zum Betrug verfertigt, kaum eines rechten Blickes würdigen, aus Furcht, als ein nichtgläubiger Dummkopf zu gelten. Ihm liegt Paris ganz wo anders als uns, und ihm ist nicht nur Paris die erste Festung der Welt, sondern soundso viele starke Festungen liegen außerdem noch um diese gefeite Hauptstadt. Eine merkwürdige Zuversicht haben alle außerdem auf Chalons; es ist, als ob es das größte Bollwerk in Europa darstelle, als ob mit dem Namen Chalons die Existenz einer dort stehenden Armee notwendig verbunden sein müsse. Eine nicht geringere Bewunderung hegt der Elsässer für die fortifikatorische Stärke von Metz und Straßburg, und selbst Bitsch, Pfalzburg, Toul und Schlettstadt gelten ihm für Festungen und Waffenplätze ersten Ranges, vollgefüllt mit Truppen und verproviantiert auf viele Jahre hinaus.

Infolge dieser optimistischen Auffassung der Lage verbreitete sich neulich auf einmal in Weißenburg die Nachricht, eine französische Armee sei von Schlettstadt her in vollem Anmarsch. Und was taten die Weißenburger? Sie begannen sich zusammenzurotten, französische Trotzlieder zu singen, die Trikolore auszuhängen. Der Stadtkommandant (Weißenburg ist von Bayern besetzt), dem es wohl vorkommen konnte, als sei mit einem Male die ganze Stadt närrisch geworden, ließ die Tore schließen und der Bürgerschaft unter Trommelschlag verkünden, daß der Nächste, der sich noch rühre, dem Tod verfallen sei. Außerdem erhielten die wieder zur Raison gebrachten Weißenburger zur Belohuung ihres vorzeitigen Patriotismus noch am Abend 1500 Mann Einquartierung. Diese plötzliche Renitenz kontrastiert mit der sonst geheuchelten Friedfertigkeit und Lammesgeduld, von welcher Folie sich die deutsche Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit um so drastischer abheben soll, wiewohl es im Grunde umgekehrt der Fall ist. Ich hörte allenthalben die Worte aussprechen: „Uns ist es einerlei, ob wir preußisch oder wieder französisch werden, nur den ‚Fridde‘ wollen wir“. Solche Äußerungen bedeuten aber im Grunde nichts; im Innern der Häuser und überhaupt, wenn die Leute unter sich sind, wird ganz anders geredet. Ja, die dem Franzosen eigentümliche Keckheit

treibt einzelne sogar im Angesicht der gutmütigen Deutschen zu offensiven Kundgebungen. Namentlich in Hagenau befleißigt man sich solcher. Nicht nur, daß jedermann dort der französischen Sprache sich mit Absicht im gewöhnlichen Leben bedient, daß man die französische Nationalität verratende Kleider und Abzeichen trägt, daß das rote Band der Ehrenlegion in so manchem Knopfloch sichtbar, daß einem auf eine deutsche Anrede spöttisch und unfreundlich oder auch mit einem: „Ich weiß nicht" und Rückenzuwenden geantwortet wird; die Leute gehen im Vertrauen auf die deutsche Langmut und Nachsicht noch viel weiter. Ich will ein Beispiel anführen. In Hagenau befinden sich im gegenwärtigen Augenblicke in den Lazaretten nur noch Franzosen; die deutschen Verwundeten wurden sämtlich herausgeschafft; zur Pflege dieser Blessierten sind eine Anzahl von Ärzten aus Paris anwesend, die vollständig nach Belieben schalten und walten. Zu Mittag und Abend speisen diese natürlich in der Stadt sehr fetierten Kompatrioten im besten Gasthof an einer Tafel. Diese erhalten nun, obgleich der Gastwirt sonst die Miene annimmt — seine überall beobachtende Taktik —, als seien ihm Küche und Keller leer, nicht etwa ein frugales Diner und Souper, sondern eine mehr als splendide Bewirtung, wie sie solche in Paris nicht besser wünschen können. Aber nicht genug dieser Bevorzugung, die kopiöse Abfütterung geht in demselben Gastzimmer vor sich, wo deutsche Offiztere und Militärbeamte um ihr teures Geld ein kärgliches Mahl, aus Suppe und Braten bestehend, verzehren.

Nichtsdestoweniger scheint sich keiner unter diesen zu anderem Auftreten befugten Gästen über das ungleiche Traktament aufzuhalten, und höchstens ein mitleidiges Lächeln kann man auf den Gesichtern dieser honetten und mannhaften Krieger lesen; denn daß sie da bei ihrer spartanischen Kost die Herren und Sieger und jene bei ihren Kapaunen die Unterworfenen und Besiegten sind, dieses Bewußtsein haben sie alle in vollem Maße. Wirklich bin ich auch an anderen Orten einer wahren Herzlosigkeit dem Deutschen gegenüber begegnet; und wenn es auch an braven Quartiergebern nicht fehlt, unsere Soldaten werden genug hartherzigen begegnen, denen durch die volle Strenge des Gesetzes opponiert werden muß. Eine zu Wörth in dem dortigen Gasthause erlebte Szene kann ich zur Begründung meines Vorwurfes nicht verschweigen. Dort sah ich an einem Sonntag-

nachmittag einen Bauern seine alte silberne Uhr unter den Gästen, darunter viele deutsche Soldaten, vorzeigen, und im ruhigsten Tone hörte ich ihn erzählen, daß ihm dieselbe zu Hause in einem benachbarten Dorfe von einem deutschen Soldaten den Tag vorher entwendet worden. Auf seine Anzeige hin habe man den Täter heute früh erschossen, nachdem er die Nacht durch an den Händen gebunden in einem Chausseegraben sitzend zugebracht. Auf diese Eröffnung hin sprach keiner der Soldaten ein Wort, so daß ich dazu gezwungen war. Ich sagte dem Unbarmherzigen: „Zweifellos seid Ihr der größte Spitzbube, und wenn ich etwas zu sagen hätte, ließe ich Euch fünfundzwanzig aufmessen. Übrigens wird Euch der Schatten des Erschossenen so oft vor den Augen stehen, als Ihr diese Uhr hervorzieht." Jetzt wurde unter den Soldaten und anwesenden Bauern ein beifälliges Murmeln hörbar, eine andere Kundgebung seines Gefühles wagte keiner.

10. Napoleon im Freien.

Wilhelmshöhe, 12. September.

Gestern endlich habe ich den Kaiser*) gesehen, und ich berichte Ihnen unmittelbar darüber. Die ungünstige Witterung in den letzten Tagen hatte den Gefangenen fast gänzlich in das Schloß gebannt. Am Freitag, des Nachmittags gegen 5 Uhr, sah man ihn, da der Regen, der sonst den ganzen Tag anhielt, etwas nachgelassen, in Begleitung seines Arztes Dr. Corneau (die Journale nennen irrtümlich Dr. Nelaton) und dreier Generale aus seinem Gefolge eine Promenade im Park machen, und gestern war er, wiewohl es nicht regnete, ja zeitweise die Sonne schien, nicht auf einen Augenblick aus seinen Gemächern herausgekommen. Gestern war aber auch noch ein besonderer Grund vorhanden, weshalb sich der unfreiwillige Gast auf Wilhelmshöhe nicht blicken ließ: es brannte nämlich im Schlosse. Das Feuer war des Morgens um 7 Uhr in der Kaffeeküche ausgebrochen, und merkwürdigerweise schlug zuerst die Flamme im benachbart gelegenen Arbeitszimmer des Kaisers aus der Wand hervor; dort hatte sie nämlich einen Leitbalken ergriffen

*) Napoleon III., der am 2. September 1870 bei Sedan mit 83000 Mann in Kriegsgefangenschaft geraten war.

und leckte so, heimlich daran hinzüngelnd, plötzlich rot heraus, gleichsam das rote Gespenst der Revolution in Paris versinnlichend; doch auch als eine Art Menetekel könnte sie gedeutet werden. Eine rasch herbeigeholte Spritze beseitigte zwar die Gefahr, da aber in der Besorgnis, der Brand möge im verborgenen weiter zehren und um sich greifen, ganze Mauerstücke in den zunächst bedrohten Zimmern heruntergerissen wurden, und da ein penetranter Geruch bald den ganzen Schloßflügel durchdrang, so siedelte Napoleon noch im Laufe des Vormittags in den jenseitigen über, nachdem derselbe zuvor mit rasch herbeigeschafften Blumen und Gewächsen geziert worden. Die Dienerschaft erzählte überdies, daß es Napoleon im Schlosse kalt finde, und daß deshalb in den Öfen sehr stark geheizt werden müßte. So mag er auch diesen Tag drinnen gesessen sein, in die Lektüre deutscher, französischer und englischer Journale und deren Hiobsposten vertieft.

Für gestern, einen Sonntag, versprach ich mir gleichfalls nicht viel von einem Besuche auf Wilhelmshöhe. Es eilten so viele Menschen zu Wagen und zu Fuß hinaus, und ich zog den Stolz des Kaisers mit in die Rechnung. Gleichwohl war ich schon um 8 Uhr morgens (der Kaiser promenierte an dem ersten Tage seines Hierseins sehr früh) auf meinem Platz, und wieder hatte ich eine lange Geduldsprobe zu bestehen, denn des immer und ewig gleichen Anblicks der müßig herumstehenden Livreediener oder der auf den kleinen Balustraden des Schlosses vorübereilenden Küchenmädchen und Köche sowie der vor dem Schloß promenierenden und aus Langeweile mit den Stöcken Lufthiebe schlagenden Generale war ich nachgerade satt geworden. Mein Auge fühlte sich infolge des langen Hinsehens auf die weiße Kalkwand angegriffen, und selbst die ihm zeitweise gegönnte Rast und das oft genossene Labsal eines Blickes in den grünen rückwärtsliegenden Park und zu den dahinter sanft ansteigenden Bergen mit ihren herrlichen Buchenwäldern ließ mich das Unangenehme des ewigen Farbeneinerleis nicht länger ertragen. Dazu verriet gegen 10 Uhr ein Diener, der Kaiser sei in der Messe, die von dem Dechant aus Kassel zelebriert werde, und hernach gehe er zum Frühstück, was aber weiter geschehe, wisse man nicht.

Wahrhaft glücklich, auf diese Auskunft hin von einem weiteren Harren abstehen zu können, schlug ich den Weg, den nächsten

nach dem Park, ein und begab mich im Halbbogen nach dem kleinen See, der, von zwei einsamen stolzen Schwänen bewohnt, gerade wieder vor der Mitte des Schlosses liegt, ebenso wie das in weiterer Ferne aufragende Oktogon, dessen Plattform eine Pyramide mit der Kolossalstatue des Herkules krönt. Wie wohl war es mir hier in diesem Park, bei dem man nicht unterscheiden kann, ob Kunst oder Natur in ihrem Wetteifer das Größere getan, wo das riesige Treibhaus Eichen benachbart steht, die mehrere Mann nicht zu umspannen vermögen. Was hier der Gartenkünstler speziell an dem großen Stile der freidichtenden Natur verändert, schien mir in der künstlerischen Anordnung der Wäldermassen zu liegen, in der Symmetrie, die sich selbst inmitten des Wilden und Ursprünglichen bemerkbar macht, und es gebändigt zeigt durch holden Zwang, durch eine das Große und Erhabene nicht beeinträchtigende Grazie, kurz durch Kunst in der hohen Bedeutung des Wortes. Wo auch dieser Menschengeist, möchte ich sagen, in die Natur gebracht ist, wird sie weich, still und gleichsam menschlich selbst, still im griechischen Sinn. Gärten, die so angelegt sind, erscheinen zeichnerisch ebenso schön wie malerisch; kurz, es ist ein antikes Element in ihnen, und man kann sich daran wirklich zu jeder Stunde den großen Pan, diesen Gott der Stille, schlafend denken. Die Schere des Gartenkünstlers übt auf Wilhelmshöhe nur an wenigen Stellen ihr strenges Zensoramt, im ganzen ist dem Samen und den Wurzeln, dem Erdreich, dem Himmel und den Jahreszeiten alles anheimgestellt, und der Boden bringt hervor, was und wie er es kann. Es wird ihm nicht zugemutet, verzärtelte Gewächse einer wärmeren Zone hervorzubringen, und selbst die wilde Kastanie sah ich nirgends, aber preiswürdige Tannen, Eichen und Buchen stehen überall im Umkreise. Der Gartenkünstler und der Förster reichen sich die Hand. Und inmitten der Waldheimlichkeit und der Wiesenteppiche diese stillen Teiche, diese Tempel, diese künstlichen Ruinen von Burgen und Aquadukten und endlich, hoch vor und über uns, ein Bau, den die Titanen selbst aufgetürmt zu haben scheinen! In der Tat, dieser Park sucht seinesgleichen.

Fast hätte ich, in solche Naturgenüsse und Betrachtungen versenkt, den Kaiser und den eigentlichen Zweck meines Hierseins vergessen, als ich, wie von ungefähr der Fassade des Schlosses mich wieder zuwendend, dort den fernhin leuchtenden Schimmer

zweier Rothosen wahrnahm. Wieder ein paar promenierende Generale, dachte ich mir und wollte mich eben wieder der schöneren Seite des Parkes zukehren, als ich zufällig in meiner nächsten Nähe zwei junge Leute durch einen Tubus nach dem Schlosse blicken sah. Ich trat auf sie zu und erhielt auf Befragen die Antwort, daß keiner der beiden Lustwandelnden der Kaiser sei; zugleich bot man mir, damit ich mich selbst überzeuge, das Perspektiv. Ich ergriff es, schraubte daran und hob es vor das Auge, das freilich sehr langsam wandelnde Ziel suchend. Jetzt war es grau vor mir, jetzt grün, jetzt weiß, jetzt wurde es krapprot, jetzt, etwas höher, blau und endlich wieder rötlich; es war die Fleischfarbe eines Gesichtes. Aber welches Gesichtes? Mitten in das Gesicht Napoleons III. sah ich; es hatte die Größe eines Vollmondes und auch eine gewisse Ähnlichkeit damit. Das bekannte Nasengebirge trat sehr deutlich hervor, sowie die sonstigen Höhen und Tiefen. Ja, ich erkannte dieses unschöne, stets abstoßende und doch wieder anziehende Gesicht wieder, aber wie alt und verwettert sah es heute aus, wie voll und zugleich doch eingefallen! Und die Haare erst, die sich glatt an die Schläfen schmiegten, und die Spitzen dieses weltberühmten Knebel- und Schnurrbartes, wie waren sie verbleicht! In der Tat, ich glaubte aus diesem Mondgebirge heraus einige Gletscher zu sehen.

Aber jetzt, da meine Hand unruhiger geworden war, trat das goldverbrämte Käppi mit seinem gerade vorstehenden Kappenschilde in meinen Gesichtskreis, und ich gab den Besitzern des Fernrohres dasselbe mit den Worten zurück: „Es ist der Kaiser selbst."

Nun hob ich aber die Beine auf und lief gegen das Schloß zurück; so schnell war ich einst neugierig neben dem stolz dahertrabenden Kaiser hergelaufen, als er, an seiner Seite den dicken König von Holland*), von einer Revue auf dem Marsfeld nach den Tuilerien heimtrabte, das Gerassel der goldstrahlenden Hundertgarden hinter sich. Und heute! Doch ich hatte keine Zeit, Betrachtungen anzustellen, ich mußte vielmehr trachten, den gefangenen Kaiser in der Nähe zu sehen. Aber durch den Laubgang vor das Schloß geeilt, gewahrte ich niemanden mehr vor demselben. Umstehende sagten mir, der Kaiser sei, als er der vielen Menschen ansichtig geworden, alsbald wieder in das

*) Wilhelm III., König der Niederlande 1849—1890.

Schloß zurückgetreten. Die Sonne schien zu freundlich vom entwölkten Himmel herab, die Luft war zu still und warm und köstlich einzuatmen, als daß ich an ein gänzliches Sichzurückziehen glauben konnte.

Ich beschloß, mich rasch vor die Außenfront des Schlosses zu begeben, und wenn er da nicht wäre, in den Seitengängen des Parkes zu forschen. Ich tat so, und siehe, als ich von der Seite der anderen Fassade genaht, erblickte ich zwei französische Generale zusammensitzend auf einer grauen Gartenbank vor dem Schlosse. Der mir zunächst zugewendete, ein langer, hagerer Mann mit dichtem, schwarzem Bart, den Stern der Ehrenlegion auf der Brust, — er war es nicht; der Körper des zweiten aber, der den Kopf still zur Erde geneigt hielt, war nahezu durch den linkssitzenden Begleiter verdeckt. Jetzt erhob aber dieser andere seinen Kopf und blickte nach der Seite, mir gerade entgegen; ich glaubte, ein Lämmergeier, der in den Kordilleren geboren, sehe mich an, ich erkannte den scharfen Schnitt des Gesichtes, diese schlaffen und anscheinend teilnahmslosen und doch stets von innerem Leben gespannten Züge, diese halbverschleierten, beutegierigen und doch nach keinem festen Ziel ausblickenden Augen; ich erkannte Napoleon III. Ich näherte mich ihm bis hart vor den einen der Doppelposten, die zu seiner Beehrung und Bewachung zugleich dort standen. Wieder senkte der Kaiser den Blick und sah träumerisch zu Boden; dann schien es, als schaute er das in der Tiefe vor ihm liegende Kassel an, das so sonnig und heiter vor ihm lag, und vor dem ein prächtiger Buchen- und Eichenwald den Übergang in das sanfte Grün und spielende Gold der Felder sowie von diesen in weiter Ferne zu der lichtblauen Bergkette bildet. Ich glaube wohl, der Kaiser sah hinab; aber immer wieder schien er in sich zu versinken. Jetzt aber johlte das Volk von Kassel, das endlich gleich mir und Wenigen auf die rechte Fährte gekommen war, heran, und ein Schweizer, heute des Sonntags wegen in Gala gekleidet, erschien mit seinem betreßten Rocke und erhobenem Stocke und drängte uns zurück.

Gleichzeitig stießen auch von unten emporklimmende Scharen beiderlei Geschlechtes laute Schreie aus. Der Kaiser war in seiner Ruhe gestört; er erhob sich und schob seinen linken Arm unter den des ihn begleitenden Generals (es war Castelnau). Langsamen Schrittes bewegte er sich jetzt von uns längs der

Fassade des Schlosses hin, das an dem Ende, einen einwärts gehenden Bogen beschreibend, ihn unseren Blicken entzog. Doch siehe, er kam nochmals zurück, und mehrmals wiederholte er denselben Weg. Nun war er, da sein Gang ein äußerst langsamer war, lange vor meinen Augen sichtbar. Die kleine, kurze Gestalt, unförmlich gewachsen und jetzt noch durch eine fast übermäßige Korpulenz verunstaltet, in diesen farbengrellen Kleidern noch dazu, wie wenig edel erschien sie mir, und doch bedurfte es nicht des in Gesellschaft mehrerer preußischer Orden schimmernden Sternes auf der Brust dieses sonst gleich jedem anderen General gekleideten Mannes, um den Kaiser in ihm zu erkennen; die lange Gewohnheit, zu herrschen, zeigt sich an Haltung und Bewegung jedes Gliedes. Napoleon erschien äußerst niedergedrückt, innerlich höchst unglücklich, nach außen aber ruhig, geduldig, fast möchte ich sagen demütig. Den Kopf hatte er müde auf die eine Seite hängen, was bei seinen breiten Schultern und dem kurzen Hals einen kläglichen Anblick bewirkte; er sah aus wie einer, den einmal der Schlag gerührt und dem das Merkmal äußerlich geblieben. Und doch war an ihm der charakteristische Zug des Lauernden, Aufhorchenden, des Spekulierenden und Grübelnden verblieben. Namentlich wenn er sich umbog und sein Gesicht uns das Profil zukehrte, bemerkte ich diesen verschmitzten, fast tierisch lauernden Zug, der in den Karikaturenbildern allemal ins Lächerliche übertrieben wird. Auch der starke Hinterkopf, die Partie um die Ohren, ja selbst die Frisur des Haares läßt jene ans Niedrige grenzende Listigkeit uns intuitiv erkennen.

Napoleon sprach kein Wort mit seinem Begleiter; aber mehrmals richtete er seinen Blick auf das Publikum, und er würde dasselbe sicher gegrüßt haben, wie er auch stets beim Vorübergehen an den zuletzt nachlässig dastehenden Posten die Mütze lüftete, wenn auch nur ein Hut auf unserer Seite sich bewegt hätte. Während dieses Auf- und Abwandelns nun kam plötzlich ein Diener herbei und trat zu dem General heran. Napoleon blieb allsogleich stehen und hörte der Unterredung beider zu, den Kopf öfter herumdrehend, als erwarte er jemanden. Da stürzte mit einem Male ein noch junger Mann in gewöhnlichem Zivilanzug aus dem Schloß und auf den Kaiser zu. Er verneigte sich tief vor demselben und ergriff die ihm dargebotene Hand seines Monarchen, sie zum Kusse an die Lippen ziehend. Napoleon

schien sehr ergriffen; er hieß den so lebhaft seine Anhänglichkeit Bezeugenden sich bedecken, und gestattete demselben, teilnahmsvoll jedem seiner Worte zuhörend, die Promenade mitzumachen. Es schien, als ob entweder die Lebhaftigkeit der Gefühle oder ein absichtliches Zusammennehmen dem Kaiser seine Hinfälligkeit für den Augenblick weggenommen; er zog seinen Arm aus dem Castelnaus und ging, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, festen und sicheren Schrittes dahin. Jetzt konnte man den Mann wieder erkennen, dessen Wille so lange Europa imponiert. Aber bald entschwand die Gruppe langsam wandelnd unseren Augen; der Kaiser war ins Schloß zurückgekehrt. Später erfuhr ich, daß der junge Mann einer aus dem Gefolge sei, der im Begriffe stehe, nach Frankreich zurückzukehren. Wahrscheinlich gab ihm der Kaiser Aufträge und Befehle mit.

So hatte ich denn Napoleon III. gesehen, und zufrieden mit der Ausbeute des Tages, ging ich wieder in den Park zurück, um das bald beginnende Springen und Spielen der Wasser mir mit anzusehen. Aber den ganzen Tag durch, wo ich auch wandelte, stand das Bild des aus solcher Höhe Gestürzten vor mir, das Bild Napoleons III., der, so verdient auch der Lohn ist, den er jetzt empfangen, doch als eine Berühmtheit unseres Zeitalters, als Ruine des ersten Mannes in Europa, vor dem alle seine Zeitgenossen weiland in den Hintergrund traten, die Aufmerksamkeit jedes empfindenden Menschen erregen muß.

11. Ein Spaziergang um Metz.

Ohne über die weiteren Stationen, die ich auf meinen Fahrten gemacht, und die doch mehr nur ein subjektives Interesse für mich haben, Weiteres zu berichten, komme ich heute unmittelbar auf meinen Besuch vor Metz zu sprechen, das jetzt noch wie vor vier Wochen die Augen der Welt auf sich zieht und nach der Einnahme von Paris wahrscheinlich eine noch erhöhtere Bedeutung gewinnen wird. Sind doch hier die letzten Widerstände des französischen Reiches konzentriert *)

Metz ist eingeschlossen und nicht eigentlich belagert. Innerhalb seines Rayons eine Armee von mehr als 150 000 Mann bergend, die wiederum von mehreren kombinierten Armeen in der Stärke von zirka 150 000 umlagert sind, bietet dieser erste

*) Metz teilte Sedans Schicksal am 27. Oktober 1870.

Waffenplatz Frankreichs, man mag sich ihm nähern von welcher Seite man will, ein großartiges Bild und Schauspiel dar, damit nur wenige aus der Geschichte der Belagerungen und Festungskämpfe verglichen werden können. Meine Annäherung bewerkstelligte ich von Saarbrücken aus, und zwar auf der dem Personenverkehr wieder übergebenen Bahn über Forbach bis Courcelles, an welcher Haltestelle die Nähe der Festung der Lokomotive Halt gebietet. Bis Herny bemerkte ich, mehrere uns begegnende Proviantzüge ausgenommen, noch nichts Außerordentliches, und ich hatte volle Zeit, die von den ersten Tagemärschen der deutschen Armee zeugenden Biwakstellen und sonstigen Kriegsspuren auf den Feldern der sonst so fruchtbaren Gegend wahrzunehmen. Erst in Herny beginnt das gegenwärtige Kriegsleben die Erinnerung an das unlängst vergangene in den Hintergrund zu drängen. Die Haltestelle, auf der uns die Pässe abverlangt wurden, weist das bunteste Treiben auf; Soldaten aller Waffengattungen und Nuancen innerhalb derselben, von allen Farben und Abzeichen stehen in malerischen Gruppen beieinander; es sind vornehmlich Preußen und außer diesen nur noch Hessen-Darmstädter; andere deutsche Truppen liegen vor Metz nicht.

Der Soldat in der Garnison, wie er zur Propretéparade und Monturvisite ausrückt, ist für den Maler eine wenig dankbare Aufgabe. Sein Rock, sei er nun blau, weiß oder hechtgrau, mit dem gleichmäßigen Schnitt und Aufputz, der sich bis auf die gleiche Zahl Knöpfe erstreckt, macht ihn, so sehr auch das Auge des militärischen Fachmanns davon entzückt sein mag, im höheren künstlerischen Sinne unschön, es fehlt das individuell Unterschiedene daran, und da die neuere Kunst im Gegensatz zu der alten das Generelle durch das Besondere gibt und daher in allem von der Individualität ausgeht, so findet sie sich diesen uniformierten und exerzierten Menschen gegenüber fast auf den Standpunkt des antiken Künstlers zurückversetzt.

Anders wird die Sache, wenn Märsche, Biwake, die Unbilden der Witterung und selbst die Spuren des Kampfes an diesen unförmigen Bekleidungsstücken sichtbar werden, wenn das Ordonnanzmäßige, wie man sagt, an Montur und selbst Armatur verschwindet, wenn die bunten Schnüre und Paspeln verblaßt, die blanken Knöpfe und Helmschilder angelaufen, die sonst stets

ausgeklopften Hosen und Röcke gründlich bestaubt und beschmutzt sind. Betrachtet man dazu die Verwilderung der Bärte, die sonnverbrannten und stärker markierten Gesichter, so kann man an jeder einzelnen Gestalt diese individuelle Besonderheit wahrnehmen, und der neue Künstler kann wieder herantreten und mit Wohlgefallen sein Skizzenbuch öffnen; Marketenderbuden, Viehtreiber, lothringische Bauern mit ihren Fronfuhrwerken, ab- und zusprengende Ordonnanzen, französische Gefangene und ihre Eskorte verleihen diesem charakteristischen Bilde noch weitere Reize. Die blaue Bluse des von seinem Mobilgardegedanken abgestandenen Einheimischen steigert sich wirksam bis zu tieferem Blau in dem Rock des eben abgesessenen Ulanen dessen Lanze einen allgefürchteten Wimpel trägt.

Unser Zug setzte sich wieder in Bewegung, und wir gelangten bald nach Remilly, das uns ein noch imposanteres Bild darbietet: die Nähe der gewaltigen Heeresmassen kündet sich uns an. Die Felder rings um das Dorf, die schon von früheren Biwaken und einem Gefechte stark mitgenommen sind, dienen zunächst dem Bahnhof zur Aufstellung einer Unzahl requirierter Bauernwagen, die die militärischen Proviantkolonnen unterstützen. Man glaubt einen Jahrmarkt vor sich zu haben, nur daß das fröhliche Leben der freiwillig Zusammengeströmten fehlt. Überdies deutet der Zustand der Pferde und Wagen auf unermüdliche Fahrt bei Tag und Nacht. Erstere, meist dauerhafte Normännerschimmel von robustem Knochenbau, fangen bereits an, sich für den Abdecker, diesen letzten Freund des Pferdes, zu qualifizieren, und nur hier und da weist ein Gespann noch die feurigen Kräfte auf, die einer edleren Rasse eigentümlich; es sind wohl die Luxuspferde eines reichen Mannes; denn alle im weiten Umkreis wurden requiriert, ja, die meisten kamen sogar aus ziemlicher Ferne, denn die Bewohner der Ortschaften um Metz haben sich mit ihrer Habe meist in die Festung geflüchtet.

Betritt man das Dorf Remilly selbst, so sieht man sämtliche Türen offenstehen; die Häuser sind bis unter die Dächer mit Mannschaften belegt, in den ansehnlicheren wohnen Offiziere oder sind Bureaus darinnen eingerichtet, und in den ehemaligen Wirtschaften, deren Aufschriften aussagen, daß man dort zu Fuß und mit Pferd logieren kann, verzapfen fremde Wirte und Marketender deutsches Bier und verabreichen pommersche

Schnäpse. Nur ein Hotel, „Au voyageur“ benannt, setzt seine Gastlichkeit um hohe Preise fort. Übrigens verstehen es die Marketender, selbst die Hotelwirte an Teuerkeit womöglich noch zu übertreffen, und der arme Soldat ist hier wie anderwärts, was einzelne seiner Bedürfnisse anbelangt, Leuten überliefert, die offenbar nur auf den Kriegsschauplatz gekommen sind, um sich rasch ein Vermögen zu machen. Wenn in dem Verproviantierungswesen der deutschen Armeen noch etwas fehlt, so sind dieses Feldbrauereien; 2½ Silbergroschen für ein Glas Bier, wie es der Soldat, der im ganzen 4½ Silbergroschen als Kriegslöhnung erhält um Metz, bezahlen muß, ist exorbitant und macht die Erhöhung des Soldes wirklich illusorisch. Für patriotische Vereine böte sich im betreff dieses Punktes viel Anlaß zu wirksamer Hilfe dar, und wenn es auch außer ihren Kräften stände, der enormen Konsumtion vollständig Rechnung zu tragen, so könnten doch durch solche uneigennützige Konkurrenz die Preise, wie sie interessierte Geschäftsleute stellen, immerhin herabgedrückt werden.

Die Schienen von Remilly tragen die letzten gewaltigen Lasten an die Armee heran. Wir passierten einen Zug von sicher einer halben Stunde Weglänge; er kam von Halle und Magdeburg. Zu Courcelles angelangt, standen wir bereits mitten in einem Biwak; der Zugang zu dem seitwärts gelegenen Dorfe, in dem, beiläufig gesagt, noch im ganzen drei Einwohner weilten, ist von Wachtposten und Feldgendarmen zu Fuß abgesperrt. Ein weiteres Vordringen gegen Metz auf dem durchführenden Kolonnenwege schien mir daher von hier aus unmöglich, und ich resignierte bereits auf eine weitere Befriedigung meiner Neugier, als das Schicksal mich zufällig mit zwei jungen Ärzten aus Breslau zusammenführte, die nach dem Lazarett an der Mosel instradiert waren. Mit Dank nahm ich ihre Einladung, mich ihnen anzuschließen, an, und alsbald machten wir uns wohlgemut auf den Weg. Nach etwa zweistündigem Marsche auf der Etappenstraße, die von Fuhrwerken aller Arten bedeckt war, gelangten wir, mehrmals von berittenen Gendarmen um unsere Legitimation befragt, endlich auf ein Hochplateau, wo wir des fernliegenden Metz und seiner Bergzitadelle St. Quentin ansichtig wurden. Schon hielten wir unseren Marsch für bald beendet und schritten, ohne des Wegweisers zu achten, auf einer zwar stattlich breiten, aber gänzlich

stillen Chaussee weiter; die Pappelbäume zu beiden Seiten waren größtenteils abgehauen, und dann und wann hatten wir einen Doppelposten zu passieren, der uns nach kurzer Examinierung weiter ließ. Jetzt kamen wir an ein ehemaliges Posthaus, dann an ein Gehöft, und schon blickten wieder die Bajonette eines Doppelpostens vor uns, als wir eines preußischen Generals ansichtig wurden, der, an einen Pappelbaum mit dem Rücken angelehnt, uns einsame Wanderer mit forschendem Auge betrachtete. „Na, wohin des Weges, meine Herren,“ fragte er uns, als wir jetzt vor ihm standen; etwas betroffen über diese Anrede hielten wir gleichzeitig stille. „Wir sind Ärzte, die nach Ars dirigiert sind,“ erwiderten meine Begleiter, ihre Legitimationskarten hervorziehend. „Da sind Sie irre gegangen,“ bemerkte hierauf unser Examinator, der, wie wir später erfuhren, General von der Goltz*) war. „Sie müssen seitwärts nach Marly oder zurück; dort steht schon meine letzte Feldwache, wir sind ganz in der Nähe des Feindes.“ Nach kurzem Bedenken zogen wir das erstere vor und schlugen uns, nachdem wir für die Auskunft gedankt, seitwärts gegen einen Wald zu; aber bald erwachte die Begier in uns, da wir den Vorposten so nahe, denselben dennoch einen Besuch abzustatten. So schritten wir denn eine Wiese quer durch und gelangten zu jener vorher erblickten Feldwache.

Dreißig Mann unter einem Portepeefähnrich lagen hier um ein kleines Haus im Biwak; sie waren bereits den dritten Tag auf Vorposten und hatten noch nicht eine Stunde Ruhe gehabt. Etwa hundert Schritte weiter, hinter aufgeworfenen Schützengräben kauernd, sahen wir die äußersten Vorposten. Zwei Stunden müssen sie allemal in dieser Gefahr unbeweglich liegen, und so oft einer die Spitze seiner Pickelhaube vorblicken läßt, fällt ihm gegenüber von feindlicher Seite ein Schuß, denn die Entfernung zu den Vorposten des Gegners beträgt hier nur sechshundert Schritte. Alle drei Tage wird eine solche Feldwache abgelöst, nachdem sie Tag und Nacht diesen anstrengenden Dienst versehen; drei Tage durch dieses immer zweistündige Visavis zu bestehen, wahrlich, hierzu gehört fast noch mehr Mut als zu den Kämpfen in der Schlacht. Und erst des Nachts, wenn

*) Karl Graf von der Goltz, Generaladjutant Wilhelms I., führte die Gardekavalleriedivision bei Gravelotte, Sedan und vor Paris.

das Ohr anstatt des Auges beobachten muß, was drüben beim Feinde vorgeht, wenn jedes Rascheln im Land, jeder Flügelschlag eines Vogels, jede Regung eines Tieres, kurz jedes unbestimmte Geräusch die Phantasie des Hinaushorchenden beschäftigt und ihm Gefahren selbst aus der Welt der Dämonen vorlügt! Wahrlich, es gehört ein Mut dazu, hier, wenn auch an der Seite eines braven Kameraden — und wer möchte den feige schelten, dem in solcher Lage das Herz an die Rippen schlüge — nicht allein das in die Schanze geschlagene Leben zu erhalten, sondern Wache zu stehen, sich als dienstbares Glied eines großen Ganzen anzusehen, seine Schuldigkeit zu tun; nur das hält stark und aufrecht.

Der Kommandant der einsamen Feldwache nahm uns, nachdem er seine Überraschung, hier Zivilisten zu sehen, ausgedrückt, sehr freundlich auf und ließ uns an seiner Seite lagern.

Wir tauschten gegenseitig die Feldflaschen und pflogen ein herzerfreuendes Gespräch. Ungern verließ ich diesen Ort, diese Hochschule der Gefahr und männlicher Tugend, diese bescheidene Versammlung von Helden; aber der nahende Abend zwang uns zum Aufbruch. Der Versuch, Marly zu erreichen, mißlang übrigens, da der Weg durch den Wald geradezu grundlos war; doch auch zur Umkehr selbst war es zu spät. So mußten wir denn in ein nahes Dorf, Mercule-Haut, uns begeben, das von dem 53. Regiment besetzt war. Wir stellten uns dem Obersten vor und erhielten von diesem die Erlaubnis, in einem Hause auf dem Stroh bei den Soldaten zu liegen. So verbrachten wir die Nacht. Die Rufe und Schritte der Ronden und Patrouillen drangen beständig an unser Ohr; um zwei Uhr des Nachts rückten mehrere Kompagnien aus, es wurden heute, als am dritten Tage, die Vorposten abgelöst. Unter den auf Wache Ziehenden waren auch unsere Schlafgesellen; wir wünschten ihnen gute Heimkehr. „Wir kochen erst ab, dann aber geht es fort," erwiderten sie. Bis gegen vier Uhr dauerte das Murmeln und Hin- und Hergehen in den Dorfgassen, wir hörten das Knistern der Flammen und den Sturz der Scheite in dieselben. Jetzt ertönten die Kommandoworte der Offiziere, die Truppen begannen ihren Marsch; hohl hallten die Schritte in den Gassen des Dorfes; wir horchten ihnen nach, bis sie fern verklungen waren. Jetzt war es still, sie nahten sich den Stellungen ihrer Kameraden. Jetzt fiel ein Kanonenschuß und wieder einer und

jetzt in rascher Folge noch etwa ein Dutzend; dazwischen knatterten die Gewehre, so ging es eine Viertelstunde fort; dann war es wieder still, die Ablösung war vollzogen.

Des Morgens brachen wir frühzeitig auf, und zwar kehrten wir um, bis wir die Straße nach Ars, davon wir gestern abgeirrt, wieder erreicht hatten. Nach einem vierstündigen Marsch, der uns durch eine Anzahl von Ortschaften führte, gelangten wir seitwärts Marly wieder auf eine andere Seite vor Metz; wir hatten ein gutes Stück des Bogens zurückgelegt, den die Zernierung beschreibt. Gestern noch kam es uns fast rätselhaft vor, wie man von einer solchen überhaupt reden könne; wir hatten eigentlich nur in Mercule-Haut Truppenmassen angetroffen, sonst waren wir nur auf schwache Pikette und Feldwachen gestoßen. Heute nun wurden wir der kolossalen Massen gewahr, die zum Schutze des Gros der Zernierungsarmee verwendet sind, denn diese liegt noch viel weiter zurück in Dörfern, die zum Teil fünf und sechs Stunden von Metz entfernt liegen. Die Umzingelung des Feindes ist aber also bewerkstelligt: nach den äußersten Doppelposten kommt das Pikett, dann die Feldwache, hinter dieser liegt das Soutien der Feldwache, bereits in der Stärke von mehreren hundert Mann, und hinter diesem liegt das Gros der Vorposten, aus Infanterie und Artillerie bestehend; in jedem Dorfe in diesem Umkreis, wie z. B. in Mercule-Haut, liegt gewöhnlich ein Regiment nebst einer bis zwei Batterien. Erst hinter dieser Vorarmee lagern, meist in Kantonnements, die Truppen der eigentlichen Zernierungsarmee, durch Kavalleriepatrouillen und den elektrischen Draht in Verbindung erhalten mit den äußersten Wachen. Am weitesten von Metz entfernt liegen die Kavallerieregimenter; bei einer Alarmierung haben diese immerhin mehrere Meilen zurückzulegen. Auf günstigen Punkten stehen Lärmkanonen, und ein Schuß genügt, um ganzen Divisionen und Armeekorps die Schlachtaufstellung resp. den Vormarsch zu befehlen.

Es würde zu viel Raum einnehmen, wollte ich alle die Szenen und Kriegsbilder beschreiben, deren wir auf dem Wege durch alle diese okkupierten Dörfer ansichtig geworden. Wir sahen marschierende, kantonierende und biwakierende Regimenter, wir sahen den Stab einzelner Divisionen zu Pferde, und endlich, in Corny, befanden wir uns im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl selbst im Mittelpunkt eines potenzierten Kriegs-

lebens. Aber höher steigerte sich noch unsere Freude, als wir, das Dorf Corny verlassend, eines Teiles der Vorwerke von Metz ansichtig wurden, und als wir die Kanonen des vor uns auf steiler Anhöhe liegenden Forts St. Privat nach unserer Straße gerichtet sahen. Wir passierten mehrere unserer Batterien, von wo zeitweise ein am Fuße des oben genannten Forts liegendes Vorwerk beschossen wird, wohl nur, um den Belagerten dann und wann auch Lust zum unmittelbaren Angriff zu zeigen. Zur eigentlichen Belagerung von Metz wird es schwerlich kommen; man will die Stadt, in der bereits Krankheiten wüten, mitsamt der Armee durch Hunger zur Übergabe zwingen. Gut verproviantiert und mit proportionierter Besatzung würde Metz wohl nahezu uneinnehmbar sein; so aber dürften die Gerüchte, daß seit mehreren Tagen parlamentiert werde, bald festere Gestalt gewinnen. Die deutschen Truppen gaben uns allenthalben ihre Hoffnung auf eine baldige Übergabe kund, ja, während zwischen den Vorposten noch Schüsse fielen, sprach man in den rückwärtigen Kantonnements von einer fünftägigen Waffenruhe.

In Ars-sur-Moselle, wo ich übernachtete, liegen die Hessen unter dem Prinzen Ludwig, der in dem dortigen Schlosse wohnt, mit dem unmittelbaren Ausblick nach Metz. Von einer Schanze aus, die auf einem ordentlichen Berg von ausgebrannten Kohlen, darauf Erde geschüttet worden, angelegt, sieht man ebenfalls dahin, und mittels eines Fernrohrs kann man jeden einzelnen Wachtposten auf dem Fort St. Privat beobachten. Der alte Dom aber ragt, dem freien Auge sehr wohl sichtbar, mit gewaltigen Massen aus der Stadt empor.

Das Gros der Zernierungsarmee, und zwar wieder auf der Seite nach Remilly, durchfuhr ich mehrere Tage später auf dem Wege von Pont-à-Mousson nach jenem Dorf, und zwar in nächtlicher Stunde. Rückwärts von allen Dörfern stand der Artilleriepark; die Gassen des Dorfes wimmelten von Kavalleristen, namentlich von Kürassieren, die Ortsbewohner waren auf der Flucht; nur eine alte Frau sah ich mit einem Kürassier gemeinsam gelbe Rüben putzen. Als aber die Nacht anbrach und die Feuer der Biwake, daran es in dieser Gegend nicht fehlt, vor uns an unzähligen Punkten aufflammten, als uns näher die Gestalten der sich an den Feuern wärmenden Soldaten, die im Widerschein der Flammen, in ihre Mäntel gehüllt, geisterhaft aussehende Gruppen bildeten, als in schweigender Nacht Vedetten

an uns vorübertrabten und das Echo der Wälder, die wir durchfuhren, durch Pistolenschüsse weckten, da begriff ich, welcher Dichter dazu gehöre, um eine moderne Iliade zu schreiben.

12. Die Deutschen in Nancy.

Wenn ein mit einem prophetischen Gesichte begabter Schäfer im Departement der Meurthe oder Mosel etwa vor drei Monaten seinen Landsleuten vorausgesagt hätte: wenn wir heuer unsere Weinlese halten, liegen die Deutschen in Nancy, es hätte den guten Mann jedes Kind ausgelacht. Nun aber (und wie traumhaft ist die Geschichte unserer Tage!) steht wirklich auf dem Stanislausplatze der ehemaligen Hauptstadt von Lothringen dieser zum Herzog dereinst degradierte polnische König*) in seiner weiten Allongeperücke und mit dem Antlitze, das wohl eher einem Enzyklopädisten, als einem Sohne des Mars gleicht — und Söhne des Mars sind doch alle Fürsten —, notabene obendrein den gezogenen Degen in der Hand, auf eine hübsche Anzahl junger bayerischer Offiziere herab, die kühn genug sind, ihm gegenüber vor dem Café „Stanislas à la Tambosi" ihren Mokka zu schlürfen und ihre unverzollten Zigarren zu schmauchen. Die übermütigen Bayern, denkt er sich wohl in seinem bronzenen Schädel, bis hierher ließ man sie kommen (er denkt nicht, daß er noch viel weiter herkam); welcher meiner polnischen Generäle muß denn doch wieder auferstanden sein und diese Franzosen kommandieren? So brummt der alte reinliche Pole droben auf dem Postament vor sich hin, die bayerischen Leutnante aber unten kümmern sich nicht um ihn und schauen ihn wohl gar nicht an. Was kümmert sie, die nun selbst Geschichte machen, das Interregnum des Polacken da droben; für sie gibt es nur eine Gegenwart, keine Vergangenheit; selbst die noch sehr frische von 1866 ist mit Recht vergessen. Weißenburg, Wörth, Sedan und jetzt Paris; in der Tat, ein bayerischer Geschichtschreiber der neuesten Tage braucht nicht mehr seine Feder verlegen in die Tinte zu tauchen, verlegen darum, was er eigentlich niederschreiben soll! Aber nicht nur ihrer eigenen Taten, ihres Königs vor allem dürften sie stolz gedenken, der

*) Nach dem Tode des Königs Stanislaus Leszczynski kam Nancy 1766 an Frankreich. Vom 14. August 1870 bis 1. August 1873 war es von den Deutschen besetzt.

sie hierher geschickt, der das Recht wahrgenommen, und dessen Brustbild mit in jene Galerie gehört, die die verdienstvollsten Deutschen der gegenwärtigen Zeit vereinigt.

Aber siehe, Stanislaus runzelt schon wieder die Stirn, denn vor sich sieht er, mit dem unbeweglichen Auge die lange Kastanienallee vor dem kaiserlichen Schlosse durchstreifend, von dem Dache desselben eine schwarz-weiße Fahne wehen, die der gegenwärtige Besitzer des Schlosses sich die Freiheit genommen, hier aufzuziehen. Impertinenter Hohenzoller, denkt er sich, wenn ich noch lebte, Du wärest nicht hier! Aber ärger noch wird des alten Erz- und Exkönigs Mißbehagen, da er jetzt auf dem Altan seines Schlosses einen preußischen General (es ist der Generalgouverneur von Lothringen, v. Bismarck-Bohlen *) stehen und sich die hübsche Gegend betrachten sieht. Krampfhaft drückt der ehemalige lothringische Landesvater die Hand an den Griff seines Degens, mit Hilfe dessen er einst Polen verloren, und seinen Lippen entpreßt er das geflügelte Wort: „Noch ist Nancy nicht verloren!“ Sein ziselierter Arm möchte sich ausstrecken zum Ausfall mit dem rostigen Degen, sein schwerer Fuß möchte von der Stelle, es zieht ihn vorwärts gegen den schnöden Feind, der dort à la Polykrates steht und in den Bart murmelt: „Dies alles ist mir untertänig“; aber er kann nicht von der Stelle. „Wäre ich keine Bildsäule, sondern mein alter ego selbst, Du stündest nicht dort droben,“ kreischt er wütend in die Zähne, und er schließt mit einem Ruck die Augen, um nicht weiter die Schmach mit anzusehen, die über seine Hauptstadt gekommen.

Aber die Gemütsverfassung des alten stolzen Stanislaus ist eine sehr verzeihliche, und wenn man mit ihr die fureur française, davon die Bürger der guten Stadt Nancy befallen sind, vergleicht, eine noch sehr geringe zu nennen. So viele Fäuste im Sack hat es noch schwerlich gegeben, und sicher, wenn sich realisieren würde, was die Phantasie des Friedfertigsten unter den Nancyern als Minimum von Wiedervergeltung sich vormalt, es müßte die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern vor den Toren von Nancy wiederholt werden.

Der Deutsche, der das Glück hat, Französisch zu verstehen, kann in Nancy einen feinen Ohrenschmaus halten; „cochon alle-

*) Friedrich Alexander Graf von Bismarck-Bohlen.

mand“, „chien allemand“ sind bei diesem Ohrenschmaus ganz gewöhnliche Gerichte. Gut daß in Miesbach und in der Hollebau kein Französisch in der Volksschule gelehrt wird, es würde sonst in Nancy viele Schädelbrüche geben. Da wird ein französischer Gefangener durch die Straßen von einer bayerischen Eskorte nach dem Bahnhof geführt. Hunderte von Menschen ziehen dem von Betrunkenheit taumelnden edlen Unglücklichen nach und stecken ihm Brot und Würste in die langen Raubtaschen seines braunen Paletots und der roten Hosen, bis er selbst überladen mit den vollen Händen die weitere Mildtätigkeit abwehrt. „Le pauvre diable il sera très malheureux,“ hört man die Frauen wehklagen, denen das augenscheinlich sehr erträgliche Schicksal des Tapferen von Sedan zu Herzen geht; „cochons allemands, chiens allemands!“ rufen die Männer in der Bluse und im eleganten Rock den eskortierenden Bayern nach, die, wie ich aus ihren kanariengelben Aufschlägen erkenne, lauter Mitglieder des bayerischen Kraftadels sind, Söhne der Gefilde von Landshut und Passau, rauflustige Niederbayern. Wenn ich ihnen übersetzte, was man ihnen eben zugerufen, dachte ich mir: ich glaube, jeder dieser gutmütig dreinlachenden Burschen verwandelte sich in einen Herkules und schmetterte mit dem Kolben dieses rohe Stadtvolk in die Gosse.

Man kann keinem Volke seinen Patriotismus verdenken, und auch die Trauer der Bewohner von Nancy finde ich gerecht, und darum zu ehren. Was wissen sie noch von den Zeiten, da ihre Voreltern im Bunde mit dem Deutschen Reich gestanden, was wissen sie noch von dem Tage, da sie von den Franzosen annektiert und ihre Herzöge nach Toskana transplantiert wurden. Seit 1735 ist eine lange Zeit verflossen, und verwelscht waren sie schon lange, lange vorher. Ihre Trauer ist gerecht, aber es soll eine Trauer bleiben; Trauer ist ohne anständiges Benehmen nicht denkbar, dieses läßt aber bei diesem übermütigen Volke die maßlose Aufgeblähtheit seines Selbstbewußtseins nicht zu. Nur selten begegnete ich würdigen Szenen, würdig eines besiegten großen Volkes. In einem Laden, wo ich etwas kaufte, saßen Verwandte und Freunde beisammen, das Unglück bejammernd, das über Frankreich gekommen. Ein alter Mann war ganz vom Schmerz eingenommen, und sein verstörtes Äußere verkündete vollkommen, was in seinem Innern vor sich ging. „Ich stehe des Morgens

auf und arbeite", sprach dieser zu den anderen, „aber ich tue nicht viel; ich schaffe wie ein altes Tier; meine Gedanken sind wo anders." Diese Worte sind ein Gedicht, würdig eines Hiob ode reines auf den Trümmern von Jerusalem wehklagenden Jeremias. Ich gestehe aber, außer diesem einem Male, und ich kam viel mit den Bewohnern dieses Departements in Berührung, nicht Einer würdigen Auffassung der Lage, keiner Gerechtigkeit gegen den Feind, keiner Resignation begegnet zu sein. Dank der großmütigen Art, wie sie der Sieger behandelt, können sie sich hinlänglich frei äußern, und sie tun dies auch; ja, wenn sie einen Deutschen allein unter sich haben, werden sie grob und spöttisch. Eine Wirtin, die mir ein Stück kaltes Rindfleisch mit auf den Weg einpackte, sagte, ohne daß ich, der eben erst in die Küche getreten, weiteres mit ihr gesprochen: „Hier ist das Fleisch, das Sie auf dem Wege nach Paris zu verzehren gedenken."

Politisiert man mit diesen Leuten, so geben sie niemals den Sieg, ja auch nicht einmal die bessere Lage der Deutschen zu; erst im Verlaufe des Gesprächs muß man ihnen das Zugeständnis dialektisch entwinden, wodurch man erfährt, daß es nicht Unwissenheit ist oder Selbsttäuschung, sondern geradezu Verlegenheit. „Ihr habt noch gar nichts, ihr habt nicht Metz, nicht Toul, nicht Straßburg, Bitsch, Thionville; ihr habt noch gar nichts." In demselben Atem aber, in dem sie dieses sagen, nennen sie ihre Generale Verräter und sich selbst verkauft, mit welcher Äußerung sie doch die effektive Niederlage eingestehen. Äußert man, euer Toul wird fallen, so rufen sie mit meckernder Geißbockstimme: „Jamais"; sagt man, Metz wird ausgehungert werden, so rufen sie: „Jamais, il est avitaillé pour trente ans." Meint man, die Deutschen werden in Paris einziehen, so antworten sie: Jamais. Sagt man, Napoleon wird vorläufig wieder eingesetzt werden, denn mit euch ist nicht zu unterhandeln, so rufen sie: Jamais, jamais, jamais. Dieses mais dringt durch alle Stuben, so daß man sich in einem Schafstalle oder unter Geißböcken zu befinden glaubt, welche Ansicht oft noch durch die Bärte der Männer bestärkt wird.

Am schlimmsten sind die Lothringer und wohl alle Franzosen auf Napoleon zu sprechen. Ihm schieben sie mit keckem Sophismus alle Schuld in die Schuhe: „Il a trahi la France, il l'a vendue", hört man, sobald man den Namen des einst ebenso ver-

ehrten als gefürchteten Kaisers ausspricht. Der erste Napoleon hat das Glück Frankreichs herbeigeführt, rufen sie aus, dieser das Unglück; mit welcher Maxime implicite gesagt wird, daß die glücklich nach außen geführten Kriege und insbesondere solche gegen Deutschland ihnen ganz recht wären, nur der heilige Boden von Frankreich darf nicht betreten und geschmälert werden. Die Wut gegen Napoleon, die sich in den gemeinsten Schimpfworten äußert, dürfte sich völlig zu Wahnsinn steigern, wenn es wahr ist, was man liest, daß nämlich ein abgestandener Birnbaum auf dem Walserfeld in Cayenne plötzlich wieder ausgeschlagen hat. Über Bazaine*) hat der hohe Lynchhof noch nicht definitiv geurteilt; weil er sich in drei Schlachten und unterschiedliche Male außerdem schlagen ließ, ist er natürlich ein traître; weil er aber noch 100 000 Mann, die sich bei dem französischen Größenwahnsinn zu 500 000 Mann erhöhen, nichtgefangene Franzosen kommandiert, ist er als Strohhalm ihrer Hoffnung doch wieder ein ausgezeichneter General; kurzum Saint Bazaines Ruf schwankt noch zwischen dem eines Spitzbuben und dem eines Märtyrers und großen Mannes, zwischen welchen allerdings oft auch nur ein Schritt liegt. Was die fanatische Erbitterung gegen die Deutschen betrifft, so ist sie doch nicht so groß, um nicht in Stufen abgeteilt zu sein; am meisten hassen sie die Preußen, in welchen sie die wirklichen Urheber dieses Krieges verabscheuen; die Bayern, Württemberger und Badenser lieben sie schon mehr. Einen Deutschen aber lieben und bewundern alle grenzenlos; es ist der König von Hannover, Deutschlands Hiob, wie Victor Hugo singen könnte.

Die große Proklamation des letzteren romantischen Dichters an die Deutschen ist bis nach Nancy gelangt; dort hörte ich sie durch einen jungen feurigen Franzosen, der sie wie eine importierte Havannazigarre an seinem Busen in der Brieftasche trägt, zwei anderen Franzosen mit pathetischer Stimme vorlesen. Ich kannte das Phrasenmachwerk schon und war nur begierig, mit welchem Akzent der begeisterte Rhapsode die Stelle:

*) François Achille Bazaine, französischer Marschall, hatte 1869 das dritte Armeekorps in Nancy übernommen, dann den Befehl über die Kaisergarde; 1870 kommandierte er zuerst das dritte Armeekorps der Rheinarmee, schließlich diese selbst und wurde mit ihr in und um Metz eingeschlossen und gefangen.

„Allemands, je vous adore et je vous admire“ vortragen werde, er ging aber sehr schnell darüber hin. Als er fertig war, sah er seine Freunde an, ihr Urteil erwartend. Beide fanden die Proklamation sehr gut, nur meinte einer, sie sei zu lang, was, wenn man die erste Zeile schon in diese übertriebene Länge mit einbegreift, auch meine Ansicht ist. Täte Viktor Hugo nicht besser, anstatt durch Prosa, Paris durch einige tausend Alexandriner zu verteidigen? Sie stehen ihm ja zu Gebote. Gute Gedichte haben schon so manches Volk gerettet, ebenso wie schlechte Gedichte schon so manchen umgebracht. Teilt Viktor Hugo seine Alexandriner in viele kleine Gedichte ab, so kann er gleich einer Mitrailleusenbatterie auf allen Punkten wirken, vielleicht daß sich die guten Deutschen sogar, wenn sie dieselben öfter zu hören bekommen, selber noch übergeben. Nicht den geringsten Glauben finden die Maueranschläge, die die offiziellen Nachrichten aus dem deutschen Hauptquartier in deutscher Sprache also zunächst den deutschen Truppen bekannt machen. Sie werden schlechthin als Lügen bezeichnet, dazu ersonnen, um alle über die eigene schlimme Lage zu täuschen. Häufig findet man daran nächtlicherweile mit Bleistift beigefügte Randglossen. So machte ein Telegramm bekannt, daß der Feind die Straßen- und Brückenbauten zerstört habe, ohne aber auch nur eine Stunde, wie hinzugefügt war, den Vormarsch der deutschen Armee aufzuhalten. Dieser Publikation war noch die Bemerkung schlauerweise angefügt worden: „On les a canonnés“.

Des Nachts werden heimlich die Dekrete der provisorischen Regierung in Paris angeschlagen, und über solche gelungene Streiche äußert man dann eine Freude, als bekundeten sie eine besondere Überlegenheit und List. Was von französischer Seite kommt, wird geglaubt und, wenn noch möglich, übertrieben; denn ungünstige Nachrichten über die Lage werden von dieser Seite nie verbreitet. So werden die Preußen angeschuldigt, daß sie leere Fässer mit sich führen, darin sie die ihren Quartiergebern geraubte Leinwand, rückwärts mit ihrer Adresse in der Heimat versehen, spedieren. Als Dogma gilt insbesondere alles, was gegen die Person des Königs Wilhelm oder gegen Bismarck in Umlauf gesetzt wird. Letzterer ist bereits eine mythische Person wie Faust oder in katholischen Gegenden Luther, und wie von dem großen Ketzer noch an unterschiedlichen Orten, die er auf seiner Flucht passiert haben soll: z. B. in Augsburg behauptet

wird, er sei, ohne seine Zeche zu bezahlen, durchgebrannt, so hört man hierzulande ähnliche Anschuldigungen gegen den armen deutschen Bundeskanzler erheben. So mußte ich unterschiedliche Male, ohne daß ich übrigens errötete, hören, daß derselbe in St. Avold das Tischzeug und König Wilhelm das silberne Service gestohlen. Wohl mag das unangenehm empfundene Requisitionswesen, das von den deutschen Armeen ausgeübt wird, der Urheber dieser geistreichen Umdichtungen sein. Zweifelsohne wird nicht immer das bloß Mögliche gefordert und vielleicht hier und da selbst von Unbefugten das Äußerste; so entstehen dann diese üblen Nachreden, die den Ruf ihrer Erfinder trüben. Jüngst erschien ein deutscher Jude in einem Dorfe bei Nancy und requirierte, als eine neue Art von Obrigkeit, für sich selbst in barschestem Befehlshaberton ein Pferd; bereits saß der gestrenge Herr Exekutionskommandant auf dem annektierten Gaule und war im Begriffe, abzureiten, als deutsche Truppen von ungefähr des Weges daherkamen. Um Intervention gebeten, entschied der deutsche Offizier, daß das Pferd seinem Eigentümer zurückgestellt und der Requirierende vierundzwanzig Stunden an einen Baum gebunden werde, was auch geschah. Auf seiten unserer Truppen herrscht das unverkennbare Streben, die Bevölkerung möglichst, ich will nicht sagen schonend, aber human zu behandeln, ja selbst ein gutes Einvernehmen herzustellen. Dieses gelingt freilich selten, trotzdem gewahrt man mitunter ein ganz hübsches Zusammenleben zwischen Bürger und Soldat. Die Verschiedenheit der Sprache läßt allerdings stets eine gewisse Kluft offen, und gewiß ist daher der gute Wille zu loben, den neulich ein deutscher Offizier dadurch an den Tag legte, daß er, von dem Grundsatze ausgehend, daß ein Stockfranzose Deutsch am ehesten noch verstehe, wenn man es sehr langsam und deutlich ausspricht, zur servierenden Wirtin buchstabierend, wie ein Lehrer in der Abcschule, die Worte sprach: „Bringen Sie mir ein ka—ltes Bier, ein ka—ltes Bi—er"; seine Kameraden hatten nämlich de la bière chaude bestellt.

13. Eine Nacht vor Straßburg.

Ungedruckt.

Die Lokomotive hielt; wir waren in Vendenheim. Die Silhouette des Münsters, die wir mit dem blassen blauen Berghintergrund vor der Durchfahrt durch den letzten Wald schon

vor Augen gehabt, war uns zwar durch die Unebenheit des vorliegenden Terrains wieder entzogen, allein das kriegerische Leben ringsumher, das Soldatengewimmel, die aufgefahrenen zahllosen Fuhrwerke, der gewaltige Artilleriepark verkündigten uns die Nähe der eroberten Stadt. Es ging bereits gegen Abend, und wir hatten uns zu eilen, wenn wir noch in die Tore gelangen wollten. Eben berieten wir uns, wie dieses zu bewerkstelligen sei, als der aus dem Bahnhofsgebäude hervortretende Etappenkommandant uns folgende Erklärung abgab: „Es ist zu spät, meine Herren, Sie kommen nicht mehr nach Straßburg; die Posten haben strengen Befehl, in der Dunkelheit niemanden durchzulassen; wer sich dennoch vorwagt, wird gepackt und für die Nacht in das Schilderhäusle gestellt.“ Grimmige Posten, dachte ich mir; nein, ihr bekommt mich nicht, ich lasse mich nicht in das Schilderhäusle stellen, wo man weder Bier noch sonst etwas zu essen kriegt, ich kehre lieber um.

Stracks tat ich so und marschierte, den Koffer in der Hand, im Geschwindschritt Vendenheim zu; hinter mir schritt ein neu angestellter Polizeikommissar in bekanntermaßen prachtvoller Uniform, die Augen aller Wesen, sogar der Pappeln am Wege auf sich ziehend. Mein Bestreben war, dem Hohen womöglich zuvorzukommen, da ich wußte, daß Mandarine und Träger von Roßschweifen von Sterblichen stets besser und zuvorkommender empfangen werden als gewöhnliche Wanderer, die nichts in das Knopfloch zu stecken haben, als etwa ihren Finger. Hier handelte es sich aber wirklich um einen edlen Wettlauf, um die Besitznahme des letzten Bündels Stroh, das vielleicht noch im ganzen Orte zu haben war; denn auch Mandarine und wären sie selbst Besitzer des grünen Hyänenordens, müssen da auf Stroh schlafen, wo es höchstens noch einem sauberen Offiziersburschen gelingt, für sich ein Kämmerlein zu bekommen, wo indes sein Herr, der kommandierende General, sich auf dem harten Stroh begnügen muß. Mein Streben war mit Erfolg gekrönt: ich erhielt nach einem Umgang durch alle Gasthäuser der Ortschaft endlich in dem letzten, das ich schon hoffnungslos betrat, die Zusage, daß ich auf einem der Tische in der Gaststube übernachten dürfe. In diesem Augenblicke trat auch der Mann in der silbergestickten Staatsuniform ein, dem sich noch einige Freunde, die sich von seiner Protektion viel versprachen, angeschlossen; aber es war zu spät; ich hatte im Wettlauf die

Palme des Sieges davongetragen: „Wenn der General von Werder selber kommt, wir haben kein Stroh mehr!“ war der Bescheid des Wirtes. Armer Mann, was nützen dir jetzt deine schweren Epauletten, sprach ich zu mir; wie hebt doch der Krieg die Unterschiede unter den Menschen auf; doch du wirst die Pritsche schon gewöhnt sein; denn wenn ich mich nicht irre, so hast du als ehemaliger Gefreiter oder Korporal schon oft auf dem harten Holz gelegen, davon etwas sogar in deine Züge übergegangen, das dich wohl zu deinem jetzigen hohen Posten qualifizierte.

Aber wie uns selten nur ein glücklicher Zufall allein begegnet, sondern entweder kein Ausblick oder uns gleich eine ganze Perlenschnur in die Hände läuft: ich war eben im Begriff, die auf meinem Bett servierte Abendmahlzeit zu verzehren, als ein fremder Herr sich mir gegenübersetzte und einen Korrekturbogen aus der Tasche zog, darauf ich „Wieslocher Wochenblatt“ in großen Lettern las. Also war mein Visavis ein Redakteur, und die Sorge, sein Weltblatt würdig zu redigieren, verfolgte ihn sogar bis in das Feldlager von Bendenheim. Offenbar war der Herr Kollege ein Redakteur und Korrespondent zugleich, ja, vielleicht setzte und druckte er eigenhändig, was er selbst geschrieben; vielleicht las er sogar auch selbst allein, was er geschrieben und gedruckt, wonach er in einer Person das ganze Schrifttum unserer Tage repräsentierte. Ich betrachtete mir den interessanten Mann aufmerksam, indes er seine Druckbogen aufmerksam zu Ende las, nur dann und wann bei einer besonders kräftigen Stelle eine Prise nehmend. Jetzt war die Arbeit getan. Die Literatur für Wiesloch und Umgebung auf die künftige Woche war besorgt. Ich nahm wahr, den zerstreuten Nachbar zu begrüßen, und an seine Tätigkeit anknüpfend, sprach ich meine Vermutung aus, wen ich vor mir zu haben glaube. „Allerdings“, sagte er lächelnd, „bin ich der Redakteur des Wieslocher Wochenblattes; habe ich vielleicht die Ehre, in Ihnen einen Herrn Kollegen zu begrüßen?“ „Nein,“ erwiderte ich, „ein wirklicher Redakteur bin ich nicht, ich bin bloß Mitarbeiter der ‚Presse‘ in Wien.“ Auf diese Worte erhob sich mein Tischgeselle und reichte mir die Hand. „Wir sind Kollegen,“ sagte er, „und wenn es Ihnen angenehm, können Sie bei mir schlafen; ich habe ein Zimmer im Hause und teile gern mein Bett mit Ihnen.“ Dankbar nahm

ich die Einladung an, und allsofort schritt ich ehrerbietig auf den noch immer anwesenden Träger der gewaltigen Ballonepauletten zu und bot ihm einerseits mein Bett und Stroh auf dem Tische an, das er mit freundlichen und herablassenden Worten akzeptierte. Bald darauf lagen „Wiesloch“ und „Wien“ in friedlichem Schlummer beisammen, und zwei arbeitende Gehirne vergaßen ihre Grillen: er seine Leitartikel, ich meine Feuilletons. Freilich hatte der Kollege aus Wiesloch, bevor er zu Bette stieg, wie er sich ausdrückte, noch eine Schlafprise genommen. Aber ich glaube, daß deswegen der Gedanken in seinem Kopf, die er zu beschlafen hatte, nicht mehr geworden sind.

Des anderen Morgens gemeinsame Fahrt in einem durch die Vermittlung eines geschmierten Husarenwachtmeisters erhaltenen Wagen nach Straßburg. Die Trümmer des Dorfes Schiltigheim, das wir jetzt passierten, nach dem scherzhaften Eingang meines Berichtes zu schildern, finde ich nicht künstlerisch und seelisch nicht vereinbar, und ich muß also in einem späteren Briefe meine Jeremiade anfangen.

14. Aus dem deutschen Straßburg.

30. September.

Mit den ersten Passanten des Kronenburger Tores bin ich heute in Straßburg eingetreten, von dessen Verwüstung Sie sich schwerlich einen Begriff machen können: Ganze Straßen liegen in Schutt und Asche, ich nenne die Stein-, die Kronenburger-, die Weißenturm-, Meisen- und Münstergasse sowie die Promenade vor dem Theater. Es wird wohl schwerlich ein Haus geben, in das nicht eine oder die andere Kugel eingefallen. Das Gebäude auf dem Kleberplatze, das Aubette, das die Bildergalerien in seinen oberen Etagen aufbewahrt, ist bis auf die Mauern ausgebrannt, ebenso die neue Kirche, die in einem mit ihr unmittelbar verbundenen Bau die gänzlich zugrunde gegangene Bibliothek enthielt, deren Wert durch keine Schätzungssumme ausgedrückt werden kann. Sträflicherweise war dieser literarische und archivalische Schatz in nichtgewölbten Räumen aufgehäuft, und noch sträflicher hatte man unterlassen, eine Schutzfahne auf dem Dache aufzustecken, die wohl verhütet hätte, daß das wahrscheinlich für eine Kaserne oder ein Arsenal gehaltene Gebäude als Zielpunkt der Geschütze ausersehen worden.

Meine Schritte lenkte ich über all diese Trümmer und Ruinen hinweg zunächst nach dem Münster, um mich von seinem Zustand zu überzeugen. Die Fassade ist fast gar nicht beschädigt; von den beiden Außenseiten des Schiffes aber hat besonders die rechte stark gelitten; ein Teil der Galerie, die unter dem gänzlich geschmolzenen Kupferdache hinläuft, ist zertrümmert, viele Figuren und Ornamente sind ruiniert und besonders an dem Riesenturm, der diese Seite flankiert, sind den edlen Bildhauerarbeiten unersetzliche Verluste beigebracht. Auch haben die Fenster auf dieser Seite, sowohl was die Arbeiten des Meißels an den Brüstungen als die Glasmalereien anlangt, sehr erheblich gelitten; wohlweislich hatte man jedoch die wertvollsten Gemäldefenster vor Beginn des Bombardements ausgehoben und an geschütztem Orte untergebracht. Infolge der Zertrümmerung sowie der absichtlichen Beseitigung dieser Fenster ist das magische Helldunkel, das uns früher im Innern des Münsters so ahnungsvoll umfing, beinahe geschwunden, und da überdies die Türen bis auf das verrammelte Hauptportal offenstehen, so steht man, seltsam betroffen, anstatt in Dämmerung im vollen Sonnenlicht. Das Innere selbst hat wenig gelitten, und zerstört daran ist eigentlich nur die berühmte, von Andreas Silbermann 1714 gebaute Orgel; dagegen ward die weltbekannte Uhr mit ihrer sinnigen Mechanik nicht beschädigt. Übrigens muß ich eine genauere Prüfung der Schäden beim Betrachten eines so kolossalen Gebäudes weiteren Besuchen vorbehalten; anfangs ist das Auge noch nicht auf Details gerichtet, denn die großen Massen beschäftigen es vollauf.

Über das Aussehen der Wälle, über die in den Verteidigungs- und Angriffsarbeiten verkörperten ungeheuren Anstrengungen der Unterlegenen und der Eroberer, über die beiden Breschen, die den Sturm in nächste Aussicht gestellt, werde ich ehestens Eingehendes melden; für heute bin ich zu sehr von den ersten großen Eindrücken erschüttert und überwältigt, um die nötige Ruhe und Kälte eines beobachtenden Berichterstatters zu entwickeln. Wie sollte ich dieses auch vermögen, da mir auf Schritt und Tritt Bilder des Jammers entgegentreten, da ich in das Elend der Familien durch die mehr als offenen Fenster und angelweiten Türen, ja durch gespaltete Mauerwände blicke, da ich so viele weinende und verweinte Augen auf den Straßen, so viele abgezehrte und sorgenvolle Gesichter sehe, kurz so viel

Jammer und Not wahrzunehmen gezwungen bin! Deutschland hat wahrlich jetzt Gelegenheit genug, durch schnelle und bereite Hilfe und durch unverweiltes Darreichen der Bruderhand die Herzen der Straßburger im Sturme zu erobern, und damit ich hierzu das meinige beitragen möge, will ich eine Szene abschildern, die ich in der ersten Stunde meines Hierseins erlebt. Aus der finsteren unterirdischen Andreaskapelle des Münsters drang mir beim Niedersteigen in dieselbe ein Stöhnen und Jammern entgegen, als sei ein Chor Sterbender hier versammelt. Stimmen von Kindern, Weibern und Greisen ließen sich in gemeinsamer Wehklage vernehmen; ich zögerte anfangs, in diesen schauerlichen Raum einzutreten; doch zog mich die Neugierde weiter, denn diesen Unglücklichen zu helfen, fühlte ich mich ja nicht in der Lage. Da gewahrte ich in der Dämmernacht auf armseliges Bettzeug hingelagerte Gestalten kranker oder altersschwacher Menschen, die einen beschäftigt, die eben erst empfangenen Medizingläser in den mageren Händen zu halten, die anderen, dem noch gebrechlicheren Nachbar Hilfe zu leisten. Nur einige Frauen hatten die ihrem Geschlechte im Unglücke eigentümliche Kraft bewahrt und schritten zwischen den Lagern umher, die Kranken umzulegen und sie mit spärlicher Nahrung zu versehen; unter diesen aufgerichteten Personen sah ich auch ein bildschönes Mädchen, das ihr kaum einige Monate altes Schwesterlein, das jüngste unter sieben, auf den Armen trug. Vorgestern hatte sie erst ihren Vater, dem beide Beine auf der Straße, dahin er sich wagte, um nach billigen Lebensmitteln zu spähen, weggeschossen worden, vom Spital weg begraben und kurz vorher ihre Mutter. Hab und Gut war ihnen durch den Brand zerstört, und so hatte das Mädchen zuletzt mit ihrem schreienden Schwesterlein Zuflucht im Münster zur Lieben Frau, bei der Mutter aller Beladenen kann man sagen, gesucht und gefunden. An edlen deutschen Herzen wird es nun liegen, Maria, die ihr mächtiges Kronenhaupt so milde neigt, zu vertreten und sich von der Allbarmherzigen leise ins Ohr flüstern zu lassen: „Traget Euer Schärflein hin und helfet!"

Heute*) hat der Einzug der Sieger in einfach edler Weise stattgefunden; in der Tat, eine delikatere Veranstaltung desselben hätte nicht erdacht werden können, und selbst aus dem

*) Moltkes Geschichte des deutsch-französischen Krieges (Berlin 1891, S. 136) berichtet: „Morgens 8 Uhr am 28. besetzten preußische und

Munde von Einheimischen habe ich die Anerkennung darüber gehört, daß ihnen jeder demütigende Anblick, jedes ihre Gefühle verletzende Schauspiel erspart worden. Die militärische Festlichkeit verlief nun also: Um 10 Uhr ritt der Eroberer der Festung, General von Werder, mit seinem Generalstab durch das nächst der Bresche liegende Tor ein. Ein Bataillon badischer Infanterie, einige Schwadronen Dragoner und eine halbe Batterie folgten ihm unter Musikklängen. Der General stieg vor der Thomaskirche ab und wohnte hier mit seinem Stab und Hunderten von Kriegern, die sich freiwillig eingefunden, einem Gottesdienste bei. In einer ergreifenden Predigt schilderte der evangelische Feldgeistliche die Drangsale und Mühen der Belagerung, die Fortschritte und endlich siegreiche Beendigung derselben; er gedachte der Gefallenen und Verwundeten sowie ihrer trauernden Zurückgebliebenen; er betonte die Pflichten des Vaterlandes gegen dieselben. Sodann kam er auf die eroberte Stadt selber zu sprechen, auf das alte, schöne, uns einst geraubte und jetzt wiedergewonnene Straßburg. Er sprach von seiner Not, von seinen Einbußen, von der Zerstörung seiner Bauwerke, von dem Schaden, den das alte Münster, für das sie draußen alle gebebt, genommen. Er erklärte es für die Pflicht Deutschlands, seine ganze Kraft zu einen, um dieser unglücklichen deutschen Stadt zu neuem Aufschwung, zu neuer Blüte zu verhelfen, und vor allem, um das alte ehrwürdige Münster, das der ritterliche König von Preußen, soweit es unter so ungünstigen Umständen möglich war, in seinen besonderen Schutz genommen, in seiner alten Herrlichkeit herzustellen. Schließlich ermahnte er die Soldaten, durch ihre Aufführung zu beweisen, daß sie die unglückliche Stadt ehren und forderte sie auf, den Bürgern derselben zu zeigen, daß unser Volk nicht bloß durch kriegerische Tugenden dem feindlichen voranstehe, sondern daß es der höhere sittliche Kern sei, der den großen Erfolgen zugrunde liege. Mit der Absingung des schlichten Chorals: „Nun danket alle Gott", in den der General wie der gemeine Soldat einstimmten, schloß die Feier; kein Glockengeläute, kein Salutschuß wurde gehört, ja nicht einmal unsere Trikolore auf dem Münsterturm ausgesteckt, welche Unterlassung übrigens von

---

badische Kompagnien das National-, das Fischer- und das Austerlitz-Tor." — Greif scheint seinen Bericht zwei Tage später abgeschlossen zu haben.

mehreren deutschen Ankömmlingen, und ich glaube mit Recht, getadelt wurde. Nach Vollendung des Gottesdienstes in der Thomaskirche begab sich die Generalität gemeinsam in das Münster, um dessen Schäden zu besichtigen. Der Schweizer sagte mir nachher: „Der König von Preußen ist zwar Protestant, allein er läßt die katholische Religion nicht zu kurz kommen; ich glaube, er kümmert sich mehr um das Münster, als einst Napoleon.“ Ich erwiderte ihm: „Merken Sie auf, in drei Jahren ist es wiederhergestellt und in zwanzig Jahren auch der zweite Turm ausgebaut, verlassen Sie sich auf Deutschland!“

Den Tag über fand ein förmliches Wallen der Deutschen nach dem hehren Münster statt, das die Straßburger nicht ohne Stolz mit ansahen, und das ihnen in der Seele verkündigen konnte, daß wir nach einem deutschen Heiligtume wallen. In der Tat zeigten sich auch die durchweg wohlgenährten und von der überstandenen Belagerung nicht sehr mitgenommenen Abbés, die mit ihren niederen Hüten unter dem Arm und den blauen Vorstoßkragen am Halse im Münster herumstanden und auf die Barbarei der Deutschen wacker losschimpften, bald freundlicher und zuletzt sogar teilnehmend den blonden deutschen Barbaren gegenüber, und da sie schließlich in den Seitenkapellen Hunderte dieser rauhen und bärtigen Kriegsgestalten auf den Steinen knien und in tiefe Andacht versunken sahen, mochte ihnen zuletzt doch der tröstliche Gedanke kommen, daß ihr neuer Landesherr sie in dem Genuß ihrer Pfründe nicht stören werde.

Sei es mir erlaubt, diese Zeilen mit einem Gedichte zu schließen, das in den Hallen des Münsters von ungefähr entstanden.

Es ragt aus Schutt und Öden
Ein hehrer Münsterbau,
Sein Anblick rühret jeden,
So alt ist er und grau.

Ein Werk von Menschenhänden,
Wie keines mehr ersteht,
So strebsam aufzusenden
Zum Himmel sein Gebet!

Bedeckt ist es mit Bildern,
Es redet jeder Stein,
Des Herzens Grund zu schildern,
Ward er zum Altarschrein.

Es grenzt fast an die Töne,
Was hier sich hebt und blüht:

Es quillt in Kraft und Schöne
Lebendiges Gemüt.

Es ist der Väter Ahnen,
Es ist ihr ernster Sinn;
Zu unbegrenzten Bahnen
Schwingt sich die Seele hin.

Und uns ist es ein Erbe,
Das von den Teuern stammt:
Daß es für Schönheit werbe,
Daß es für Kunst entflammt.

Daran sich aufgeschwungen
Manch hoher Dichtergeist,
Von dem die Mär erklungen,
Wo man das Edle preist.

Und nun nach solchem Ruhme,
Bei so gepries'nem Wert,
Ward unserm Heiligtume
Dennoch sein Bau versehrt.

Geknickt sind ihm viel Ranken,
Viel Blumen über Nacht:
Zerstückt sind die Gedanken,
Die Erwin einst gedacht.

Und wenn es uns auch schmerzte,
Als wir es selbst getan,
Wenn uns der Wunsch beherzte,
Ihm desto eh'r zu nahn,

So ist doch für die Trümmer
Die Schuld nicht abgezahlt,
Bis daß in neuem Schimmer
Das deutsche Münster strahlt.

15. Die Gräber auf den Spicherer Höhen.

Ungedruckt.

Wenn wir den Toten in unseren Kirchhöfen noch immer eine Art von Mitleben unter uns, eine Art Bürgertum neben den Lebendigen zuerkennen, wenn sie gewissermaßen noch eine Wohnung haben, ein Haus und ein Gärtlein, wenn sie noch Besuche erhalten und von ihren Angehörigen angesprochen und selbst getröstet werden: den Toten, die auf der Walstatt, meist fern von der Heimat, begraben liegen, bleibt nichts übrig, als schlechtweg zu verwesen und in die Elemente sich aufzulösen, daraus der Eigenwille der Natur ihr Gebilde dereinst ge-

fertigt und ins Leben geboren. Höchstens daß, wie sie für das große Ganze, den Verein der Nation oder ihres Stammes gefallen sind, auch ihnen gemeinsam eine Erinnerung, ein Angedenken, ein Ruhm und ein Name erhalten bleibt; aber der einzelne verschwindet, und gleichwie ihn die Kugel, ohne daß ein Schrei des Erbarmens seinetwillen hörbar wurde, ja, ohne daß sich jemand um sein Verscheiden kümmerte, aus dem Gliede riß, so rinnen ihm auch auf dem Hügel keine besonderen Zähren, und wenn dort Menschen weinen, so ist es gewöhnlich das allgemeine Mitgefühl, das sie hinreißt, oder die Träne des Stolzes und der Bewunderung, die um die Helden insgesamt fließt. Lorbeer hat ein gar vornehmes, aber nicht eben herzliches Blatt, und der mit Vergißmeinnicht durchwobene Kranz von Immergrün spricht zwar meist nur von der Treue und Liebe eines oder nur weniger Herzen, aber solcher, die einer vorübergewandelten Menschengestalt als einer unwiederbringlichen Wonne und Erscheinung nachweinen.

Ein so wenig traulicher Totenort sind jetzt die Spicherer Höhen bei Saarbrücken, auf die wir uns heute im Geiste begeben wollen. Der nach dem benachbarten ehemals französischen Dorfe Spicheren benannte Höhenzug erhebt sich, ein nicht eben breites Plateau überhöhend, etwa eine halbe Stunde von der viel tiefer gelegenen Talsohle der Saar entfernt. Er ist zumeist stark bewaldet und von mehreren Schluchten durchbrochen; seine Abhänge sind schroff und steil; gerade auf seine Mitte zu führt eine breite Straße in der Richtung nach Forbach. Dieser ganze Höhenzug, der überdies noch durch die Mittel der Feldbefestigung künstlich verschanzt und namentlich mit einer zahlreichen Artillerie bedeckt war, wurde bekanntlich von einigen preußischen Regimentern am 6. August in der Front gestürmt. Nur sehr wenige Geschütze unterstützten das kühne Unternehmen, und ein Versuch, von der Seite her den Frontangriff zu unterstützen, ward von General Steinmetz gar nicht einmal versucht. So war denn auch in dem ganzen nachfolgenden Feldzuge vielleicht nirgends mit verhältnismäßig größererem Verlust gekämpft worden als hier, wie denn die überaus große Zahl der umfangreichen Gruben die Hitze und Unerbittlichkeit des Kampfes zur Genüge beweist. Die meisten Gruben haben nicht unter zehn Fuß im Geviert, und dieselben liegen in größter Nähe beisammen, Einzelgräber, denen man auf anderen Schlachtfeldern begegnet, sieht man hier

keine, und nur an einer Stelle sah ich vier Chargierte bloß in einem Grab beisammen liegen. Aber auch schon auf dem erwähnten Plateau, das zur Saar im Verhältnis einer Uferhöhe steht, kommt man an einigen großen Gräbern vorüber, und nächst der Straße ist ein eigenes Begräbnis angelegt, das alle infolge der Verwundungen Gefallenen umschließt, und das zur Zeit, da ich das Schlachtfeld besuchte, obgleich es bereits dreihundertsechzig Inwohner enthielt, noch immer für neuen Zugang offengehalten wurde. Diesen Kriegerfriedhof hatte König Wilhelm mit Moltke und Bismarck mehrere Tage nach dem blutigen Gefecht besucht, und hier im Angesicht der steilen Spicherer Höhen soll der große Stratege, wie mir von vorgeblichen Ohrenzeugen versichert wurde, die genommenen Dispositionen laut getadelt haben. In diesem Friedhof liegen die Gemeinen wie oben auf den Höhen gemeinsam, Freund und Feind; die Offiziere dagegen, vom Fähnrich angefangen, ruhen alle in einzelnen Gräbern, und auf schwarzen Holzkreuzen sind ihre Namen und Chargen mit weißer Schrift zu lesen. Auch die Gräber auf den Höhen sind ursprünglich mit je einem Kreuz aus Weidenholz bezeichnet worden, und die Namen der Begrabenen hat man gleich nach der Schlacht auf Täfelchen von Holz oder auf Papier geschrieben und angeheftet, oder man hat sie auch auf den Stamm oder die Arme des Kreuzes selbst eingeritzt; aber teils hat der Wind diese Merkzeichen verweht, teils hat der Regen die Namen ausgelöscht, teils auch hat der Haß der elsässischen Grenzbevölkerung die Inschriften vertilgt. Diese Bauern gingen in ihrem Fanatismus so weit, daß sie bei gelegentlichem Besuch ihrer Felder auf die Spicherer Höhen heraufkamen, die nicht sehr tiefe Erddecke über den Gräbern aufrissen und die Toten herauszerrten, oder daß sie die aufgelockerte Erde bis zum Verschwinden des Hügels niederstampften. Dieser barbarischen Profanierung war aber der deutsche Etappenkommandant in Forbach bald in sehr wirkungsvoller Weise entgegengetreten. Er requirierte nämlich alle Bauern der Umgegend mehrere Wochen lang und ließ nun von ihnen nach und nach sämtliche Gräber öffnen und sie auf die gehörige Tiefe bringen, worauf dieselben wieder mit ihren Toten belegt und endlich mit Weidengestrüpp dicht besteckt wurden, damit keine neue Störung ihre Ruhe so leicht mehr statthaben könne. Natürlich geschah dieses wacker betriebene Sühnegeschäft unter be-

waffneter Assistenz, und ein Landwehrmann versicherte mir, daß die vor dem Anblick und Geruch der Leichname sich entsetzenden Bauern mit dem Kolben an die Arbeit getrieben werden mußten.

In dem welken Weidenlaub dieser Gehege auf den Gräbern raschelt nun der Herbstwind, und es sind die Schläfer darunter von den welken Blättern des Waldes bereits mit einer dichten Baumdecke versehen worden.

Von manchem derselben weiß man noch die genauen Namen; auf den meisten Hügeln aber bezeichnet das aufgehangene Ledergestell einer Pickelhaube lediglich die Landsmannschaft der Gefallenen. Wohl wird es am heutigen Tag, da das Gedächtnis noch so frisch, an Kränzen und Gewinden auf den Halden der Spicherer Höhen nicht fehlen, aber allgemach wird nach menschlicher Erfahrung die Teilnahme sich mindern, und zuletzt wird nach Jahren der ackernde Landmann gedankenlos den Knochenrest eines Bruders auf die Seite werfen, der einst diesen Boden von langer Fremdherrschaft mit befreien half:

Da liegen sie begraben,
Die wir noch kaum gesehn
Auf muntern Rossen traben
Und keck im Gliede gehn.

Hier wälzten sich die Armen
In das Gewühl hinein.
Die Schlacht hat kein Erbarmen,
Sie muß geschlagen sein.

Es öffnet den Gedanken
Sich fast der Erdenschoß —
Wo ganze Reihen sanken:
Das eine Kreuzlein bloß!

Als wären sie zu finden
Wie Klee im Roßgestampf,
Als müßt' sich keiner winden
Im letzten Todeskampf.

Was ist in solchen Zeiten
Ein armes Mutterkind?
Die Toten ruhn zur Seiten,
Wie sie gefallen sind.

16. Über Frankfurt nach Wilhelmshöhe.

Ungedruckt.

Sie werden gewiß nicht im geringsten verwundert sein, einen Reisebericht mit dem Poststempel Wilhelmshöhe versehen zu erhalten. Ich reise gegenwärtig dem Ungewöhnlichen nach, ich suche den stärksten Kontakt mit der Außenwelt und sauge Leben, Natur, Realismus auf, wo ich nur kann. Es werden wieder andere Wünsche und Bedürfnisse in mir Platz greifen, und ich hoffe jetzt schon auf den Tag, da ich in stiller Muse das stoff-

lich in mir Aufgenommene künstlerisch gereinigt und kommentiert ausstrahlen werde.

Ich fuhr also von Stuttgart über Frankfurt nach Kassel. Ich unterlasse, über Gesehenes und Erlebtes auf der Route zu berichten; das angedeutete Ziel der Reise *) ist zu interessant und Neugier erregend, als daß ich den freundlichen Leser dieser Zeilen lange hinhalten wollte. Nur über meinen kurzen Aufenthalt in Frankfurt möchte ich einiges Wenige referieren. Ich benutzte die wenigen Stunden meiner Anwesenheit in dieser Stadt zum Besuche des Deutschen Freien Hochstiftes oder vielmehr zum Besuche des Geburtshauses Goethes, das bekanntlich von jenem literarischen Verein erworben und auch zu seinen Zwecken in Besitz genommen wurde.

Das große Verdienst, das diese Gesellschaft sich durch einen spontanen Akt der Pietät erworben, wird dadurch wieder etwas geschmälert, daß sie an so heiliger Stätte die Leistungen des Schrifttums unserer Tage mitproklamieren und dieselben sozusagen hier mit dem Stempel der Klassizität versehen will. Wenn neutrale Künste in den leeren Räumen dieses berühmten Hauses für einzelne Hervorbringungen eine vorübergehende Unterkunft finden, wie es z. B. mit Rahls **) hinterlassenen Zeichnungen für den projektierten Fries an der Universität in Athen und mit anderen Werken seiner Hand der Fall war, so kann man dieses wohl billigen, da hierdurch gewissermaßen selbst im Sinne Goethes gehandelt wird, der zeitlebens in einem intimen Verhältnis zu zeitgenössischer Kunst und Künstlern stand; wenn aber auch den Druckerzeugnissen unserer Tage wahllos diese Ehre zuteil wird, wenn man in hohen Bücherschränken die teils wertlose, teils in ihrem Werte überschätzte Literatur unserer Tage aber auch nicht einmal vollständig, sondern nach Zufall und Belieben zusammengebracht, aufgestapelt sieht, so erfüllt einen diese Selbsterhöhung des Epigonentums an so ungeeignetem Orte, die es sogar nicht unterlassen kann, angesichts eines solchen

---

*) Dieser Brief reiht sich zeitlich zwischen Nr. 9 (S. 57) und Nr. 10 (S. 62) ein. Er blieb offenbar ungedruckt, weil er die kriegerischen Ereignisse nicht berührt.

**) Karl Rahl, Historienmaler, behandelte darin die Entwicklung der griechischen Kultur.

geistigen Montblancs an ihre Maulwurfshügel zu erinnern, mit einer gewissen Entrüstung.

Anders verhält es sich mit der Aufstellung der Büsten von Schiller, Rückert, Lessing neben der Goetheschen im ehemaligen Empfangssaale der Familie Goethe, der nun, wie es scheint, in einen Sitzungssaal eines deutschen Literatorenparlaments umgewandelt worden ist, darin, sehr bezeichnend dafür, wie sehr Schriftstellertum und Politik heutzutage zu gegenseitigem Ruin sich in die Hände arbeiten, der Präsidentenstuhl Gagerns*) aus der Paulskirche aufgestellt ist, um von Zeit zu Zeit die Körperlast des Großmeisters des Deutschen Hochstiftes, eines gewissen Herrn Dr. Volger**), aufzunehmen. Goethe befindet sich doch wenigstens hier — ich rede von den Büsten — in guter Gesellschaft, aber gleichwohl wirkt die Zerstreuung unserer Aufmerksamkeit und Pietät, die wir hier in diesen Räumen nur auf einen gerichtet haben sollten, anderseits wieder störend und verletzend. Es wäre sinnreicher und andachtsvoller gewesen, sich auf Goethe und Schiller zu beschränken und bei dieser Zusammengesellung nicht so fest auf die Ebenbürtigkeit der beiden Genien als auf ihr einziges Freundschaftsverhältnis Bezug zu nehmen. In der größeren Sozietät aber vermißt man Jean Paul, Herder, Wieland und schließlich selbst Heine. Zudem: Wer versichert uns bei solcher Hereinziehung des „Dichterwaldes“ davor, daß wir nicht eines Tages die Marmorbüsten eines Geibel, Redwitz, Heyse, und wie sie alle heißen, gleichfalls herniederblicken sehen als die erwählten Lieblinge der Nation wie der Musen? Denn das Nachäffen, das Den-großen-Mann-Spielen versteht unsere Zeit vortrefflich.

Weil ich des von-Gagern-Stuhles vorhin erwähnt habe, so möchte ich nochmals den Verehrern des weiland großen Mannes die Versicherung hiermit geben, daß diese Reliquie bisher vortrefflich konserviert und nicht im geringsten beschädigt wurde. Indes die Stühle, darauf Goethe ehemals gesessen haben soll, von exzentrischen Engländern so manchen Spanes beraubt und mit dem Taschenmesser arg zugeschnitten sind, ist der Stuhl des

*) Heinrich Freiherr von Gagern, Präsident des Frankfurter Parlaments.

**) G. H. Otto Volgers Leitung des Hochstifts war sehr unglücklich. 1863 gab er in dessen Verlag ein Buch heraus: „Goethes Vaterhaus.“

ehemaligen deutschen Reichsministers und Parlamentspräsidenten gänzlich unversehrt und, ja, wie es scheint, unangetastet geblieben! Das gleiche ist auch mit den absonderlichen Präsenten der Fall, die die unvermeidlichen Gebrüder Schlagintweit dem Deutschen Hochstift gemacht, und die recht passend aufgestellt worden sind. Wie man in der Nähe der Totenmaske Goethes die Gesichtsmasken von Indianern, Eskimos und Beduinen zur Schau stellen kann, ist uns wenigstens unbegreiflich, so sehr wir auch erst neulich für die Einheit des Menschengeschlechtes plädiert haben. Das Genie ist zwar auch ein Kuriosum, aber ein solches, von dem stets nur ein Exemplar auf der Welt existiert, indes von den Kuriosi im gewöhnlichen Sinne an Ort und Stelle gewöhnlich zahllose zu finden sind.

17. Auf der Heimfahrt.

Ungedruckt.

Der Krieg zieht sich jetzt in die Länge und, ich wage das Paradoxon auszusprechen, zu unserem Glück. Die raschen, nie geahnten Erfolge der deutschen Waffen hatten unser Volk allenthalben und namentlich in Süddeutschland in einen Zustand der Berauschung und des Taumels versetzt, der, weit entfernt, normal zu sein, dem ruhigen Betrachter schon längst unangenehm auffiel. Die stets bereitgehaltenen Lampions und Fahnenstangen mußten in der Masse den Wahn verbreiten, als ob wir nur noch auf einem militärischen Spaziergang begriffen seien, anstatt in einen ernsten und furchtbaren Krieg verwickelt. Es hatte sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, bereits eine Phrasensprache populär-militärischer Schlagworte gebildet, und fast jeder, der des Abends in friedlicher Gesellschaft beim Schoppen saß, hielt sich im stillen für einen kleinen Moltke. Kurz, das Gefühl der Unbesiegbarkeit hatte sich allgemein verbreitet. Nun ist dieses Gefühl, soweit es auf gesunden Elementen beruht, durch den weiteren Verlauf des glorreichen Feldzuges keineswegs geschwächt, im Gegenteil, für den die zähe Wurzel unserer Volkskraft Erkennenden eher geschärft worden; aber es ist doch auch die Wahrheit zutage getreten, daß wir einer ungewöhnlichen Widerstandskraft gegenüberstehen, einer Widerstandskraft, wie sie nur von einem in einem Einheitsstaat lange vereinigten Volke geleistet werden kann. Das voll-

kommene Einstehen des Teiles für das Ganze auch im höchsten Unglück darf nur dort erwartet werden, wo der Teil lediglich durch das Ganze Bedeutung erhält und nicht für sich eine Art selbständiges Leben führen kann. Denn im letzteren Falle wird die zum Teil gerettete Existenz dem allgemeinen Untergang jederzeit vorgezogen werden. Mit anderen Worten: Wenn Deutschland der besiegte Teil gewesen wäre, so fragt es sich doch sehr, ob das Widerstreben gegen mäßige Territorialabtretungen ein ebenso starkes und standhaftes gewesen wäre, als es sich jetzt in dem niedergeworfenen und lediglich auf den Verzweiflungskampf angewiesenen Frankreich offenbart; es fragt sich, ob diese äußerste Probe des Patriotismus auch von uns in allen deutschen Staaten und Gauen bestanden worden wäre. Darum schadet es gar nichts, wenn wir uns in unserem Glück durch einige Reflexion einige bittere Tropfen in den Kelch selber träufeln, und wenn wir, eben im Begriffe, uns zu einem fester geschlossenen Staatsganzen zu konsolidieren, die Vorteile der Zentralisation gerade an dem Beispiele unserer Feinde würdigen lernen.

Es war unter dem deutschen Philisterium bereits vor sechs Wochen ausgemachte Tatsache, daß sich Metz kaum acht Tage mehr halten könne, und hinsichtlich Paris haben unsere Popularstrategen auf den Bierbänken gleichfalls eine sehr knappe Frist anberaumt. Möchte ihnen keine Enttäuschung erblühen, und möchten sich um Paris selbst willen ihre Prophezeiungen erfüllen; den vorgebrachten Gründen, weshalb die Übergabe in so naher Aussicht stehe, könnten geschichtlich beglaubigte Beispiele von Belagerungen großer Städte, namentlich im Altertum, entgegengestellt werden, die nicht nach Monaten, sondern nach Jahren gedauert; erinnern wir uns z. B. an Karthago und Jerusalem, die den Liebig-Pettenkoferschen Fleischextrakt noch nicht gekannt. Was schadet es aber auch uns, wenn unsere kriegserprobten Soldaten den Winter über, wohlverproviantiert von der Heimat und vor äußerster Kälte geschützt, vor dem neuen Babylon liegen bleiben, was schadet es den strammen Pommern und Westfalen, den robusten Bayern und den wackeren Württembergern, wenn sie, die Art und Gewohnheit ihrer germanischen Vorfahren nachahmend, in Pelzen und Wasserstiefeln und, was jene nicht hatten, die Tabakspfeife im Mund als gemütliches Aushungerungskollegium vor

der rabiaten Kapitale Wache halten? Ich denke, wir werden ihnen dann zu Weihnachten die grünen Tannenbäume vollhängen mit Liebesgaben und ihnen per Lokomotive den Pumpernickel und die Lebkuchen überschicken. Wenn nur sie guten Mutes bleiben, und dafür werden schon Moltke und König Wilhelm sorgen.

Guten Mutes zeigt sich aber auch seinem kräftigen und gesunden Kerne nach das deutsche Volk, und lediglich der junge Bruchteil der Bevölkerung, dem die alten von Preußen geschlagenen Wunden noch nachbluten, und der sich auch inmitten des Rausches der Begeisterung, wiewohl von ihm selbst ergriffen, noch nicht recht wohl befunden hatte, läßt dann und wann höchstens einen Seufzer mit einer Betrachtung über den Schrecken und die Barbarei des Krieges vernehmen. Auch diejenigen, denen bereits die Champagnerflasche im Keller zu stark moussiert, welche sie für die Feier des Einzugs meistens aus patriotischem Opfermut gekauft und eingestellt, finden das späte Beginnen des Bombardements höchst ungerechtfertigt und tadeln Moltke heftig, der jetzt überhaupt für alles, was nicht nach Wunsch geht, den Sündenbock abgeben muß, wie es Herrn Bismarck im Frieden ergeht.

Das Werk der Bruder- und Nächstenliebe nimmt aber allerorten seinen ungestörten Fortgang, und wenn nur dieses nicht stockt, so ist alles gut. Der verwundet oder krank heimkehrende deutsche Soldat findet fast an allen Haltestellen Erfrischung und Erquickung, die er gern mit dem im gleichen Coupé an seiner Seite fahrenden französischen Gefangenen teilt. Selbst bis in die späte Nacht harren die Ortsbewohner der benachbarten Ortschaften auf den Bahnhöfen, und jeder wetteifert bei dem kurzen Halt der Züge, seine Gaben früher an den Mann zu bringen als der Nachbar. Eier, Würste, Brot und Obst fliegen nur so hinein in die offenen Fenster und werden dort von den Händen der oft recht fröhlichen Soldaten aufgefangen; auch schwarze Turkohände sieht man diese Bewegung des Ballauffangens mitmachen, und mit gutmütigem Lachen, wie es dem Neger eigentümlich, danken diese, wenn sie so essen, höchst harmlos erscheinenden „Schwarzen", wie das Volk diese Ultramontanen vom Atlasgebirge zu nennen pflegt, für die Aufmerksamkeit, die ihnen allenthalben zuteil wird. Einzelne unter ihnen wissen schon das eine oder andere Ding in deutscher Sprache zu bezeichnen, und namentlich unterscheiden sie die Landsmannschaft

ihrer Eskorte recht wohl. Sie sagen: „Preuß", Schwob" (womit sie die Deutschen nach Elsässer und Böhmer Art mit Chargen bezeichnen); nur das Wort „Bayern" können sie nicht mit ihren Sprachwerkzeugen herausbringen. Wenn sie gleichwohl diese unaussprechlichen Menschen in ihrer Konversation bezeichnen wollen, so geben sie einen kleinen Pfiff von sich, womit sie auf die kleinen Pfeifen der bayerischen Jäger anspielen, mit deren Spitzen sie bei Wörth und Sedan eine genaue Bekanntschaft gemacht. Aber im Waggon herrscht jetzt zwischen Schwarz und Weiß die größte Gemütlichkeit, das beste Einvernehmen, und die Turkos halten sich, wenn sie irgendein Anliegen haben, namentlich an die durch einen bloßen Pfiff herbeizitierten Bayern, von denen sie sogar schon teilweise das Brasilschnupfen gelernt haben sollen, wozu sich ihre von Natur schwarzen Hände allerdings besonders eignen. Jene Bayern lassen überhaupt ihren Pflegebefohlenen, an denen sie ihre größte Freude zu haben scheinen, nichts abgehen; und einmal hörte ich sogar einen Stockaltbayern auf den Perron hinausrufen: „Gebts e Halbi her, mein Seppl da (auf einen grinsenden Turko deutend) is durschti." Ein andermal hörte ich Bayern, die mit Turkos fuhren, ihre Schnaderhüpfel singen, und regelmäßig sangen diese den Refrain „Auf der Alm" mit ganz verständlicher Lautwiedergabe mit. Ein solches Schnaderhüpfel lautete:

Napoleon in Kassel
Hab'ns eini to,
Und die schwarzen Teufi
Sind a scho do
Auf der Alm.

Von der herzlichen Waffenbrüderschaft, wie sie zwischen den Söhnen des Nordens und Südens besteht, die teils verwundet, teils rekonvaleszent die Heimreise angetreten, sah ich auch, namentlich an längeren Haltestellen, rührende Proben. Wie waren sie sich gegenseitig behilflich, einander in und aus den Waggons zu heben; wie zart und pflegevoll waren die Männer und Jünglinge, die den Arm größtenteils in der Ehrenbinde trugen, gegeneinander. Wie lebhaft war der Zuschauer durch solche Szenen ergriffen und gezwungen, anzuerkennen, daß dieser Krieg wahrlich alle und jede Schranke eingebrochen hat, die Vorurteil und zu wenig genaue gegenseitige Kenntnis zwischen

den deutschen Männern aufgerichtet hatte. Wie erhebend eine solche Rückkehr aus dem Kriege auf die Gemüter des von der Anschauung am leichtesten überzeugten Volkes wirkt, brauche ich wohl nicht näher auszuführen, und ich wünschte nur, daß sich bald eine Gelegenheit ergeben möge, die hinlänglich groß und stürmisch genug wäre, um uns auch unsere österreichischen Brüder auf solche Art wieder in die Arme zu geben.

Von allen Empfangs- und Bewirtungsanstalten aber, die den heimkehrenden Kriegern und den in das Feld ziehenden Truppen die Teilnahme und den Beistand des Volkes bekundeten, gefiel mir folgender Empfang am besten. An einer unbedeutenden Station Unterfrankens hatte sich in langer Reihe die Dorfjugend, Knaben und Mädchen aufgestellt, davon jedes einen Teller oder ein Schüsselchen voll Suppe in den Händchen hielt, bereit, auf das Kommandowort des Magisters heranzutreten, der, selbst eine große Suppenschüssel haltend und die ganze Aufstellung befehligend, auf dem rechten Flügel stand. Wahrscheinlich hatte sein erfinderischer Geist sich diese Methode, da er schlaflos und der deutschen Brüder Leiden und Entbehrungen im Felde bedenkend des Nachts neben seiner Eheliebsten im Bette lag, sorgsam ausgeklügelt, und rasch war er von dem Gedanken zur Tat geschritten. Es wäre auch so ganz recht gewesen, wenn es nur nicht so entsetzlich vom Himmel heruntergeregnet und der liebe Herrgott in den Wolken der guten Fleischbrühe übermäßig viel Wasser zugeschüttet hätte. Gleichwohl ward dem Herrn Magister, auf dessen Kommandowort beim Halten des Zuges die ganze wohl eingeübte Jugend in einer Linie heranschritt, von dem gerührten Major für den guten Willen und die freundliche Bewirtung herzlich gedankt, welche Anerkennung den braven Mann äußerst zu schmeicheln schien. Er hatte sein Scherflein lieblich beigesteuert*).

Bayreuth, den 24. Oktober 1870.

Sehr geehrter Freund!

Beifolgend ein meine Fahrten abschließendes Feuilleton; ich hoffe, daß es Ihren Beifall findet. Die Tage bringe

*) Der obige Bericht scheint nicht abgegangen zu sein; wenigstens findet sich neben dem Original noch vorstehender Brief, offenbar, wie eine Bleistiftnotiz zu verraten scheint, an Josef Ehrlich, Wien III. Bezirk, Holzgasse Nr. 29, III. Stock, einen Redakteur der Wiener „Presse", gerichtet, im Nachlaß vor.

ich hier sehr einförmig zu und sehne mich wieder in größere Verhältnisse. Professor Spandau*) sagte mir, daß Ludwig Feuerbach seinerzeit ihm die Umöglichkeit, eine schriftstellerische Arbeit bei seinen ungünstigen Gesundheitsverhältnissen zu übernehmen, bekanntgegeben habe. Er arbeite lediglich noch an seinem Nekrolog. Auf Allerseelen schicke ich eine Elegie. Mit herzlichen Grüßen an die werten Ihrigen und die Freunde.

Mit Verehrung und Freundschaft

Ihr ergebener

Martin Greif.

18. Vier Luftreisende.

München, 22. Dezember.

Gestern sind bei uns in der wunderreichen Weihnachtszeit vier Männer niedergekommen, nämlich in einem Luftballon. Die Glücklichen verließen Paris um 3 Uhr in der Frühe und passierten, dank dem orkanartigen Sturm, der sie dahintrug, die bayerisch-württembergische Grenze schon um 11 Uhr des Vormittags. Wohl war das eigentliche Ziel ihrer Reise Bordeaux gewesen, aber Gott Boreas hatte nicht verstanden, was ihm seine Schutzbefohlenen in das stumpfe Ohr geraunt, und er hatte sie nach einer ganz entgegengesetzten Richtung verschlagen. Die Niederkunft der armen Teufel erfolgte auf einem Felsen in der Nähe der alten Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber, Teufelsstein genannt; die sinkende „Mongolfière“ streifte zuerst auf den luftigen Zacken hin und blieb dann hängen.

Sogleich sprangen die vier Passagiere, darunter ein Kondukteur und ein Beamter, aus dem innegehabten Coupé und schrien aus Leibeskräften auf Französisch um Beistand, offenbar des Glaubens, daß sie auf französischer oder doch wenigstens auf von französischen Waffen besetzter deutscher Erde sich befänden; waren es ja doch entschiedene Anhänger des glaubwürdigen Herrn Gambetta, die zu uns gekommen. Die Hilfe nahte sich denn auch alsbald in Gestalt unterschiedlicher deutscher Bauern, die aber zum Erstaunen der faktisch aus dem Himmel Herabgefallenen nicht mit Chassepots, sondern mit bloßen Mistgabeln bewaffnet waren,

*) Wohl Dr. Karl Spandau, dem der Nachruf (Greifs Werke I, 228) gewidmet ist.

ein Umstand, der jedoch den geographischen Irrtum der Fremdlinge nicht im geringsten zu erschüttern imstande war. Konnten sie doch nach der Art dieser Bewaffnung eher schließen, daß es Franktireure seien, die, im Gefolge von Kerntruppen auf dem siegreichen Vormarsch in das Innere von Deutschland begriffen, in diese wehrlose und von dem Feind bereits geräumte Gegend gekommen; denn das helle und breite Stromband des Rheins mußten sie am Ende doch trotz Nebel und Wolken aus den Lüften herab wahrgenommen haben. Vertrauensvoll und stolz schrieen sie also den von ihren Feldern herbeieilenden Bauern die Losung entgegen und machten sich auf eine lebhafte und emphatische Begrüßung bereit, welche aber zu ihrer Verwunderung ganz ausblieb. Da sie überdies wider Erwarten fremdartige Laute vernahmen, so stieg bald die Vermutung in ihnen auf, daß sie es mit feindlicher, auf dem Rückzug in voller Auflösung begriffener „Landwehr" zu tun hätten; sie wendeten sich daher in Eile um und liefen, ihre kostbarsten Briefschaften in beiden Händen, den Teufelsstein hinunter mit hasenartiger Geschwindigkeit querfeldein einigen bayerischen Gendarmen, die zufällig auf der Straße patrouillierten, gerade in die Hände. Ihre Befreier in diesen selbst eiligen Laufes daherkommenden Bewaffneten erblickend, warfen sie denselben zur Sicherung gegen die von der anderen Seite daherstürmende Landwehr alsbald die gerettete Post entgegen und verlangten von ihnen, daß sie auf die „bêtes allemandes" Feuer abgeben sollten; wirklich legten auch die Angerufenen ihre Gewehre an, aber, o Wunder! nicht auf die Feinde, sondern auf sie selbst. Dazu forderten diese zweifellosen Garibaldianer in sehr deutlicher Weise augenblickliches Stehenbleiben und Übergabe, welcher Aufforderung die lächelnden Pariser auch sofort Folge leisteten. „Die Leute tun nicht mehr als ihre Schuldigkeit," sagten sie untereinander; „es ist Disziplin unter diesen Truppen, Disziplin, die unseren Soldaten so lange abging. Mögen sie daher vorläufig mit uns verfahren, wie es ihnen die heilige Pflicht und ihr Dienst für Frankreichs Wohl vorschreibt; aber laßt uns sie bitten, daß sie uns ungesäumt vor Garibaldi führen, der in der Nähe stehen muß, damit er den Irrtum einsehe und uns befreie. Es ist gut, daß es so gekommen, denn nun ist es nimmer zweifelhaft, daß die Depeschen sicher in Gambettas Hände gelangen werden." — „Menez nous à Garibaldi!" baten sie jetzt laut, Blicke des Einverständnisses

und der Freude noch immer unter sich wechselnd, dazwischen die vermeintlichen Garibaldianer etliche Stricke aus den Hosen- und Manteltaschen hervorzogen, um die Hände der glücklich Aufgegriffenen gehörig auf den Rücken zu binden. Freiwillig boten diese dazu ihre Hände dar und drangen in ihre Befreier, sie eilig in das ersehnte Standquartier des siegreichen republikanischen Feldherrn zu führen. Wohl machte es sie wieder für einen Moment stutzig, als sie die inzwischen herangetretene Landwehr im Kreise umherstehen und mit der feindlichen Patrouille sich ganz vertraut unterhalten sahen; allein auch dieses Bedenken redeten sie sich gegenseitig durch die ihnen sehr plausibel erscheinende Hypothese aus, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein kurzer Waffenstillstand zur Beerdigung der vielen gefallenen Deutschen auf deren inständiges Ansuchen denselben von Garibaldi bewilligt worden, auf dessen Wiedersehen sie sich unendlich freuten.

Was nun den Luftballon selbst anlangt, in dem die vier Pariser ihre glückliche Reise vollbracht, so waren bei demselben allerdings einige von den Bauern zurückgeblieben, und diese standen, das geheimnisvolle Ding bewundernd, noch immer in ehrerbietiger Ferne vor demselben, um so mehr, als es noch keineswegs still lag, sondern sich ungebärdig, wie ein lebendes Wesen, hin und her bewegte und sich bald wieder von dem Boden zu befreien anfing. Es dauerte auch nicht lange und das Luftschiff fing von neuem an, aufzusteigen. Da faßten sich zwei unter den Bauern das Herz und stürzten auf das Ungetüm los, es bei den niederhängenden Seilen erfassend, um durch ihr Gewicht den Ballon wieder zur Erde herabzuziehen. Dieser aber ließ sich nicht stören, sondern nahm die Bauern mit. Bereits schwebten sie eine Manneshöhe über dem Boden, da erkannten sie, wohin es mit ihnen hinaus wolle; eilig ließen sie ihre Beute fahren und erkauften sich die Rückkehr auf die Erde mit einigen gebrochenen Rippen. Der Ballon aber setzte gemütlich seine Luftreise ohne Ballast nach Osten fort, bis er hart an der österreichischen Grenze, bei Zwiesel in Niederbayern, für immer zur Erde ging.

Inzwischen waren die fröhlichen Pariser unter scharfer Eskorte an das vermutliche Hauptquartier Garibaldis herangekommen, und sie betraten unter großem Zulauf des Volkes die Hauptstadt des neugebildeten Departements sur Tauber, Rothenbourg. In stolzem Siegesschritt bewegten sie sich vorwärts, und ihr Herz schlug höher bei dem Gedanken, daß ihre Mission einen so glück-

lichen Erfolg gehabt. So gelangten sie denn vor das königliche Bezirksamtsgebäude, welches ihnen, eines der ansehnlichsten Häuser in der Stadt, als das Absteigequartier des berühmten Generals erschien. Durch den Gerichtsdiener geführt, den sie für einen Offizier der Garibaldischen Legion hielten und eigens begrüßten, stiegen sie die breite Treppe hinan und betraten, sichtlich bewegt, das große Amtszimmer. Hier saßen mehrere Herren in Zivil, offenbar mit der Abfassung von Berichten und Depeschen, an die Regierung in Tours gerichtet, vollauf beschäftigt, die aber von den Akten weg jetzt ihre Blicke nach den unerwarteten und seltsamen Fremdlingen gewendet hielten. Jetzt erhob sich auch der höchste der Beamten, der hinter der weißen Gardine saß, und sprach eine Weile mit dem seine gehorsamste Meldung vorbringenden und die Briefschaften ausliefernden Stationskommandanten. Aber noch immer schien den Parisern kein Licht aufzugehen. Endlich trat der Bezirksamtmann aus den Schranken hervor und besah sich die interessanten Ankömmlinge sehr genau und forderte sie in französischer Sprache auf, sich von Kopf bis zum Fuß auszukleiden, da sie einer genauen Visitation unterzogen werden müßten, ob sich keine heimlichen Papiere bei ihnen vorfänden. Mit aufgerissenem Munde hörten die allmählich zur Einsicht ihrer Lage kommenden Fremdlinge diesen kategorischen Befehl an und kamen, von ihren Handschellen befreit, demselben um so schneller nach, als sie dabei von den Händen sämtlicher Gendarmen in sehr bereitwilliger Weise unterstützt wurden. Wirklich fand sich in den Rock des Beamten eingenäht eine Depesche an Gambetta vor, und außerdem staken in den Taschen sämtlicher Passagiere große, in Papier eingewickelte Stücke Schweinefleisch und Würste, die in der Fronfeste hernach zu verzehren den ersten Kriegsgefangenen Rothenburgs großmütig gestattet wurde. Die angenehme Reise hatte den zwei Passagieren von nicht amtlichem Charakter je 1800 Franken gekostet, die gewöhnliche Taxe, die der aus Paris Reisende gegenwärtig zu zahlen hat.

19. Die Alpenbeleuchtung.

Dachau bei München, 18. Juli.

Ermüdet von dem Festglanz und dem betäubenden Jubel, der augenblicklich in nie zuvor gekanntem Maße München

durchstrahlt und erfüllt, zog ich mich, auf das Bankett im Glaspalast mit allen seinen Freuden gern verzichtend, hierher in die ländliche Stille und Abgeschiedenheit zurück, wo ich jedoch unerwarteterweise wieder so sehr in die Mitte einer großartigen Manifestation geriet, daß ich die ruhende Feder des Berichterstatters ergreifen und Ihnen über die Krone der ganzen Siegesfeier, über die allgemeine Höhen- und Bergbeleuchtung berichten muß.

Beinahe im weiten Halbbogen dehnt sich vor meinen Augen die ferne blaue Kette der Alpen aus, und mein Standpunkt ist ihr gegenüber ein wahres Observatorium. Mit einem Riesenteleskope bewaffnet, könnte das Auge jede Gemse sehen, die auf einem der Grate, Firnen oder den Wänden von den Salzburger und Berchtesgadener Alpen bis zur Zugspitze und weiterhin auf der Allgäuer und Vorarlberger Gebirgskette sich postiert. Das Wetterstein- und Karwendelgebirge liegen schräg vor mir, und gerade vorwärts über München, dessen dicke Frauentürme bei kaum fünfstündiger Entfernung noch ganz hoch und klar hervortreten, zeigt die stille Benediktenwand ihre lange Felsenmauer. Dachau aber eignet sich deshalb ganz besonders als Standort dem weitläufigen Gebirgspanorama gegenüber, weil es inmitten einer meilenweiten Ebene auf ganz ansehnlicher Anhöhe liegt und also keine andere Terrainfalte den Fernblick nach irgendeiner Seite behindert.

Verabredetermaßen war die neunte Stunde des Abends zum Beginn der Feier in den Bergen festgesetzt; außerdem schienen da und dort auf den geeignetsten Punkten Signalfeuer entfacht worden zu sein, denn es ging wie auf ein Tempo los. Der Senner und der Jägerbursche auf der Kreuzspitze zündeten gleichzeitig mit dem auf dem Sonnenwendjoch ihr Feuer an; es griff alles ineinander, wie auch sonst in Deutschland jetzt alles ineinandergreift. Ein gewaltiger Wetteifer gab sich auf den fernen Bergen kund. Tausende von Herzen kündeten uns von dort an, daß auch sie für des Vaterlandes Macht und Größe schlagen; diese Feuer waren das Jodeln der Burschen und Mädchen in eine Licht- und Fernsprache übersetzt. Jetzt flammten da, jetzt dort, jetzt herüben, jetzt drüben längs der ganzen Gebirgskette die Feuer auf, jetzt plötzlich drei, fünf, acht dicht nebeneinander. Wie Sterne sahen die fernsten und höchsten aus, wie Sterne, die etwas über dem Horizont stehen;

andere und namentlich solche auf den näher gelegenen Vorbergen ließen den Scheiterbrand besser erkennen, wobei freilich der allmählich dichter werdende Nacht- und Nebelschleier, der schwüle Dunst in der Atmosphäre auch diesen bald den schärferen Umriß nahm, so daß man zuletzt nur noch ganz schwach die Glut aus der übrigen Färbung des Firmaments heraus erkannte. Das Keimen und Erlöschen der Flammen bot ungefähr den gleichen Anblick dar, und es gehörte in diesem Stadium für den, der nicht von dem ganzen Projekt unterrichtet war, ein Auge von einer Schärfe dazu, wie es der treue Wächter auf der Zinne von Agamemnons Königspalast besessen haben muß, um etwas Ungewöhnliches an der fernen Scheidewand zwischen Himmel und Erde wahrzunehmen. Aber um so imposanter war der Höhepunkt des ganzen Schauspiels, als Stern an Stern die Feuer glühten. Nahm man nun bei diesem Anblick seine Gedanken und seine Phantasie zu Hilfe, und sagte man sich, daß jener Punkt einem Gipfel angehöre, der 6000 Fuß, und jener, der gar 10 000 Fuß über der Erdfläche aufrage, so mußte man sich eingestehen, daß man sich eine größere Szene, einen beredteren Ausdruck der Gefühle, die ein ganzes Volk beseelen, nicht denken könne. Heil Deutschland! Heil dem großen Vaterlande! las man mit Himmelsschrift am Himmel selbst und, was das Tröstlichste und Erhebendste an dem ganzen Anblick war, auch Berghäupter, die dem jetzigen geographischen Begriffe nach nicht zum Deutschen Reich gehören; auch Gipfel, die in die Täler des gefürsteten Tirol und des Salzburger Landes herabschauen, auch sie trugen ihre Feuerzeichen und die gleiche Flammenschrift. Heil euch Brüdern, die ihr euch als Teil des Ganzen fortbekennt, Heil dem deutschen Stamme, der im Herzen teilnimmt an dem Schicksal der Gesamtheit, ob er auch äußerlich von ihr geschieden ist, rufen wir vom Tal aus euch entgegen.

Während die Feuer auf den fernen Höhen allmählich erloschen oder sich sonst doch unserem Anblicke entzogen, erglänzten über den noch halb und halb sichtbaren Giebeln und Türmen der jauchzenden Hauptstadt andere Flammenzeichen; leuchtende Kugeln und Ballons stiegen auf, das unvergeßliche Schauspiel von gestern wiederholend. Der Freude und des Jubels will es kein Ende werden; das politische Aufschnellen aus der ohnmächtigen Tiefe zu jäher Höhe der Macht war ein zu schnelles,

unerhofftes, als daß man so bald wieder den alten Gleichmut finden könnte. Immer und immer fragt man sich wieder: Ist es denn wahr, daß ich das erlebt habe? Träume ich denn nicht am Ende? Ist es wahr und möglich? Und wenn man auch nüchterner zu werden anfängt und mit den Tatsachen als Daten zu rechnen beginnt, so sagt man sich doch auch immer noch: Eine solche Zeit kehrt nicht wieder, und wenn unserem Volke noch Jahrtausende der siegreichen Obmacht und Herrschaft beschieden sind; alles, was noch kommt, verglichen mit dem, was unsere Augen jetzt sehen, wird allen weit geringer erscheinen. Nur ein Festjubel wäre noch denkbar, der dem gegenwärtigen gleichkäme oder ihn gar noch überträfe; doch ich berühre nicht das denkbare Ereignis, das ihn veranlassen könnte.

Wer gestern Nacht München gesehen, wie es in einem Licht- und Freudenmeer buchstäblich schwamm, wie es mit den Tausenden und aber Tausenden von Gästen aus nah und fern die ganze Nacht durch aus vollem Herzen hinausschrie, was es einmal sagen und bekennen wollte, der wird von nun diese Stadt unter die patriotischsten rechnen, die Deutschland aufzuweisen stolz ist. Verstummen müssen aber alle diejenigen, welche die Begeisterung, die auch Süddeutschland und insbesondere Bayern ergriffen hat, eine künstliche, von den Parteien gemachte, unnatürliche nannten und ihren Wirkungen daher nur eine kurze Dauer voraussagten; verstummen müssen sie als Toren oder Betrüger. Dazu war der Charakter des Festes ein so ausgesprochen *deutscher*, obgleich er recht wohl auch, da nur bayerische Truppen heimkehrten, selbstisch hätte ausfallen können, daß denjenigen, welche in der Tat partikularistisches Kapital daraus schlagen wollten, dieses Vorhaben gänzlich mißlungen ist.

Die absichtliche Ehrung des preußisch-bayerischen Waffenruhmes, der, wie man aus der Geschichte weiß, früher nicht immer mit dem deutschen zusammenfiel, blieb den einzelnen und namentlich einzelnen Aristokraten als eine ihnen wohl zu gönnende Gelegenheit, ihrem innersten Innern Ausdruck zu geben, überlassen; verderben, ja auch nur schaden können sie ohnedies nicht mehr, dazu sind sie zu wenige und zu wenig; ihr Gebahren ist das des Sonderlings, den man auslacht. Allerdings wurden auch sonst Rücksichten auf „das berechtigte Stammesgefühl genommen“; so war von anderer Seite beispielsweise

die Feldherrnhalle in ein wahrhaftes Sanktuarium der rein-bayerischen Waffenehre verwandelt, und an Tilly und Wrede*) anknüpfend, hatte man auch die auf die neulichen deutschen Siege hinweisenden Trophäen, vielleicht, weil sie unter den Fenstern des Königs stehen, so ausgewählt, wie sie in eine bayerische Ruhmeshalle gehören. Doch vom künstlerischen Standpunkte hatte man um so weniger gerade an dieser Ausschmückung auszusetzen, welche, was ihre ästhetische Wirkung anbelangt, wohl nur von der Dekorierung der nahen Residenz selbst übertroffen wurde, davon sich namentlich der ältere Teil, dessen mannigfaltige Architektur aus dem Lichterglanz hervortrat, einzig schön ausnahm. Aber auch die gegenüberliegende Bank hatte, in Erwartung des Milliardenanteils, der auf Bayern trifft, sich wie eine sehnsüchtige Braut geschmückt und wie die kluge Jungfrau im Evangelio mit Lichtlein versehen.

An all diese geschaute Pracht und Herrlichkeit dachte ich jetzt wieder zurück, als sich bereits auf die ungeheure Ebene vor mir finstere Nacht legte und die letzte Feuergarbe blitzend gegen Himmel aufschoß.

20. Die Einzugsfeier in Berlin.

Soeben hat die ewig denkwürdige Feier des Einzuges der deutschen Truppen in Berlin ihr Ende erreicht, und ich beeile mich, darüber pflichtmäßigen Bericht abzustatten. Erwarten Sie aber kein auch nur teilweise genügendes, geschweige vollendetes Bild. Ich habe in dem kurzen Zeitraum weniger Stunden zu viel erfahren und geschaut, es sind zu viele und zu mächtige Eindrücke auf meine Seele eingestürmt, ich bin zu ergriffen und zu bewegt, um meinen flüchtigen Mitteilungen künstlerische Gestaltung zu geben. Dazu waren auch die Festlichkeiten räumlich zu ausgedehnt, es gab sozusagen zu mannigfache Brennpunkte derselben; der Triumphzug bewegte sich an zu vielen bedeutsamen und wichtigen Stätten vorbei, als daß ein einziger anders als von einigen Standorten aus seine Beobachtungen machen konnte; ein Ganzes und Vollständiges ist also in keinem Falle zu erwarten. Die zum Einzuge bestimmten Truppen, im wesentlichen das preußische Gardekorps, lagen schon

*) Karl Fürst Wrede, bayerischer Feldmarschall im napoleonischen Zeitalter.

seit einigen Tagen in den nächsten Ortschaften vor Berlin. Heute vormittag sammelten sie sich auf dem Tempelhofer Felde und nahmen dort Paradeaufstellung in drei Treffen, um nach erfolgter Besichtigung durch den Kaiser ihren Einzug in die Hauptstadt des Reiches zu halten. Die Via triumphalis erstreckte sich vom Halleschen Tore durch die Königgrätzer und die Straße „Unter den Linden“ bis zum Lustgarten, dem alten Schlosse gegenüber. In symbolischer Weise veranschaulichte dieselbe in ihren einzelnen Gliederungen den chronologischen Verlauf des glorreichen Feldzuges. Am Halleschen Tor empfing die Kolossalgestalt der Berolina die nahenden Krieger, den wohlverdienten Lorbeer ihnen entgegenhaltend; die nächste Station bildete der sogenannte Askanische Platz, dessen Trophäenschmuck auf die ersten Schlachten von Weißenburg und Wörth hinweist; zwischen beflaggten Masten und Laubgewinden ging sodann der Weg wieder weiter bis zum Potsdamer Platz, der die Katastrophe von Sedan veranschaulicht. Auf einem sockelartigen Aufbau, dessen untere Terrasse mit Kanonen strahlenartig besetzt sind, erhebt sich eine beflügelte und vorschwebende Viktoria, mit Siegeskränzen in beiden Händen. Zu ihren Seiten stellen sitzende Frauengestalten, Straßburg und Metz versinnlichend, die Haupterfolge der vielen Belagerungskämpfe dar. Die Namen der Schlachten in diesem Kriegsabschnitt sind auf großen Bannern zu lesen: Gravelotte, Mars-la-Tour, Sedan, Beaumont usw. Dann geht es wieder fort, zwischen Kränzen und bewimpelten Massen sowie Hunderten von erbeuteten Geschützen, bis zum Brandenburger Tor, dessen Vorplatz, dem Tiergarten gegenüber, an den letzten Hauptabschnitt des Feldzugs erinnert, an die Belagerung von Paris und an die Kämpfe mit den republikanischen Heeren. Je sechs Segelmasten nennen die Tage vor Paris, bei Orleans, Le Mans, St. Quentin und Belfort. Das Brandenburger Tor, zu dem wir nun kommen, mit dem davor liegenden Pariser Platz, bildet einen Hauptglanzpunkt. Die Palais zu beiden Seiten, darunter das des Fürsten Blücher, sind herrlich und reich geschmückt, und nur das Gebäude der französischen Gesandtschaft zeigt seine nackten Mauern: an allen Seitenfenstern sind die Gardinen heruntergelassen; keine Seele ließ sich darin erblicken. Wie überall längs des ganzen Weges, so erheben sich auch hier gewaltige, mit Tausenden von Menschen besetzte, rot ausgeschlagene Tribünen, und zwar hier am Pariser

Platz die magistratischen. Durch eine prächtige Ehrenpforte, mit der Kaiserkrone und dem Eisernen Kreuz geschmückt, gelangt man „Unter die Linden", und nunmehr steigert sich mit jedem Schritt die Pracht und Majestät des wunderbaren Festglanzes. Die Paläste zu beiden Seiten sowie die großen Staatsgebäude sind von Kränzen, Festons und Fahnen förmlich verhüllt; die ganze Lindenallee aber ist wieder zu beiden Seiten mit Hunderten von eroberten Kanonen besäumt, deren Mündungen ihren tapferen Eroberern als nunmehr stumme Zeugen deutscher Tapferkeit entgegenstarren. An den fünf Straßenübergängen sind Triumphpforten angebracht, über denen herabstürzende Riesenteppiche teils realistische, teils symbolische Darstellungen sowie sinnige Sprüche aufweisen, die sich alle auf das neu gegründete Reich und dessen Macht und Herrlichkeit beziehen. Hier umschlingt der bayerische Jäger den preußischen Kameraden, dort reichen zwei Genien, Nord- und Süddeutschland darstellend, sich die Hände.

In dieser Weise geht es fort bis zum alten königlichen Schloß, davor eine sitzende Kolossalgestalt, Germania, ihre beiden wiedergewonnenen Kinder Elsaß und Lothringen an sich ziehend und beschirmend, den bleibenden Errungenschaften des Krieges einen rührenden Ausdruck gibt. Dieser Gruppe gegenüber steht das bislang verschleierte Monument Friedrich Wilhelms III., von dem nunmehr auch die Hülle gesunken, und vor diesem das kaiserliche Zelt, für den Hof und seine Gäste bestimmt. Wenn ich noch den reichen Schmuck des kronprinzlichen Palais sowie den von den Künstlern Berlins in ihrer würdigen Weise besorgten des Akademiegebäudes hervorhebe, so habe ich in dieser flüchtigen Darstellung des dekorativen Beiwerkes wohl das Hauptsächlichste genannt. Freilich sind auch ohne dieses die beiden architektonischen Partien am Pariser Platze: das mächtige Siegestor mit der einst von den Franzosen entführten und 1814 wieder von dem deutschen Heere heimgeholten Quadriga sowie die untere Partie der Lindenstraße, wo so viele historische und kriegerische Erinnerungen sich zusammendrängen (ich nenne nur die riesige Reiterstatue Friedrichs des Großen, die Standbilder von Blücher, Gneisenau und York sowie die jenseits gelegenen von Bülow und Scharnhorst); freilich sind diese Monumente und ihre Umgebungen an sich schon so beziehungsvoll und beredt, daß man sich das Schauspiel des Einzuges einer triumphierenden

Armee nach so schwierigem Feldzuge an keinem anderen Orte der Welt bedeutsamer vorstellen könnte. Lange und zäh hat dieser Staat gerungen, bis er zu dieser Machtstellung, zu diesem Ziel, zu dieser Vollendung einer früh geahnten Mission gelangt; jeder Schritt, jeder Stein predigt hier diese Tatsache. Ein rauher, ernster Kriegerstaat ist dieses Preußen; spartanische Tugenden wohnten seinen Söhnen von jeher inne; was er geworden, das dankt er sich allein. Wie herb und ernst weht einen der Geist an, der aus allen diesen profanen, nur Staats- oder kriegerischen Zwecken dienenden Gebäuden spricht! Die acht Marmorgruppen auf der Spreebrücke, welche zum Hintergrunde das Schloß, den Dom und das alte Museum haben, und welche heute durch den Flaggenwald der Schiffe ein reicher und eigentümlicher Schmuck geworden; sie versinnbildlichen gleichsam die Tendenz und den heimlichen Zweck dieses Staates. Hier lehrt Nike den Knaben Heldengeschichten, dort unterrichtet Pallas den Jüngling in den Waffen, dort reicht sie ihm solche dar, hier wieder krönt sie ihn nach dem Siege; dann dort richtet sie den verwundeten Krieger auf; aber sogleich im nächsten Bilde fordert sie ihn auf zu neuem Kampfe, hier schützt sie den Kämpfenden; Iris endlich führt den siegreich Gefallenen zum Olymp empor. Im Glück wie im Unglück mutig und selbstbewußt, das ist die Geschichte dieses Staates und dieses Fürstenhauses, dem nun die Führung in Deutschland zuteil geworden.

Auf diesem Wege also zogen die Helden und Sieger von dreißig Schlachten in die deutsche Hauptstadt ein, ihrer Ahnen und Voreltern wert, ja nicht kleiner, ja größer als jene.

Unter Jubelrufen kam gegen 11 Uhr der greise Kaiser, von einer reichen Suite, darunter auch Feldzeugmeister von Gablenz, gefolgt, bei dem Brandenburger Tore, wo mein Standort, angesprengt; er eilte, Stolz und Freude im Angesicht, rüstig und stattlich seinen tapferen Soldaten auf dem Tempelhofer Felde entgegen. In einer langen Reihe von Hofequipagen folgten ihm die Kaiserin mit den Prinzessinnen des Hauses und anderen Anverwandtinnen. Nach geraumer Zeit kehrten letztere zurück; die Parade war vorüber, die Truppen hatten sich in Bewegung gesetzt. Ungeduldig harrten die Tausende und aber Tausende umher auf die Rückkehr des Kaisers sowie auf den Anmarsch der Regimenter. Auf den Plattformen der Paläste wie auf der des Brandenburger Tores standen gleichfalls Hunderte von

Personen, alle nach der Königgrätzer Straße ausspähend. Die Stadtverordneten auf separierter Tribüne halfen mittlerweile den Schutzleuten durch Zuspruch und Vermahnung den Andrang der Massen zu hemmen, die immer riesiger unter uns anschwollen. Längs des freigemachten Weges saßen auf Stühlen die verwundeten Offiziere, denen längs der übrigen Passage sich die vom gleichen Schicksale betroffenen Ranglosen aus den einziehenden Regimentern auf eigens errichteten Bänken anreihten. Unmittelbar am Brandenburger Tore harrten fünfundsiebzig weiß und blau gekleidete Jungfrauen in altdeutscher Tracht des annahenden Kaisers, um ihn auf liebliche und anmutige Art zu begrüßen.

Endlich blinkte ein Helm zwischen den Säulen des Porticus; die populäre Gestalt Feldmarschall Wrangels tauchte auf. Bei seinen hohen Jahren saß er noch ganz munter zu Roß und dankte lebhaft für das ihm entgegengebrachte Hurra. Hinter ihm folgte ein buntes Gewirr von Uniformen, Offiziere aller Grade und aller Waffengattungen der deutschen und anderen Armeen. Mitten aus dem stets glänzender werdenden Zuge traten bald auch die Gestalten bekannter Führer und Feldherren auf: die Generale Steinmetz, Manteuffel, Vogel von Falkenstein, Bonin, Fabrice, Zastrow, Werder, von der Tann, Prinz Georg von Sachsen usw. Jetzt erschien der Kaiser selbst, unmittelbar vor ihm die drei besten Paladine seines Reiches: Fürst Bismarck zur rechten in der Kürassieruniform, Graf Moltke in der Mitte und links Kriegsminister von Roon. Das Hurra wuchs und schwoll gewaltig an. Der Kaiser, dem sein Sohn, der Kronprinz, nebst dem Feldmarschall Prinzen Friedrich Karl und eine große Zahl anderer Fürstlichkeiten folgten, hielt bei den begrüßenden Jungfrauen und nahm dankend den Heldenlorbeerkranz aus zarter Hand. Wieder war er zur Mitte des Weges zurückgekehrt, als seine Augen auf die braven Verwundeten fielen, die, ihre Stöcke und Krücken in der Hand, längs des Weges dasaßen. Ergriffen von diesem Anblick, lenkte er in schöner Menschlichkeit die Zügel seines Schlachtrosses seitwärts den Treuen und Tapferen zu. Er ritt, sie grüßend, an ihren Reihen hin und hielt vor einem Verstümmelten, ihn nach seinem Befinden zu fragen. Natürlich jauchzte jetzt alles, die Ritterlichkeit des Fürsten anerkennend. Ein letztes Mal hielt der Monarch bei den Stadtverordneten an und erwiderte ihre

feierliche Anrede. Darauf setzte er seinen Ritt ununterbrochen bis zum Blücherdenkmal fort, um dort die Truppen an sich vorüberdefilieren zu lassen.

Jetzt begann eigentlich erst für uns der volkstümliche Teil des Einzuges. Die Truppen, Garderegimenter zu Fuß, marschierten an uns vorüber. Voraus trugen Unteroffiziere, aus sämtlichen deutschen Armeekorps entnommen, die eroberten Adler, Fahnen und Standarten, eine erkleckliche Zahl. Beim Anblick dieser dem übermütigen Feinde in so vielen Schlachten und Gefechten entrissenen Trophäen und Wahrzeichen einer ehemals so stolzen und kriegerischen Ehre brach alles Volk von neuem in ekstatischen Jubel aus; die Träger der Feldzeichen wurden mit Kränzen überschüttet, an denen, so viel ihrer auch waren, es doch bald gebrach, um auch die nachfolgenden Offiziere und Mannschaften damit zu bedenken; doch waren die meisten schon an den vorhergehenden Stationen damit versehen worden. Um den Helm und an der Seite blinkte jedem ein grüner Zweig, ein Reis, seinem Mut und seiner Tüchtigkeit gespendet. Bataillon um Bataillon marschierte mit klingendem Spiel an uns vorüber, mit Hurra und Tücherschwenken begrüßt. Des begeistertsten Empfanges hatten sich namentlich das aus allen deutschen Fußregimentern zusammengesetzte Bataillon sowie später die gleicherweise gebildete Eskadron und Batterie zu erfreuen. Bayern, Württemberger, Badenser, Preußen und Sachsen, alles durcheinander in gleicher Reihe und Glied; welch einen Anblick gewährte aber auch diese Waffenbrüderschaft und junge Blutsfreundschaft, welche frohen Gedanken und Gefühle mußte sie in jeder deutschen Seele hervorrufen! Das Aussehen der Regimenter und Abteilungen, davon viele gänzlich zerfetzte und durchlöcherte Fahnen als das Palladium der unbefleckten Ehre in der Mitte trugen, war ein überaus erfreuliches. Die Uniformen und das Geschirr freilich hatten viel gelitten, aber gesund und kräftig, zu starken und ganzen Männern gereift, kamen die einzelnen daher, das Gesicht gebräunt und markiert, den Bart entwickelt und volle stolze markige deutsche Männer. Nicht minder trefflich nahm sich die Kavallerie aus: die flotten Husaren, die reckenhaften Kürassiere, die gefürchteten Ulanen, die stattlichen Dragoner. Im Galopp sauste Regiment an Regiment an uns vorüber; dann und wann stürzte ein einzelner Reiter, aber es ging dahin wie die wilde Jagd, daß der Staub

aufwirbelte und von den Kränzen und Fahnen fast nichts mehr zu sehen war. Dazwischen rasselten auch die Geschütze in langen Reihen heran und jagten die Allee hinunter, um unter die Augen des obersten Kriegsherrn zu kommen, der dort über seine Treuen, wie sie eben ankamen, Heerschau hielt. Die kommandierenden Generale und Obersten dankten für die Zurufe, die Mannschaften jubelten, die Reiter schwangen ihre Säbel. Ein Bild des kriegerischen Geistes zog mit seinem Volke. Doch auch, als die Scharen der Verwundetenträger und der Krankenpfleger vorher noch herangekommen waren, hatte der ihnen zuteil gewordene warme Empfang bewiesen, daß man bei der heute hervorgekehrten stolzen und glänzenden Reversseite des Krieges der anderen traurigen und jammerreichen nicht vergessen, daß man allerwegen der Opfer eingedenk ist, die dieser blutige und heiße Krieg gekostet. Auf einem zweiten Standpunkte nahe dem Defilierplatze vervollständigte ich meine Bilder. Dort sah ich den versammelten deutschen Reichstag auf einer Tribüne beisammen, an den Fenstern und auf dem Balkone des königlichen Palais war ein reicher Kranz fürstlicher Frauen versammelt. Die Gewerke mit ihren Fahnen und Stäben standen längs des Weges und begrüßten mit ihren Musikkorps die vorüberkommenden Truppen. Unaufhörlich ertönte die „Wacht am Rhein“. Auf dem ehernen Hute Friedrichs des Großen aber saß gelassen, hoch über uns alle hinausblickend, eine Berliner Range.

Die Parade selbst bot einen merkwürdigen Anblick; sah man doch hier auf einem Platze gar viele verdiente und ruhmreiche Generale beisammen, alle um den geliebten obersten Feldherrn geschart; am meisten beschäftigte mich das geistvolle Auge Moltkes, der aus seiner Pickelhaube wie ein nicht eben für sie bloß geschaffener feiner und sensibler Mensch herausschaute. Fürst Bismarck aber langweilte sich sichtbar während des rein militärischen Aktes; zuletzt schrieb er auf seinem Pferde beständig Depeschen, die er seinen ab- und zureitenden Ordonnanzoffizieren einhändigte. Der Enthüllung des Königsdenkmals selbst wohnte ich nicht an, sondern ich kehrte, ein weiteres Vordringen durch das Gewühl aufgebend, auf mein stilles Zimmer zurück, wo ich die Salutschüsse und das vielstimmige Glockengeläute als Zeichen der vollzogenen Zeremonie vernahm. Über die heute nacht stattfindende Illumination und den weiteren Verlauf der Siegesfeier werde ich morgen berichten.

21. Zur Erinnerung an den Siegeseinzug in Berlin.

Die Kanonen hatten bereits hinlänglich lange den Beginn des Einzuges verkündet. Erwartungsvoll blickten Tausende und aber Tausende nach dem Mittelportal des Brandenburger Tores, da nun der Kaiser jeden Augenblick erscheinen konnte; ein dumpfes Stimmengewirr verriet die allgemeine Spannung und Neugier. Plötzlich schwoll es zu einem heftigen Brausen an. Der von unserem Standpunkte sich zwerghaft ausnehmende Menschenhaufe, der bei der ehernen Quadriga auf dem flachen Dache des Tores nach auswärts gewendet stand, schwenkte die Hüte und winkte hinab dem Triumphator entgegen. Jetzt glitzerte etwas im Tor, ein einzelner Reiter ward sichtbar. Es war der Kaiser. Nun kam er hervor, nun erhob sich ein Sturm, wie ich keinen noch aus jubelnder Menschenbrust gehört. Es war ein einziger krachender Hurraruf, der aber noch immer riesiger anschwoll, je mehr sich der nach allen Seiten militärisch dankende Monarch, im ruhigen Schritte daherreitend, den Tribünen der Zuschauer näherte. Hinter ihm in einiger Entfernung folgte sein kriegstüchtiger Sohn, der Kronprinz des Deutschen Reiches, den Marschallstab in der Hand, womit er den ihm eigens dargebrachten Gruß durch fortwährendes Senken erwiderte. Ein herrliches Bild: die hohe, ungebeugte Gestalt des Heldengreises und ihm vereint der kräftige, vollbebartete Sprosse, ein wahres Beispiel von Manneskraft und Blüte. Der Gedanke an den auferwachten Barbarossa ging mir — vielleicht durch die leibliche Erscheinung beider in einem Sinneseindrucke hervorgerufen — durch das Gemüt. Wer aber folgte dieser erlesenen Spitze?

In ehrerbietigem Abstande zeigten sich jetzt in einer Reihe drei imposante Reiterfiguren, die mittlere darunter ein wahrer Recke und insofern schon wirklich das obere Blatt des Trifoliums: es war Bismarck, seine Nebenmänner im Glied Moltke und Roon. Wie jenen beiden das Glück, so zog diesen dreien der Ruhm fliegend voran. Gottes Werkzeuge, Vollführer seiner Pläne, Geschaffene, denen selber geheimnisvoller Schöpfungsgeist innewohnt, kurz Menschen, die eine Sendung haben, und obendrein in einem darauf hinweisenden symbolischen Aufzug, traten uns in sinnlicher Gegenwart, in leiblicher und doch fast wieder

traumhaft flüchtiger, enteilender Erscheinung entgegen. Der Kanzler des Deutschen Reiches, anstatt eines galanten zierlichen Degens den groben Kürassierpallasch an der Seite, anstatt des weichen Federhutes den harten Stahlhelm auf dem Haupte, die unnahbare Brust mit Eisen umschient, gestiefelt und gespornt, auf einem Hengste, der seinen Mann fordert — ei, wohin haben wir Ideologen es doch schon gebracht! Wenn der Sieger von Jena, der vormalige temporäre Besitzer des Viktoriagespannes dort oben auf dem Tore, diesen deutschen Trumpfdiplomaten, diesen Realisten vom reinsten Wasser, diesen deutschen Willensmann und Anti-Hamlet sich hätte im Traum vorstellen können! Zufriedenheit und Glück spiegelten sich auf Bismarcks Mienen, deren breite Züge alle Empfindungen deutlich ausdrücken. Gar vergnügt schaute er darein, und in alle Augen sah ein froher, lebendiger und doch so ruhiger Blick seiner klaren blauen Augen. „Gelt, ich habe es recht gemacht?“ schien er zu allen zu sagen, und alle antworteten ihm: „Ja, du hast es brav gemacht.“

Anders sein Nachbar zur Rechten, Moltke. Der schaute gar niemanden und gar nichts an, der sprach nichts und dachte nur vor sich, weiß Gott, an welchen neuen Krieg und Feldzug, vorwärts in die Zukunft. Den am selben Morgen empfangenen Marschallstab hielt er wie ein gleichgültiges Ding in der Hand, die mit Bleistift und Zirkel offenbar mehr anzufangen weiß. Die Pickelhaube saß ihm recht in den Kopf hinein, daß es einem für die feinen Schläfen, die rastlos arbeitende Stirn ordentlich leid war und man begreifen konnte, warum der auf seinen gescheiten Kopf gewiß am wenigsten eitle Mann (wir sind es seinetwegen viel mehr) sich eine so dichte Perücke als Unterfutter angeschafft hat. Aber gerade dieses unansehnliche Wesen in Haltung und Gebärde, dieses freiwillige Zurückstehen, welches stets den persönlich gewonnenen Sieg den anderen beitragenden Faktoren zuschreibt und von sich ablehnt, läßt den verborgenen Bewohner dieser Menschenhülle, den Genius um so stilleuchtender hervortreten. Welch durchgearbeiteter, komplizierter Kopf ist das! Diese hundert Kreise, Linien und Falten bilden eine Schrift zusammen, die nur ein van Eyck oder Dürer nachzubilden und zu erklären verstünden. So still und ruhig saß er droben, der so gewaltig dareingefahren ist, und der das Donnergebrüll Tausender von Geschützen mondenlange beherrscht hat. Er kehrte heim, als wenn gar nichts, zumal nichts durch ihn geschehen

wäre. Gebeugt im Sattel, schien er in diesem letzten Kriege den Wahlspruch zu versinnlichen: „Gott allein die Ehre!"

Der Bismarck zur Linken ritt, der reisige Roon, der Organisator des Heeres, verkörperte in sich so recht den Pflichtsoldaten, den Bewahrer militärischer Zucht und Ordnung. Schon sein langgezogener dunkler Schnurrbart läßt diese vorwiegende Neigung und Vorliebe erkennen. Dabei sind die Gesichtszüge ebenso willenskräftig als geistvoll, eine seltene Vereinigung, zumal bei Soldatenphysiognomien, worauf selten Mars und Minerva gleichzeitig thronen, wie eine Reihe der in langer, glänzender Suite den nun folgenden Prinzen und anderen Fürstlichkeiten angeschlossenen Generale bewies, unter denen man die Dotationswürdigen schwer mit dem bloßen Auge erkennen konnte, vielleicht Blumenthal ausgenommen.

Mit dem Vorüberritte der drei Paladine hatte in der Tat das überwältigende Hauptschauspiel ein Ende. Doch nein, ein Moment war noch groß: es war der Vorbeimarsch der aus allen deutschen Truppen kombinierten Heeresabteilungen, denen die eroberten Fahnen, eine erkleckliche Zahl, von tapferen Unteroffizieren aller Kontingente vorangetragen wurden. Da mußte das Herz noch einmal lachen, da brach der Jubelsturm noch einmal in aller Macht los. Das Einrücken der Regimenter zu Pferde und zu Fuß und am Schlusse der nachjagenden Kanonen machte, so bewegt man auch blieb bei dem Anblick all der Tapferen, die wohlbehalten und gesund aus all den Gefahren heimgekommen, bald einen monotonen und ermüdenden Eindruck. Nur wechselnde Genre- und Familienbilder erhöhten bisweilen wieder das Interesse, z. B. wenn ein Berliner Landwehrmann in Reih und Glied, seine Frau und die Kleinen außen an der Seite, daherkam oder gar ausgetreten neben seiner Sektion herschritt, Hand in Hand mit seinem Weibe.

Solcher Bilder gab es vor und nach dem Einzuge natürlich unzählige; man hatte Mühe, überall seiner Gefühle Herr zu bleiben. Sei es mir daher zum Schlusse erlaubt, eine erlebte Szene zu schildern, welche ich an dem Tage vor dem Einzuge im Leipziger Bahnhofe beobachtete. Auf dem Perron umherwandelnd, erblickte ich dort einen gemeinen bayerischen Jäger, den es mich als meinen Landsmann anzureden drängte. Gleichfalls hocherfreut über den Zufall, in der Ferne einen Bayer anzutreffen, teilte er mir, ohne nur mein Befragen abzuwarten,

seine Personalien mit, unter anderem, daß er im zweiten Jahre diene, in Straubing garnisoniere und aus der Gegend von Passau gebürtig sei. Auch daß er nunmehr vollständig das Französische los habe, hatte er mir eben schon versichert und mir mit dem öfters wiederholten Leibworte „boire" seine Feldflasche dargereicht, als mir den freundlichen Wirt ein lauter Ruf entführte, der aus einem der Pferdewagen herkam, welche in langem Zuge das dritte Gleis vor uns innehatten. Mit lachendem Munde wandte sich der untersetzte feste Bursche von mir, indem er die mutigen, blauen Augen aus dem sonnenverbrannten Gesicht über jene Wagenreihe gleiten ließ. „He, Bruder Bayer!" erscholl es jetzt nochmals drüben, und ohne sich mehr Zeit zu nehmen, den blonden, jungen Schnauzbart abzuwischen, lief der Angerufene, die Büchse über die Schulter gehangen, schneidig über die Schienen, da gerade ein neuer Militärzug wieder unter Hurraruf und Gesang in die Halle hereinbrauste. „He, Bruder Bayer, willst du nicht mal trinken?" schrie jetzt dem Anlaufenden ein riesiger Pommer von neuem entgegen, ein Gardekürassier, den blanken Stahlhelm fast im Nacken, den glitzernden Küraß über dem weißen, vielmehr von Staub und Regen während des Feldzuges gelbweiß gewordenen Waffenrock, die hohen Reiterstiefel, soweit es ging, an den Knien heruntergezogen, den mächtigen Pallasch an der Seite. Mit beiden Armen zugleich streckte er dem begrüßten Feldkameraden den offenen Bierkrug entgegen. Der Bayer ergriff denselben mit nerviger Faust und leerte ihn ehrenhalber unter einem freundlichen, dankenden Blick bis auf den letzten Tropfen, indem er zugleich seinen Kornschnaps dem Pommer als Tauschäquivalent hinhielt. So wandern, dachte ich mir, sogar schon die sogenannten Nationalgetränke, Bier und Branntwein, in umgekehrter Gewohnheits- und Trostesordnung von Hand zu Hand, gewiß ein Zeichen vollständigen gegenseitigen Verständnisses und herzinniger Freundschaft.

Doch kaum hatte mein Bayer, dem das Plattdeutsch des preußischen Kollegen nicht die geringste Schwierigkeit zu machen schien, einige Fragen auf gut Altbayerisch und dort ebensowohl verstanden, beantwortet, als aus dem Waggon noch ein Dutzend Kürassier- und Pferdeköpfe hervorkamen und mit der größten Aufmerksamkeit den weiteren Explikationen und Aufschlüssen des guten Bayers zuhörten. Derselbe erbot sich nämlich unter

anderem als ortskundiger Mann, die ganze Gesellschaft, welche doch vor dem Kriege auch schon eine hübsche Zeit in Berliner Kasernen verlebt, zu einem gesunden, soliden Bier zu führen, das schier so gut sei als das beim „Schleibinger-Bräu in München", das er dort beim Oktoberfest getrunken. Vorläufig aber beschränkte er sich darauf, sich als Kellner für die Pferde, darunter auch ein Herr-Offiziersspferd war, anzubieten und der noch immer einbarkierten Mannschaft zum Stallgebrauch ein paar Tränkeimer bei dem nahen Brunnen zu füllen, welcher höchst vernünftige Vorschlag von den dankbaren Streitrossen der Pommern mit allseitigem zufriedenen Mähneschütteln, Scharrfüßen und hellem Gewieher aufgenommen wurde. Donnerwetter, dachte ich mir, die haben dicke Freundschaft untereinander, die bringen es zusammen in der Kameradschaft vorwärts! Doch ich sollte noch mehr, noch Hübscheres gewahr werden.

Es lief nämlich gerade in diesem Augenblicke ein Berliner, den Strohhut ebenso im Nacken wie der Kürassier seinerseits den Stahlhut, wie halb auseinander in der Einsteighalle auf und ab, nach allen Richtungen hin im Menschengewühle besorgte Blicke werfend. Ich dachte mir, der Mann müsse etwas besonders Wertvolles im Gedränge verloren haben, daher ich mich mit Teilnahme an ihn wendete. „Ich suche meinen Bayer, er ist mich aus den Augen gekommen; es ist meine Einquartierung, und so bin ich gewissermaßen verantwortlich für ihn," erwiderte verstimmt der betrübte Berliner auf meine Frage. — „Ist es nicht der dort?" bemerkte ich, auf den blauen bayerischen Schützen zeigend, der zur größeren Bequemlichkeit beim Tränkgeschäfte den mit Eichenlaub verzierten Helm auf den Boden niedergesetzt und seinen Waffenrock weit geöffnet hatte. — „Ja, der ist es!"

Mit einigen Sätzen war der Spießbürger von der Spree drüben bei seinem Soldatengaste von der Donau. „Ei, was ist das, Sie plagen sich ja entsetzlich!" rief der verdutzte Quartiergeber dem verschwitzten Wasserträger zu. — „Die Rosse wollen auch ihre Sach'!" war die kurze Antwort des geschäftigen Infanteristen. — „Sie sind ja nicht beritten, Sie sind Fußsoldat; was gehen Sie die Pferde an, das sollen die Kavalleristen selbst besorgen," meinte der für die militärische Standesehre des Bayern besorgte Zivileinwohner der deutschen Kaiserstadt. — „Das ist mir grad nur eine Freud'; ich war mein Lebtag

daheim immer beim Vieh; ich hab' alleweil Rosse gehabt, und schau im Urlaub auch wieder, daß ich dazu komm'," versetzte schlagfertig der beinahe in seiner Menschenwürde beleidigte kühne Marssohn. — „Na nu, wenn Sie durchaus zutragen wollen, so kann ich mir selbst nicht mehr ausschließen," war das andere Wort des friedlichen Bürgers, und rasch hob er selbst dabei einen Eimer vom Waggon, um damit den gleichen Weg nach dem Brunnen einzuschlagen.

Diese Szene beobachteten mehrere preußische, württembergische und bayerische Offiziere, welche, einen Festordner vom Zivil in der Mitte, in ihren verschiedenfarbigen, aber von einem Staubgrau (Schlachten- und Biwakstaub) bedeckten Felduniformen in der Nähe eine gleichfalls malerische Gruppe bildeten. Rasch besonnen zogen sie die Börsen und legten einige Taler, die wohl von der Pariser Kapitulationsgratifikation herrührten, in aller Ruhe zusammen. Auf einen Wink stürzte ein halb Dutzend Kellner auch schon herbei.

Doch der Mann im schwarzen Zivilrock mit der schwarz-weiß-roten Schärpe darüber legte sich schnell noch ins Mittel mit den Worten: „Das ist unsere, des Komitees Sache." Eilig entfernte er sich und kehrte gleich darauf mit einem langen Gefolge von Ehrenjungfrauen und Damen zurück, die alle mit Gerstensaft gefüllte, schäumende Humpengläser auf zierlichen, mit Würsten und Zigarren garnierten Tellern daherbrachten und sie an den lächelnden Offizieren vorbei hinübertrugen zu den deutschen Kriegern aus Süd und Nord. Diese saßen denn auch bald nach einem kräftigen „Vergelts Gott!" alle frohvergnügt im transportablen Pferdestall, selbstverständlich auch darunter der Steuerzahler von der Spree, welcher nach vollständiger Löschung des Durstes der von ihm vielgestreichelten Vierbeiner an dem gemütlichen Feste ebenbürtig als hochgeschätzter Ehrengast teilnahm. Bald klang die helle, frische Stimme des lustigen Altbayern hervor, der zur allgemeinen Bewunderung ein Schnadahüpferl um das andere zum besten gab und obligat aus voller Kehle dazu jodelte. Nach einer Weile stimmte der Berliner, unter allen allein hemdärmelig und sehr stolz vor der aufgeschobenen Wagentür sitzend, „Die Wacht am Rhein" an, die sofort unisono begleitet wurde. Auch die Offiziere sangen mit, auch die Scharen, welche die Heimkehr der geliebten Kinder und Vaterlandssöhne, die Ankunft der dem großen

deutschen Vaterlande nunmehr wieder vereinten Helden aus dem schönen Süden in den tannen- und fahnengeschmückten Bahnhof gelockt hatte. Nun folgte ein „Hoch!“ auf den deutschen Kaiser Wilhelm, desgleichen eines auf den deutschen Kronprinzen Feldmarschall Friedrich, ditto eines auf Moltke und Bismarck, alle ausgebracht von dem bayerischen Jäger, der, wohlgemerkt, zu dem ihm von seinem König verliehene Tapferkeitszeichen auch noch das ruhmreiche eiserne Kreuz auf der Brust trug. Der Berliner aber ließ König Ludwig von Bayern leben und der Pommer den General von der Tann. Kurz, es wollte des Jubels kein Ende nehmen. Zu neuen Begegnungen und Eindrücken wandte ich mich wieder den menschendurchwogten Straßen der Hauptstadt zu.

Diese Erinnerungen glaubte ich am Jahrestage des Einzuges des siegreichen deutschen Heeres in Berlin dem freundlichen Leser der „Deutschen Zeitung“, wenn auch nur in flüchtigen Zügen, vorführen zu sollen; denn welchem Gau und welchem Lande wir auch angehören, wir sind einmal alle im Herzen ein Brudervolk und wollen es bleiben.

22. Straßburg nach seinem Fall.

Ich will das Aussehen Straßburgs und seiner allernächsten Umgebung beschreiben, wie ich es den Tag nach seinem Fall gefunden habe, und ich begehe darum in der Erinnerung den Weg, auf dem ich in das Tor der Festung gelangt bin. Die angegriffene Front war die nordwestliche, und dieser nahte ich mich, indem ich mich auf der Straße von Vendenheim vorwärts bewegte. Zunächst gelangte ich nach Schiltigheim. Dieses Dorf, unter dessen Schutz die Angriffsarbeiten gegen Straßburg begonnen wurden, ist größtenteils nur noch ein Trümmerhaufen. Die Einwohner, die alle geflüchtet waren, werden jetzt, wenn sie allmählich wieder zurückkehren, sich um die Steine streiten, die sie von den ineinandergestürzten Häusermauern als ihr Eigentum beanspruchen. Die wenigen aber, die bei ihrer Rückkehr nicht obdachlos sein werden, können wenigstens die Spuren der seitherigen Bewohner als halbe Zerstörung empfinden. Merkwürdigerweise sind mehrere Fabriken, die dieses Dorf besitzt, noch verhältnismäßig am besten erhalten, ja sogar die himmel-

hohen Schlote sind unversehrt geblieben. Ist denn das Glück allein den Reichen günstig? Auf den Feldern der Gemarkung sah ich bereits da und dort Menschen beschäftigt, den wohl inzwischen zeitig gewordenen Flachs als spärliche Ernte heimzuschaffen, von den übrigen Früchten des Feldes werden sie kaum etwas finden. Wo wären auch die Scheunen? Übrigens ist die Zerstörung dieses Dorfes ein Werk der Franzosen selbst, die, wenn sie überhaupt zur Abwehr schritten, so lange als möglich verhüten mußten, daß der Feind sich hier einlogiere. Von einer brutalen Handlung kann also schlechterdings hier nicht die Rede sein; sie war nicht rücksichtsloser, als der Krieg überhaupt ist. Aber an dem Bilde des von den eigenen Kugeln zerstörten Dorfes sollen die jetzt herausspazierenden Straßburger die Lächerlichkeit begreifen lernen, andererseits auch den ihnen gegenübergestandenen Feind des Vandalismus zu beschuldigen.

Aus Schiltigheim gelangen wir unmittelbar zur ersten Parallele, und indem wir aus diesem langen dammartigen Erdaufwurf durch die Zickzackgänge der Trancheen und Laufgräben in die nächste und von dieser wieder durch ähnliche Sappen und Kommunikationen in die dritte, die nur noch etwa vierzig Schritte von dem feindlichen äußersten Vorwerk entferrt war, gelangen, bewundern wir gleichermaßen Arbeitskraft und Mut, Klugheit und Überlegung, Befolgung der Regel sowie des glücklichen Einfalls. Sieht sich doch das Ganze fast wie ein vom unbewußten Instinkt riesiger Maulwürfe aufgewühltes oberirdisches Labyrinth an. Die kunstgerechte Annäherung an die Lünette, die Krönung des Glacis, die Aufstellung der Breschbatterien und endlich die Bresche selbst vollenden das Bild dieser systematischen Belagerung, und wie die meisten der Soldaten diese sechs Wochen durch ununterbrochen an fortifikatorischen Kunstbauten gearbeitet, deren Zweck sie wohl erst hintennach einsahen, wie sie die wenigsten dieser Erdarbeiten selbst, die sie aufgeführt, kunstgerecht zu benennen wissen, so erscheint auch dem Auge des Laien alles übersichtlich, ohne daß er in die technischen Details sich weiter einläßt. Mit der Besitznahme der beiden Lünetten war der Belagerer vor den tiefen nassen Graben dieser Front gelangt, und wenn der Sturm, um zunächst einmal in das vorliegende Ravelin der angegriffenen Bastionenseite zu gelangen, organisiert worden wäre, hätten mehrere Brückenbauten errichtet werden müssen; denn auch von dem Ravelin aus war

nur der Sturm auf die Hauptumfassung direkt zu unternehmen, die Überbrückung des letzten sehr breiten Grabens unumgänglich. Zwei Breschen sind in die Flanken zweier Basteien geschossen, die Wälle der einen sind fast schon dem Erdboden der Brustwehren gleichgemacht; auch das inmitten gelegene Tor, das Steintor, war schon zusammengeschossen; die Stürmenden hätten weite Eingänge in die Stadt gefunden. Man kann also, da keine rückwärtigen Abschnitte mehr vorhanden, wohl sagen, der Kommandant habe sich auf das äußerste verteidigt. Davon, daß die Festung sich auch nur weitere acht Tage hätte halten können, kann gar nicht die Rede sein; die Masse des vorgefundenen Proviants und der behauptete Überfluß an Munition kommen gar nicht in Betracht: Der Sturm hätte deutscherseits zwar unter Umständen viele Menschen gekostet, aber sein Gelingen war sicher. Übrigens waren die meisten französischen Geschütze demontiert, die Geschützstände und Brustwehren demoliert, die Traversen zerstört, und ein konzentriertes hartnäckiges Geschützfeuer wäre also nicht mehr möglich gewesen; nur das Infanteriegewehr hätte noch von Einfluß sein können. Es ist aber auch merkwürdig, wie gut die deutsche Artillerie geschossen hat. Da zerstörte eine Kugel die Richtmaschine eines Geschützes, dort die Schildzapfen, dort die Lafette, kurz, es hätte, um die Kanonen unbrauchbar zu machen, des Vernagelns von seiten der Franzosen gar nicht mehr bedurft. Sie selbst dagegen sollen, so wird einstimmig behauptet, sehr schlecht gezielt und geschossen haben, was übrigens, da die wenigsten Geschütze von Artilleriemannschaft selbst bedient wurden, uns auch nicht wundernehmen kann. Merkwürdig bewährte sich der deutsche Kriegsinstinkt auch im Auffinden der feindlichen Minen; alle wurden richtig entdeckt und herausgenommen, ehe sie zerflattert waren. Ich betrat selbst mehrere aus den Poternen führende Minengänge, welche die Unsern auf eine unerwartete Luftreise zu schicken bestimmt gewesen waren.

Auf dem Wall und in diesen Vorwerken sieht es absonderlich aus: im Sand halb versunkene Kanonen; herumliegenden Sandsäcken und Schanzkörben begegnet man auf Schritt und Tritt. In den Poternen, die als Verbandplätze dienten, stehen Tragbahren neben Patronenbehältern, und wenn man darin die faule, ungesunde Luft einatmet, kann man sich einen Begriff von dem schrecklichen Aufenthalt der Verwundeten in diesen Grabhöhlen

vergleichbaren Räumen machen. Über den eingesunkenen Brustwehren und Auffahrten der Geschütze, auf denen jede Spur des ehemaligen Graswuchses vertilgt ist, über den von unterst zu oberst gekehrten Wällen wirbeln dicke gelbe Sandwolken, die durch unsere Schritte und Sprünge in den Sand hinein noch verdichtet werden; in der Tat, hier konnte sich mancher von den Franzosen wieder nach Algier versetzt glauben, an den Dünensaum einer Wüste. Rückwärts des Walles sieht man endlich auf die Trümmer eines ganzen Stadtteils, auf zum Teil noch rauchende Brandstätten und Ruinen kleiner und großer Wohngebäude (doch auch hier haben die Armen wieder am meisten gelitten), bis hinunter zu dem gänzlich zerstörten, mit seinen zertrümmerten Wagen und Lokomotiven und seinen eingeäscherten Güterhallen einem wahren Chaos gleichsehenden Bahnhof. Eine große Kaserne steht ausgebrannt vor uns, und die Trümmer anderer öffentlicher Gebäude ragen überall empor. Der Prospekt in der Steingasse mit dem Münsterturm im Hintergrund ist in seiner Traurigkeit nicht zu beschreiben. Hier steht nur noch selten irgendwo das Mauerstück eines Hauses. Das gleiche Aussehen der Verheerung bildet der Broglieplatz, der in die Münsterstraße einmündet: das Theater, die Präfektur und Mairie, die großen Cafés, die Artillerieschule und außen die neue Kirche mit dem Bibliothekgebäude und protestantischen Gymnasium, alles liegt in Trümmern. Man freut sich nur, daß der Münster noch steht. Von ihm hat bloß der Teil gelitten, welcher der Angriffsfront zugewendet liegt, ein Zeichen, daß deutscherseits nicht frivol geschossen wurde, einen Schuß ausgenommen, der ein Stück des Steinkreuzes auf der Spitze des Turmes mitnahm und der offenbar ein artilleristisches Bravourstück sein sollte. Hierfür kann aber die Offiziere selbst keine Verantwortlichkeit treffen, da sehr oft bloße Bombardiere und Unteroffiziere Geschütze kommandieren, die sich wohl einmal auch in ihrem Vertilgungseifer übernehmen können. In der Münstergasse sieht es gleichfalls schlimm aus, und bis in die nächste Nähe des hehren Gotteshauses selbst haben starke Brände gewütet. Was der Münster gelitten, wird man erst beim Besteigen seines Turmes gewahr; an Ornamenten und Figuren ist viel zerstört, aus den umlaufenden Galerien manches Stück gerissen. Merkwürdig sieht die Brandstätte des geschmolzenen Kupferdaches aus: Große dicke Schlackenberge, zu

denen das flüssig gewesene Metall zusammengeschrumpft ist, erheben sich darauf und das Ganze nimmt sich wie das riesige Reliefmodell eines Gebirgsstockes von oben gesehen aus. Auch über die übrige hart mitgenommene Stadt kann man sich aus der Vogelperspektive von der Plattform des Turmes sehr gut unterrichten, und wirklich sieht man fast kein Dach in dem Häusermeer, in das nicht eine oder die andere Kugel eingeschlagen. Auch der durch die deutsche Artillerie zerrissene Telegraph auf dem Münsterturm ist noch in seiner Einrichtung zu sehen; daß man sich französischerseits diesen trefflichen Observationspunkt zunutze machte, kann ich im Gegensatz zu anderen den Leitern der Verteidigung nicht übelnehmen; er gewährte ihnen eben einen Überblick über die Stärke und Anstalten des Feindes, wie ihn sich ein militärisches Auge nicht besser wünschen kann. Mit der Wegschaffung des Schuttes, der am Fuße des Münsterturmes und längs der rechten Flügelseite aufgehäuft ist, hat man bereits begonnen, möge man mit der Restauration auch ebenso schnell bei der Hand sein!

Die Straßen von Straßburg sind heute belebt, wie ich sie früher nicht sah: alle Einwohner sind auf den Beinen. Man besucht die Nachbarn, die man schon so lange nicht gesehen, man besichtigt eigenen und fremden Schaden und das Aussehen der lieben Vaterstadt, wie man auch auf die kräftigen Kriegergestalten der eingezogenen Sieger neugierige Blicke wirft, dabei ihr bescheidenes Betragen, dem jeder herausfordernde Zug fehlt, im stillen bewundernd. Aber es sind ja im Grunde auch keine Eroberer, sondern nach dem unverjährbaren Rechte der Geschichte die endlichen Befreier.

Aus meiner Jugendzeit.

Zum erstenmal veröffentlicht in der Münchner Allgemeinen Zeitung (1909).

Daß ich einmal ein Dichter werden sollte, war mir an meiner Wiege nicht gesungen worden. Die Wünsche, die meine guten Eltern beseelten, als ich am 18. Juni 1839, abends 5½ Uhr, laut einer eigenhändigen Aufschreibung meines seligen Vaters als gesundes Knäblein das Licht der Welt zu Speyer am Rheine erblickte, waren geringer und größer zugleich. Was ist heutigentags ein deutscher Poet? Ein Arbeiter ohne Verdienst, ein Kämpfer ohne Lohn, ein Sieger ohne Gewinn. Mein Vater *), damals Kollegialrat an der dortigen Kreisregierung, verstand es zwar als sparsamer Haushälter und von seiner stets opferwilligen Ehegenossin liebreich unterstützt, von seinem Gehalte nach und nach ein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen zu erübrigen, das aber später die Not seiner minder wirtschaftlichen Kinder fast gänzlich verschlang. Er war überhaupt ein ausgezeichneter Finanzmann, seine Kenntnisse aber können selbstverständlich nicht seiner Familie, sondern dem Staat zunächst zufallen, der seine Leistungen auch nicht unbelohnt ließ, wenn ihm auch die volle Würdigung nach der Ansicht vieler nicht zuteil ward.

Von armer Herkunft, hatte sich dieser ungewöhnlich befähigte Mann aus dunklem Schreiberdienst durch die eigene Kraft emporgerungen, was seine Berufung nach Griechenland noch zur Zeit der Regentschaft und sein mehrjähriges Wirken dort als Kabinettsrat des jungen Königs Otto **) nach dessen Thronbesteigung deutlich genug beweist. Nur der erschütterte Gesund-

*) Andreas Max Frey, geboren 1799 zu Thumbach in der Oberpfalz.

**) Otto, König von Griechenland (1815—1867), zweiter Sohn Ludwigs I. von Bayern, wegen der Verdienste seines Vaters um die griechische Sache durch die griechische Nationalversammlung 1832 zum König der Hellenen ausgerufen, ergriff 1833 die Regierung. Der Staat jedoch, durch schlechte Finanzen, zuchtloses Heer und eitle Demagogen im Kern zerfressen, war für die idealen Bestrebungen Ottos und seiner heimischen Berater nicht reif. Die Verweigerung des Übertritts zur griechisch-orientalischen Kirche sowie die Kinderlosigkeit seiner Gemahlin Amalie von Oldenburg (1818—1877, vermählt 1836) erschwerten Ottos Stellung. Ein Militäraufstand machte 1862 seiner Herrschaft ein Ende.

heitszustand seiner Frau*), die ihm als Neuvermählte dahin gefolgt war und die das südliche Klima nicht zu ertragen lernte, hatte ihn zum Verlassen der ihm durch besonderes Vertrauen erschlossenen staatsmännischen Laufbahn und zur ihm vorbehaltenen Rückkehr in den bayerischen Staatsdienst veranlaßt, auf dessen Beamtenleiter er von da ab nur noch ein paar Staffeln erstieg. Er starb, persönlich geadelt, als Regierungsdirektor in Bayreuth am 15. April 1871. Als König Otto, von den undankbaren Griechen 1862 vertrieben, in Bamberg mit seiner Gemahlin die dortige Residenz bezog, erinnerte er sich gnädig seines treuen Dieners, und er übertrug ihm die finanzielle Regelung seines Hofhaltes, die mein Vater, auch nach dem Tode des Königs von dessen Witwe, Königin Amalie, weiter damit betraut, bis an seinen Tod ununterbrochen fortführte. Ein Kabinettschreiben, das diese an mich zu erlassen die Huld gehabt, bezeugt deren teilnehmendes Beileid unter rühmlichster Anerkennung stets bewährter Treue und befindet sich unter den von mir verwahrten Familienpapieren.

Von einem starken Triebe nach schöpferischer Tätigkeit erfüllt, stand mein Vater, obschon er nicht in der Pfalz, sondern im diesseitigen Bayern geboren war, wo immer es ein gemeinnütziges Unternehmen zu begründen oder zu fördern galt, dort mit an der Spitze; er gab als Präsident des Dompfarr-Fabrikrates die Anregung zu einer gedeihlichen Anlage des Vermögens dieser altehrwürdigen Kirche und hob als zweiter Vorstand des Landwirtschaftlichen Vereins diesen zu einer segensreichen Blüte. Dabei studierte er in seinen Mußestunden unaufhörlich für sich; neben der Staatswissenschaft und Sozial-

*) Vor seiner Abreise nach Griechenland vermählte sich Kabinettsrat Frey am 23. Oktober 1834 in Speyer mit Friederike Margarete Adelheid Ehrmann, der jüngsten Tochter des Medizinalrats Theophil Ehrmann. Dieser war Protestant und früher Militärarzt, ein grüblerischer und in späteren Jahren kränkelnder Mann. Der ebenfalls aus Straßburg stammende Dr. Johann Christian Ehrmann, der in seinen alten Tagen von Frankfurt a. M. nach Speyer übersiedelte und hier 1827 gestorben war, hatte ihn adoptiert. Theophil Ehrmann heiratete die katholische, aus Seraing bei Lüttich gebürtige Josephine Giselin, eine Wallonin. Die beiden hatten vier Töchter, die nach dem Gesetz katholisch erzogen wurden. Die jüngste, mit dem Rufnamen Adelheid, wurde am 23. März 1810 zu Speyer geboren. Vgl. S. M. Prem, Martin Greif. 3. Auflage. Leipzig 1911, S. 4.

politik interessierten ihn hauptsächlich die Naturwissenschaften, als deren Liebhaber er Muscheln und Mineralien sammelte; aber später wandte er sich auch der Betrachtung der bildenden Kunst zu und betrieb den Ankauf alter Bilder und Stiche sowie auch den von Münzen und älteren Arbeiten der Kleinkunst mit einem fast leidenschaftlichen Eifer. Auch brachte er seine Gedanken über alles, was ihn in seinen Mußestunden beschäftigte, zu Papier und in seinem Nachlaß befindet sich noch manche feinsinnige Abhandlung über die verschiedenartigsten Gegenstände menschlichen Wissens. Daß ihm das Schicksal Griechenlands, an dessen staatlicher Organisation und Gesetzgebung er in hervorragendem Maße beteiligt gewesen, nach wie vor am Herzen lag, habe ich wohl kaum nötig zu berühren, und erwähnen möchte ich nur, daß er mit dem Leiter der Regentschaft und späteren Staatskanzler Grafen Armansperg*) bis zu dessen Ableben in ziemlich fleißigem Briefwechsel stand, davon die an ihn gerichteten Briefe in meinem Besitze sind. Nicht minder bekümmerte ihn aber auch das Wohl und Wehe des engeren wie weiteren Vaterlandes und das Geschick unseres damals in seiner drangvollen Entwicklung begriffenen Volkes. Auch für die deutsche Literatur gebrach es ihm keineswegs an Liebe, aber als Autodidakt, der erst in männlichen Jahren die Universität, wenn auch mit höchster Lernbegierde besucht hatte, waren seine Kenntnisse auf diesem Gebiet nur die eines gebildeten Laien, und er bewunderte den Geist unserer großen Dichter, ohne den Versuch zu machen, in deren Schöpfungen tiefer einzudringen, was ihm bei näherer Beschäftigung mit diesen zweifellos auch gelungen wäre. Auch gebrach es ihm an einer größeren Bibliothek, wenn er gleich das Opfer niemals scheute, ein gutes Buch anzuschaffen.

Bei der Wahl seiner Lebensgefährtin hatte sich sein trefflicher Sinn und seine ihm eigentümliche Menschenkenntnis auf das sicherste bekundet. Dem echt weiblichen Charakter meiner Mutter entsprachen deren Gemütseigenschaften und Neigungen. Sie

---

*) Armansperg, Joseph Ludwig Graf von (1787—1853), 1825 bayrischer Staatsrat, trotz hervorragender Verdienste 1831 infolge seiner liberalen Gesinnung verabschiedet, trat wegen der Minderjährigkeit König Ottos 1832 an die Spitze der griechischen Regentschaft. 1835 wurde er allmächtiger Staatskanzler in Athen und verblieb in dieser Stellung bis 1837. Sein allzu großes Entgegenkommen England gegenüber führte schließlich zu seiner Entlassung.

lebte ganz und gar ihrer Familie, hatte aber ein teilnehmendes Gefühl für alle Mitmenschen, besonders für die Leidenden und Gebrechlichen. Sie trug eine unendliche Liebe für den Gatten und ihre Kinder wie auch für ihre herrliche Mutter und ihre drei Schwestern im Herzen. Jene, in den belgischen Niederlanden geboren, sprach Französisch und nebenbei noch ein höchst verdorbenes Deutsch, das sie zu allen möglichen Wortverwechslungen verführte und das daher in ihrem Munde ungemein komisch wirkte. Dabei war sie aber eine durchaus gescheite und tatkräftige Frau, die nach dem frühen Tode ihres Gatten das erworbene Besitztum trefflich zu verwalten wußte. Im übrigen war sie infolge ihrer angeborenen Munterkeit stets zu Scherz und Possen aufgelegt. Meine Mutter erschien infolge ihrer seltenen Gemütstiefe als eine mehr ernste Natur, konnte aber trotzdem selbst bis zur Ausgelassenheit fröhlich sein und lachen, da sie das lebhafte Temperament ihrer Mutter geerbt hatte. So leicht erregbar, so sanftmütig war sie hinwiederum. Für sich hatte sie gar kein Bedürfnis, und sie dachte immer an sich zuletzt. Sie sparte sich alles vom Munde ab und verwöhnte ihre Kinder, auch noch als diese erwachsen waren, indem sie ihnen die durch eigene Entbehrung gewonnenen Ersparnisse in ihrer himmlischen Güte und verzeihenden Geduld förmlich aufdrang. Nur auf die mittlere ihrer drei Töchter*), die ich als Schwester auch am meisten geliebt habe und die im Blütenalter starb (sie liegt ebenfalls in Bayreuth begraben), war ihr seelischer Reichtum übergegangen, und sie war, wie ihre Mutter, für diese Welt zu gut. Gott nahm sie daher so frühe weg. Ihr ist viel Gram und Herzeleid dadurch erspart worden. Meine Mutter besaß eine zartgebaute Gestalt und einen lieblichen Gesichtsausdruck. Eine ihr unbewußte Anmut, die sie auch im Alter nicht verließ, wohnte ihr inne, so daß sie bei ihrer außerordentlichen Güte, wie durch einen Zauber, sofort alle Herzen gewann. Sie starb durch unverdienten Kummer und Schmerz tief gebeugt, 73 Jahre alt, zu Wiesensteig in Württemberg am 23. Dezember 1883 bei der jüngsten von den beiden ihr gebliebenen Töchtern, die dort an einen Arzt verheiratet war**),

*) Fanny, geboren 1840, gestorben 1860.

**) Karoline, geboren 1846, gestorben 1910, verheiratet mit Dr. Ludwig Erlenmeyer (1843—1883). Die älteste Tochter Aurelie, geboren 1837, gestorben 1907, war die Frau eines Rittmeisters v. Stoken.

und liegt bei ihrem ihr um mehrere Monate vorangegangenen Schwiegersohn dort im stillen Friedhof in der Erde. Daß von seiten so guter, für das Wohl ihrer Kinder unermüdlich besorgter Eltern auch mir die sorgfältigste Pflege von früher Kindheit an zuteil wurde, zwingt mich, so selbstverständlich es an sich ist, mein kindliches Dankgefühl auszusprechen. Der Himmel meiner Kindheit wäre mir daher von keinem Wölkchen getrübt gewesen, wenn mich nicht, als ich das schulpflichtige Alter kaum erreicht hatte, eine schmerzliche Gliederkrankheit lange Zeit an das Bett gefesselt hätte, von der mir genesen eine Schwäche in den untersten Gliedmaßen zurückblieb, so gut ich mich auch sonst wieder erholte.

Nun begann die Zeit der Schulplagen für mich, die durch eine mir gebotene häusliche Nachhilfe einerseits gemildert, andererseits aber mir um so fühlbarer wurden. In der Volksschule behauptete ich stets meinen Platz in der vordersten Bank, doch glaube ich, daß ich mir das Glück nicht selbst verdankte, sondern auch nicht weniger parteiischer Rücksichtnahme, die sich als Frucht des bezahlten Privatunterrichts mir von selbst einstellte. Ich lernte nämlich keineswegs leicht und wurde, da ich nur bei ganz richtiger Anleitung einen stärkeren Eifer entwickelte, von meinen Altersgenossen stets leicht überholt. Nur was meine Phantasie zugleich erregte, konnte meine Aufmerksamkeit erwecken und fesseln. Als ich daher einmal lesen konnte, griff ich nach Büchern, die mit den Lehrgegenständen nichts zu tun hatten, und empfand gegen den weniger anziehenden Lernstoff einen geheimen Widerwillen, der sich, als ich in die lateinische Schule übertrat, mit dem zunehmend formellen Gepräge des Unterrichts noch vermehrte. Nur der deutsche Aufsatz, der selbständiges Denken erfordert und zu dem alle Bedingungen von vornherein schon in mir lagen, indem ja die Muttersprache ein uns allen angeborener Besitz ist, wurde von mir als eine angenehme Aufgabe und nicht als Last empfunden. Eine Fabel zu erfinden, fiel mir gar nicht schwer, und ich freute mich über den fröhlichen Beifall, den sie selbst dem sonst oft finster blickenden, mürrischen Lehrer zu meiner Verwunderung entlockte. Auch fand ich an dem Vortrag schwungvoller Gedichte und deren sprachlichem Wohllaut, wie z. B. an Schillers herrlichem „Mädchen aus der Fremde“ hohen Gefallen. Noch jetzt glaube ich oft die wohltönende Stimme des mir auch sonst in ver-

ehrender Erinnerung gebliebenen teueren Lehrers (es war der edle Subrektor Fahr)*) im Ohr zu vernehmen, der das Lied entzückend wiederzugeben verstand. Dagegen widerstrebte mir das Auswendiglernen zu Deklamationsstücken verwendeter Schillerscher Balladen. Sie wurden mir dadurch ihres geheimnisvollen Reizes entkleidet und sanken trotz des hinreißenden Zaubers der Sprache und ihres bestrickenden Wohlklanges von ihrer erhabenen Höhe herab. Erst in späteren Jahren, als ich die so mächtigen Gebilde der erzählenden Muse Schillers, zu ihrem Verständnis herangereift, neu kennen lernte, ergriffen mich auch diese unnachahmlichen Schöpfungen mit unwiderstehlicher Gewalt. Von Uhland, Schwab, Kerner, doch auch von Platen und Rückert wurde ich damals weit mehr angezogen, und ich stehe noch heute im Bann dieses früheren Wohlgefallens; es war offenbar der Volkston, an den die Balladen unseres schwäbischen Dichters streifen, der mir ihr Erfassen erleichterte, wenn auch sicherlich ihre knappen, das Gedächtnis minder belastenden Formen ebenso erheblich zu dieser Vorliebe beitrugen; indem sie sich dem Geiste leichter einprägten, ließen sie auch eine lebendigere Auffassung zu. Von Goethe lernte ich durch die Schule nichts kennen, was mich aber nur um so neugieriger machte, mit ihm auch ohne fremde Vermittlung bekannt zu werden. Hierzu gesellte sich allerdings bei mir noch ein anderer Beweggrund. Goethes Namen vernahm ich nämlich oft aus dem Munde meiner Mutter, die, ohne Kenntnis seiner Werke, doch eine entschiedene Zuneigung für den großen Dichter hegte oder besser gesagt, einen gewaltigen Respekt, da sie nie von ihm sprach, ohne dessen ihm gern nachgeredeten Stolz mitanzuführen. Ihr Großvater hatte zu den akademischen Jugendfreunden Goethes in Straßburg gezählt und war ihm auch bis in das hohe Alter persönlich verbunden geblieben. Als Sohn des in „Wahrheit und Dichtung“ genannten Professors der Medizin Ehrmann hatte derselbe mit jenem frohen Kreise unvergeßliche Tage erlebt, und unter den auf der Plattform des Münsters eingemeißelten Namen befindet sich auch der seinige. Als Kandidat der Medizin war Dr. Johann Christian Ehrmann nachher mit einem französischen Offizier wegen eines Mädchens in Zwist geraten, der zu einem Pistolenduell führte, in welchem sein Gegner blieb**). Deshalb

*) Vgl. über ihn Pfälz. Memorabile VI (1878) S. 59 ff.

**) Vgl. Greifs Novelle „Goethe und Therese“ im vorliegenden Band.

flüchtig geworden, begab er sich, zumal von Goethe dazu ermuntert, nach Frankfurt a. M., wo er sich als Arzt niederließ und als solcher durch seine Kunst nicht minder wie durch seine absonderlichen Charaktereigentümlichkeiten eine weit verbreitete Berühmtheit erlangte, indem eine Menge von Anekdoten über ihn in Umlauf kamen, die auch in unserer Familie bekannt waren. Er schriftstellerte vielfach und Goethe blieb mit ihm auch in dieser Hinsicht im Verkehr, wie er in seinen Aufzeichnungen wiederholt bezeugt. Die Briefe, welche Ehrmann von ihm besaß, übergab dieser mit seinen übrigen Papieren kurz vor seinem Tode in Speyer, wo er, in seinem hohen Alter zuletzt kindisch geworden, im Hause seiner Schwiegertochter lebte, den Flammen; ein anderes Andenken aber, das ihm Goethe verehrt hatte, dessen gemaltes Bildnis, wanderte nach Darmstadt, wohin ein gemeinsamer Bekannter, ein Nassauischer Obrist in Ruhestand, es zur Abnahme einer Kopie sich erbeten hatte, ohne es aber der Familie wiederzuerstatten. Ehrmann liegt, in Speyer 1827 gestorben, bei seinem Sohne, meinem Großvater, begraben, welcher übrigens nicht Fleisch von seinem Fleische war, sondern als adoptierter Sohn eines Freundes nur dessen Namen trug und ursprünglich Stellwag hieß. Frau Belli Gontard *), die einer Frankfurter Patrizierfamilie angehörte und fast hundertjährig dort aus dem Leben schied, hat des alten Ehrmann in ihren gesammelten Erinnerungen mehrfach gedacht und mir, als ich sie später in Frankfurt besuchte, das Bild, das ich in meiner Vorstellung von ihm mir längst gebildet hatte, befestigt und in den Farben aufgefrischt. Daß Goethe, als er am 24. September 1779 mit Herzog Karl August Speyer besuchte, in dem gleichen Hause, das von meinem Vater 1838 eigentümlich erworben war und in dem ich geboren bin, geweilt, um die Bildersammlung des darin wohnenden Domherrn J. A. S. von Beroldingen **) zu besichtigen, ist dagegen meinen Eltern, soviel ich vermute, nicht bekannt gewesen,

*) M. Belli Gontard, die Nichte von Hölderlins „Diotima", gab 1872 zu Frankfurt a. M. „Lebenserinnerungen" heraus.

**) Joseph Anton Siegmund v. Beroldingen, Domherr in Speyer seit 1761, wurde 1768 Propst des Kollegialstifts zu St. Guido daselbst. 1780—1786 verkehrte Frau Sophie von La Roche mit ihrem Gemahl bei ihm. Wohin die von Goethe besichtigte Sammlung kam, ist ungewiß. Vermutlich fiel sie 1794 der Französischen Revolution zum Opfer. Vgl. Albert Becker, Schiller und die Pfalz, S. 31 f., 76 f.

und ich kann diese Nachricht daher auch nicht zu unseren stolzen Familien-Erinnerungen beizählen.

Von dem Wesen Goethes als Dichter vernahm ich, da ihn meine Mutter lediglich als Menschen zu betrachten pflegte, erst durch meinen Vater, der mir vorzüglich dessen „Faust“ und nicht minder auch „Hermann und Dorothea“ pries. Als ich daher letzteres Werk neben anderen klassischen Poesien, darunter Voß' „Luise“ und Klopstocks „Messiade“ sich befand, in einem alten, bestaubten Bücherkasten in einer Kammer entdeckte, verschlang ich diese verborgenen Musengeschenke in der Heimlichkeit mit innigem Behagen. Nicht lange hernach aber geschah es, daß mich mein Vater von Langenkandel aus, wo er das Rentamt besichtigte, mit über den Rhein nach Karlsruhe zu einer Aufführung des „Faust“ nahm, die in mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ. Meiner Bitte gemäß wurden mir Goethes ausgewählte poetische Werke auf den nächsten Weihnachtstisch gelegt.

Goethes Dichterwort kann sich nur dem erschließen, der bereits Einsicht in das Leben gewonnen, aus dem dieser allseitige Dichter beständig schöpfte, und auch dann, wenn er sein Inneres uns hauptsächlich darzustellen scheint. Wenn ich daher auch dessen Dichtungen frühzeitig und mit Eifer las, so war ich doch außerstande, damals und während der folgenden Jahre schon in sie näher einzudringen, was mir erst, als ich mich mit allem Bemühen der Dichtkunst zuwandte, allmählich gelang. Aber eine mehr als gewöhnliche Liebe, die wohl auf der mir von meinen Eltern eingeflößten Bewunderung beruhte, zog mich schon frühe zu ihm, und ich blickte, bevor ich seine Größe nur ahnend erfassen konnte, zu ihm als zu dem Haupte unserer vaterländischen Dichter staunend empor. Daß ich mich aber im Zustande solcher Unreife vermaß, zu seinem idyllischen Epos eine Art von Seitenstück zu verfassen, indem ich eine übrigens geschickt erdachte und auch nicht jeden Gemütszuges entbehrende Dorfgeschichte in Hexametern, den Horen und Grazien geweiht, leicht gefunden unter dem Titel „Ein schöner Tag“ *) verfaßte, könnte als Beweis großen Dünkels gelten, wenn nicht solches unbewußte Nachbeten mehr dem kindischen Spieltrieb als überlegter Absicht entsprungen wäre. Ich würde feuerrot

*) Das idyllische Epos „Ein schöner Tag“ befindet sich im Nachlaß.

geworden sein, wenn mein Vater oder einer meiner Lehrer, ja auch nur einer meiner Schulkameraden mein Opus zu Gesicht bekommen hätte, von dessen Entstehung keine Seele außer mir gewußt. Möglicherweise hat mich übrigens auch ein mir lange fühlbar gebliebener Spott zu dieser Kunstprobe veranlaßt. Ich war nämlich, als wir den Homer zu lesen begannen, anfangs nicht imstande, den Bau eines Hexameters auch nur insoweit aufzufassen, um auch nur einen Vers aus dem XII. Gesange, den wir zu lesen anhoben, wie die anderen alle, richtig nachzusprechen. Ich skandierte vielmehr unter dem Gelächter der ganzen Klasse so falsch wie nur möglich, und erst nach mehrmaliger Wiederholung kam ich dazu, einen solchen Vers geläufig abzuschnurren. In meinem „Epos" standen nun ganze Geschwader höchst wackeliger Hexameter, die ich aber wahrscheinlich für sehr sicher gezimmert hielt. Daß ich indes ohne weitere Nachhilfe völlig hinter das mir so schwierig erschienene Geheimnis gekommen, bewies ich alsobald auch durch das buchstäbliche Auswendiglernen dieses ganzen Gesanges, welcher qualvollen Aufgabe ich mich nur noch mit einem anderen gleichehrgeizigen oder gleichgutmütigen Zögling der Klasse unterzog. Meine gute Mutter, die etwas Neugriechisch verstand und daher den Urtext nachlesend verfolgen konnte, unterstützte mich bei dieser freiwilligen Memorierarbeit, indem sie vier lange Winterwochen hindurch mit mir allemal um vier Uhr des Morgens aufstand und mich abhörte, bis ich die ganze Leier auch im Schlafe hätte aufsagen können. Mein über diesen ungeahnten Fleiß verblüffter Lehrer war entzückt darüber, und ich bekam von der vorvergangenen Skription einen ganzen Fehler abgezogen, was er einen schönen Profit nannte. Aber sonst auch hatte ich Gelegenheit, durch meinen Scharfsinn meine Scharte auszuwetzen, als ich dem Versuche, einzelne Kapitel des Curtius Rufus in „modernes Deutsch" zu übersetzen, beitrat, und unter anderen Terminis technicis auch einmal das der Polizeisprache entnommene Wort „fahnden" beisteuerte, welcher glückliche Fund mir durch den freudigen Ausruf: „Der hat's!" bestätigt wurde. Dagegen konnte ich mich für die den „besseren Köpfen" erteilten „Winke" bei Übersetzungen aus dem Griechischen nicht gleicherweise begeistern, denn die haarspaltenden Unterschiede der oder der anderen kleinen Partikel wollten mir nicht auch in den Kopf gehen, und ich mochte für den Gewinn rein grammatischer Kenntnisse nicht den Sinn des gelesenen Autors hin-

geben. Heute, da ich an dem Bau unserer herrlichen Muttersprache ersehen und erkannt habe, daß es nichts Nebensächliches an einer Sprache, zumal einer so reichen und geistig lebendigen wie die griechische gibt, denke ich nicht mehr so geringschätzig von diesen Silbenstechereien, aber jedenfalls sollte die Lehrmethode keine so mechanische sein, wie sie es damals teilweise noch gewesen, da sonst der Begriff des Geistigen, das selbst mit den äußersten und daher dürftigsten Enden eines geistigen Organes verbunden ist, dem durch keine tiefere Belehrung Vorbereiteten nimmermehr aufgehen kann. Vor lauter Formelkram kamen wir nicht zum Bewußtsein des Inhalts, so daß wir kaum wußten, was wir lasen und übersetzten. Auch der deutsche Aufsatz, an dem ich anfangs so viele Freude gehabt, wurde mir durch die befohlene Anwendung der Chrie verleidet, hatte ich mir doch gewiß schon durch fleißiges Lesen außer der Schule eine stilistische Fertigkeit, die über das erste Können hinausging, angeeignet.

Daß es mir an Lernbegier im Grunde nicht mangelte, geht aus der mich damals seltsamerweise befallenden Neigung für die Mathematik hervor, zu der mir doch die natürliche Anlage, wie ich nicht erst seit heute weiß, nahezu abging, wenn ich auch später ein hauptsächlich die mathematischen Fächer umfassendes Examen wohl bestand. Unser Mathematiklehrer war Friedrich Magnus Schwerd *), ein bedeutender Physiker und Astronom, der sich in diesen Wissenschaften und besonders in der Optik einen unvergänglichen Namen errungen hat. Durch seine Lehrmethode war ihm allerdings kein weiterer Ruhm zugewachsen, im Gegenteil galt er selbst in Schülerkreisen neben unserem französischen Lehrer Dezes als das gerade Gegenteil eines guten Lehrers; aber zu seiner Entschuldigung sprach ein guter Grund — er war ein Genie, das sich in höherem Wirkungskreise wohl noch mächtiger entfaltet hätte. Genies können aber keine Schüler erziehen, sondern diese müssen sich vielmehr selbst an deren Einfluß heranbilden, also selbst, wenn auch keine Genies, so doch ungemeine Talente sein. Solche wahren Schüler hatte denn auch der große Mann während seiner vieljährigen Lehrtätigkeit im Speyrer Lyzeum und Gymnasium in der Tat des öfteren ge-

*) Friedrich Magnus Schwerd (1792—1871) wurde 1814 Lehrer am Progymnasium in Speyer. 1818 erhielt er die Professur für Mathematik und Physik am Lyzeum daselbst. Er hat als Geodät wie auch als Physiker Unsterbliches geleistet. Vgl. Günther in der Allg. Deutschen Biographie, 33. Bd. 1891.

habt, und einer darunter, Ruland mit Namen, der als junger Finanzbeamter unter meinem Vater stand, gab mir auf meine Bewerbung hin häuslichen Unterricht in der Mathematik, um mein sonst unvermeidliches Zurückbleiben in diesem Fache, wenn ich nämlich bloß auf Schwerds Schulunterricht angewiesen gewesen wäre, zu verhüten. Gleichwohl konnte ich mir, wie jeder mittelmäßige Schüler, die Achtung des von mir heimlich angebeteten Lehrers nicht erringen, denn ich entsprach nicht im entferntesten seinen auch nur durchschnittlichen Ansprüchen. Meine Verehrung für ihn teilten aber nur wenige mit mir, da er, wie auch Dezes, ein ausgesprochener Sonderling war, was schon seine äußere Erscheinung offenbarte, so imponierend dieselbe auch an sich war und so sehr sein durchgeistigter Kopf mit hoher gedankenvoller Stirne und einem strahlenden Augenpaar sowie die edlen Linien seiner Gesichtszüge das einsame Genie verrieten. Von dieses unvergeßlichen Mannes Denkerhaupt gibt freilich seine im Domgarten zu Speyer aufgestellte dunkelfarbige Marmorbüste*) keinen auch nur annähernden Begriff, im Gegenteil zeigt diese eine grobsinnliche Auffassung seines bis zur Verklärung vergeistigten Wesens, wie wir es gekannt.

Schwerd, der auf sein Äußeres nichts gab, trug Sonntags wie Werktags die gleichen Kleider von total altmodischem Schnitt, einen langen grünen, sich eng an seinen Leib schließenden Rock und im Winter einen mit vielen Kragen besetzten, weiten Mantel darüber, wie damals selbst nur noch selten mehr welche gesehen wurden. Dabei war er aber, wie sein Partner Dezes, sehr reinlich, obgleich dieser gewaltig schnupfte und sein weitherabgehendes Gilet beständig mit Tabak bestreute. Beide wußten, daß sie nicht nur wegen ihrer absonderlichen Tracht, sondern auch ob ihrer übrigen Gepflogenheiten von uns nicht nur belacht, sondern geradezu verspottet und von den Frechsten sogar unaufhörlich gehänselt wurden. Mein Respekt vor dem einen war zu groß, um mich an diesen Narreteien zu beteiligen, dagegen konnte ich mich dem anderen gegenüber, der übrigens ein äußerst gescheidter und hochgebildeter Mann war, der spöttischen Mitfreude an seinen urkomischen Manieren nicht erwehren. Bei Schwerd getraute man sich überhaupt nur, ihn

*) Die von Metz-Schneider modellierte, von v. Miller in München gegossene Büste (nicht Marmor!) wurde allgemein sprechend ähnlich gefunden und 1874 aufgestellt.

hinter dem Rücken zu foppen, da man sich vor seinem mächtigen Blick, der seine schwache Stimme ganz vergessen machte, allzusehr fürchtete. Auch konnte man an seinem Äußeren nichts Lächerliches, wie bei dem anderen, entdecken, da sein Anzug, wenn er auch altertümlich genug aussah, doch prächtig zu seiner ganzen Gestalt paßte. Kleider, die eben zu unserem übrigen Wesen stimmen, bleiben immer schön und schmuck, daher der wohlerfahrene Mann ganz recht hatte, wenn er Personen, die kühn genug waren, ihn nach dem Alter seines Rockes zu befragen, allemal die treffende Antwort gab: „Mein Rock war schon öfters in der Mode und wird auch, wenn ich länger lebe, öfters noch wieder in die Mode kommen." Diese so haltbare Bekleidung hatte ihn aber gewiß einmal teueres Geld gekostet, und er wäre in der Tat ein Tor gewesen, sich von ihr im Alter zu trennen. Die Blößen, die er sich gab, beruhten demnach nicht auf äußerer Vernachlässigung, sondern auf seiner beständigen Zerstreutheit, einer Eigenschaft, die mehr noch auf übler Angewöhnung als auf einem angeborenen Hang dazu beruhen dürfte, da sie sich mit geistiger Schwäche nur selten verbunden zeigt und doch als eine Schwachheit bezeichnet werden muß. Die Versuchung wird aber um so gefährlicher, je größer die Gefahr, ihr zu erliegen, sich erweist, daher der gedankenvolle Mensch am meisten sich vor ihr zu hüten hat. Oft versank dieser Krösus an Geist mitten in der Unterrichtsstunde in Nachdenken über die ihn erfüllenden Probleme, und dann saß er, den Kopf auf beide mageren Hände gestützt, regungslos auf dem Katheder, das am Schluß der Stunde durch den Pedell im Hof gegebene Glockenzeichen regelmäßig überhörend, bis er durch lautes Scharren von allen Seiten her von uns daran gemahnt wurde und endlich begriff, um was es sich handelte. Einmal forderte er mitten in der Stunde eine Karte zur Ansicht, welche den Kriegszug Alexanders des Großen in Asien aufwies, die ihm denn auch, da einzelne von uns einen antiken Atlas besaßen, alsbald vorgelegt wurde, worauf er sich in ihr Bild mit allen seinen Gedanken bis zur völligen Geistesabwesenheit vertiefte. Mir imponierte dieser verschwisterte Sinn für das Historische und Geographische so sehr, daß ich von da ab die Taten dieses unsterblichen Kriegshelden mit ganz anderen Augen betrachtete, ja dafür das größte Interesse gewann; so ließ ich mich zu meinem Geburtstage mit einer Geschichte desselben be-

schenken, welcher das berühmte Relief des Alexanderzuges von Thorwaldsen als Bilderschmuck voranstand, und dieses herrliche Kunstwerk begeisterte mich so sehr, daß ich eine Geschichte Alexanders auf eigene Faust zu schreiben begann, die ich am nächsten Christabend meinem Vater fix und fertig überreichte, der sie verwundert lächelnd entgegennahm. In dem eben geschilderten Lehrer begegnete mir zum erstenmal ein über das gemeine menschliche Maß hinausragender Mann, und ich begriff sofort den großen Unterschied zwischen einem ungewöhnlichen und einem alltäglichen Sterblichen, obgleich ich mir von dem, was jener seltene Ausnahmemensch geleistet, nur eine dunkle Vorstellung machen konnte. Aber der wahre Prüfstein echter Größe bleibt die Art des Wirkens, daher sie auch dem sie zu erfassen Unvermögenden nicht ganz verborgen bleibt.

Wenn wir eine sternhelle Nacht hatten, so schwang ich mich oft über die Mauer unseres Gärtleins, das hinter Schwerds Hause lag, soweit empor, um zwischen dem Rebenlaub hinüberzublicken in den größeren, aber ziemlich verwilderten Nachbargarten, in dem die vieleckig gebaute, aber winzig kleine Sternwarte des eifrigen Astronomen stand, deren aufgehobenes Dach mir die Anwesenheit des Inhabers verriet. Und so spähte ich nach ihm hinüber, wie er einsam und allein oder einen seiner in die erhabene Tätigkeit ihres alten Vaters eingeweihten Söhne an der Seite, in den nächtlich strahlenden Himmel durch den aufgerichteten Tubus emporsah, dessen die fernsten Weltkörper näherbringenden Gläser er sich selbst mit kundiger Hand zurechtgeschliffen hatte.

Auch bei einer anderen Gelegenheit blickte ich in die Tiefe seines Denkens. Als nämlich der Speyerer Dom seinen Freskenschmuck erhielt und zu diesem Zwecke sein innerer gewaltiger Raum mit einem mächtigen Gerüste ausgefüllt war, beobachtete ich den sinnenden Physiker, wie er einen im Gewölbe aufgehängten Riesenpendel unten in Bewegung setzte, an dessen nicht mehr ruhenden Schwingungen er das unserem leiblichen Auge sonst verschlossene Geheimnis der Umdrehung unseres Planeten um die Sonne zur sichtbaren Erscheinung brachte. Solch durchdringender Forschergeist versetzte mich in Staunen und Rührung zugleich. Daß sich ein solcher zum Entdecker geborener Mann der Wissenschaft mit uns unwissenden und unvernünftigen Burschen um des täglichen Brotes willen abgab, rückte ihn mir fast in das Licht eines Märtyrers, und meine Verehrung für ihn wuchs mit jedem Tage. Dieses Gefühl für

überlegene Größe, welche den gutgearteten Menschen innewohnt und aus dem Bedürfnis, innere Vorzüge anzuerkennen, hervorgeht, hat mich seither stets erfüllt, und ich bin nie einer mir wahrhaft bedeutenden Persönlichkeit gegenüber getreten, von der ich mich nicht innerlich angezogen gefühlt hätte, auf welchem Gebiete sie sich auch hervorgetan haben mochte. Wenn es mir an der Kenntnis zur Schätzung selbst gebrach, so hörte ich das Urteil anderer an, die ich für dazu befähigt hielt, wie ich mich auch schon im vorliegenden Fall verhalten hatte. So fühlte ich mich in meinem geheimen Innern durch das mich entflammende Bild mir unfaßbarer, aber zweifellos großartiger Tätigkeit als kaum angehender Jüngling mächtig erhoben, aber ein Impuls, die in mir tief schlummernden Kräfte zu erwecken, stellte sich mir damals und auch lange nachher nicht ein. Ich hatte wohl einen gleichaltrigen Freund gewonnen, der in schwungvollen Strophen farbenprächtige Gedichte schuf und sie, von feuriger Freundschaft zu mir erfüllt, auf heimlichen Spaziergängen mir vorlas, aber ich fühlte, daß seine nicht die meinem Wesen entsprechende Art sei, meine eigenen Empfindungen auszudrücken, und ich geriet trotz seiner aufrichtigen Zärtlichkeit zu mir, je länger ich mit ihm verkehrte, je öfter auch über ganz andere Dinge mit ihm in Streit. Auch ist es mir nicht eingedenk, daß ich ihm einen der von mir niedergeschriebenen Sätze je gezeigt hätte. Zu lyrischen Versen hatte ich mich indes auch noch nicht verstiegen, und so konnte ich ihm nur mit meiner Kritik dienen. Eines richtigen Mentors hätte ich daher freilich selbst bedurft, aber der fehlte mir jetzt und noch lange Zeit nachher. Wohl war mein erster und einziger Hauslehrer selbst Poet, oder er ist doch nachher ein solcher geworden, aber nur irgendeine Anregung von ihm zu empfangen, bin ich damals noch viel zu jung und er wohl auch nicht alt genug gewesen. Es war Konrad Kretz *), der, in Landau an der Queich geboren, erst vor einigen Jahren als namhafter deutsch-amerikanischer

*) Konrad Kretz (Krätz, Krez), Verfasser des Gedichts „An mein Vaterland", geb. 27. April 1828 in Landau, besuchte das Gymnasium in Speyer, studierte die Rechte in Heidelberg, lebte nach 1849 flüchtig in der Schweiz und in Frankreich, seit 1850 als Advokat in Amerika (Neuyork, Sheboygan), wurde im Bürgerkrieg Brigadegeneral und starb 1897 in Milwaukee als hoher Staatsbeamter. Er gab heraus „Dornen und Rosen von den Vogesen" (Landau 1846), „Gesangbuch" (Straßburg 1848), „Aus Wisconsin" (Neuyork 1875). A. Becker, Pfälz. Heimatkunde VIII (1912).

Poet jenseits des Meeres verstorben ist, und von dessen lyrischen Hervorbringungen sein von ihm an die alte Heimat gerichtetes Lobgedicht, wie er sie nach langen Jahren endlich wieder erblickt hatte, mit Recht in die weitesten Kreise drang. Als schwärmerischer Jüngling, von der in hohen Wogen gehenden politischen Strömung im Revolutionsjahr ergriffen, trat er, die wohlgemeinten Warnungen meines Vaters in den Wind schlagend, als der Aufstand in der Pfalz ausbrach, bei den Freischaren ein, um bald darauf zum steckbrieflich verfolgten Flüchtling geworden, unseren Augen für immer zu entschwinden. Als ich durch einen gemeinsamen lieben Bekannten Loeßl*), zurzeit Oberstudienrat und Rektor der Oberrealschule in Ludwigshafen, kurz vor seinem Tode Näheres über ihn vernahm, wollte ich ihm schreiben und ihn an unser gemeinsames Wohnen unter einem Dache vor langen Jahren erinnern, aber es war, da ich mich mit der Ausführung meines Vorhabens leider nicht beeilte, bald zu spät dazu. Jene aufrührerische Bewegung, der indes ein hoher, nationaler Gedanke immerhin zugrunde lag und die daher auch in ihren Folgen keine ganz vergebliche blieb, habe ich als halbes Kind miterlebt, doch sind mir einzelne Bilder aus ihr deutlich in der Erinnerung haften geblieben, vor allem die vor dem Domgarten exerzierenden Sensenmänner, welche aus der Kaserne, darin sie widerwillig eingepfercht lagen, eines Tages plötzlich ausbrachen und in ihre Dörfer zurückkehrten, ein lächerlich bramarbasierender Freischärler-Hauptmann, seines Zeugs Tuchmacher aus Lambrecht, den wir zur Strafe für das Durchbrennen meines mit der ganzen Regierung nach Germersheim geflüchteten Vaters in das Haus gelegt erhielten, mein verstohlener Fußmarsch in diese nahe Festung mitten durch die beiderseitigen Vorposten, um die mir im Rock eingenähten Vermögenspapiere meines Vaters ihm dahin zu überbringen, und meine Bewirtung dort durch die fröhliche Tischgesellschaft im „Elefanten“, der kriegerische Einmarsch der Preußen, mit den sie schon von fern ankündenden schrillen Pfeifen und Trommelklängen ihrer Spielleute, das plötzliche Auffahren einer eben erst eingerückten Batterie unseres reitenden Kanonierregiments am Rheinufer, wo sie mit der jenseits des Stromes postierten badischen Insurgenten-Artillerie alsbald lebhaft Schüsse wechselte, wie wir von der Höhe des

*) Vincenz Loeßl, geb. 1853 zu Waldmünchen, Verfasser zahlreicher Lesebücher und anderer Werke für den Schulgebrauch.

sogenannten Heidenturmes mit atemloser Neugier beobachteten, das sich weiter stromabwärts bei Waghäusel entladende Gefecht am gleichen Tag, das wir aus der dämmernden Ferne nach den anziehenden Wolken des Pulverdampfes und den Knall des Pelotonfeuers verfolgten.

Angesichts dieser aufregenden Szenen und Bilder regte sich damals zuerst in mir eine ausgesprochene Freude am Kriegswesen, die durch den zwar fruchtlosen, aber um so rühmlicheren Befreiungskampf der mutigen Schleswig-Holsteiner, an dem sich auch kühngeführte Truppen unseres Landes tapfer beteiligten, bald noch erheblich gesteigert wurde, wobei mich das in jenen Tagen überall vernommene vaterländische Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ in einen Rausch feuriger Begeisterung versetzte. Es war mir daher ein heimlicher Kummer, daß meine Aufnahme in das Kadettenkorps wegen der bereits von mir überschrittenen, sehr frühen Altersgrenze nicht mehr angestrebt werden konnte, und so tauchte damals in mir zuerst der Gedanke an einen freiwilligen Eintritt in die Armee als heimlicher Wunsch auf, der späterhin auch seine Verwirklichung finden sollte. Schien doch nicht minder der bald darauf ausbrechende Krimkrieg ein kriegerisches Zeitalter anzukündigen und um so mehr, als es jedermann bei uns wußte, daß die Franzosen den Rhein nicht vergessen hatten. In meinem Herzen war ich natürlich rein national gesinnt. Der deutsche Kaiserdom, der, wie das Vorzeichen des politischen Aufschwungs unseres Volkes gerade damals in seiner neuen Herrlichkeit sich erhob, hatte meiner jugendlichen Seele einen höheren Schwung verliehen, ich folgte mit sehnlichem Blick am Tage dem wachsenden Bau der beiden neuen Türme, die in ihrem Aufwärtsstreben das neue kommende Zeitalter gegenüber dem grauen fernen Tagen entstiegenen alten Turmpaare darstellten, und ich blickte, wenn es zu dunkeln begann, von einem heiligen Schauer durchdrungen, in die vergitterten Kellergrüfte hinab, in denen ich die Gebeine unserer großen, aber in ihren Hoffnungen meist gescheiterten Herrscher begraben vermutete. In dieser Stimmung habe ich zuerst den Plan zu meinem dramatischen Erstling gefaßt; meinem „Hermann der Cherusker“ *), den ich im Winter des Jahres 1856 einsam und ohne jemand davon etwas zu verraten, in meinem eben bezogenen, kleinen Studierzimmer, heimlich mein Licht oft die

*) Ungedruckt, im Nachlaß vorhanden.

halbe Nacht fortbrennend, in freilich recht elenden Jamben niederschrieb, wobei ich in der Handlung mich an „Tell" in den ersten Akten anlehnte, daher sie auch am meisten taugten, dagegen sich mir bei den folgenden die lockeren Fäden mehr und mehr verwirrten. Für meine späteren Arbeiten auf diesem Gebiete bedeutet dieser Versuch höchstens eine schwache Vorübung, und ich würde ihn daher auch kaum erwähnt haben, wenn er nicht meine damalige Gemütsverfassung kennzeichnen würde.

Daß ich aber bei allem Mannesbewußtsein doch auch ein rechtes Kind noch war, zeigt mir beim Rückblick auf diese frohen und doch schon von leisen Sorgen getrübten Tage das Vorhaben, das Glück der uns noch ziemlich fern gerückten akademischen Freiheit, die zudem in schroffem Gegensatz zu dem erträumten Kriegerstand mit seinen den Willen bindenden Fesseln für mich stand, im voraus zu genießen. Ein gemeinsamer Maiausflug unserer Klasse unter der Hut unseres strengen Professors über Schwetzingen*), dessen tempel- und grottenreichen Garten mit seinen künstlerischen Wasserspielen wir schon von früheren Fahrten her gekannt, nach Heidelberg und seiner herrlichen Schloßruine hatte uns auch das dortige freie Studentenleben, in das wir schon manchen flüchtigen Blick getan, wenn die flotten Musensöhne bebändert und in ihren farbigen Mützen unsere stillen Straßen durchtrollten, in seiner vollen Entfaltung kennen lernen lassen; und so war denn auch die Versuchung über uns gekommen, uns, wenn auch in durch die Umstände gebotener Heimlichkeit, zu Hause kommilitonisch gemütlich einzurichten.

Wir ließen uns bei einem verschwiegenen Posamentier die Bänder und Bierzipfel sowie auch die gestickten Cerevismützen in den für unsere Verbindung „Rhenania" gewählten Farben anfertigen, verschafften uns die nötigen Trinkgefäße und Tabakspfeifen und mieteten uns ein trauliches Kneipzimmer, worauf wir mit einem feierlichen Kommers unser wohlgeregeltes Korpsleben eröffneten. Aber noch mehr als den Trunk, den nicht alle gleich gut vertrugen, pflegten wir den Gesang, der natürlich nur aus rechten Kommersliedern bestand. Eines solchen erinnere ich mich noch aus ganz besonderem Grunde. Wenn der wohlbekannte Rundgesang angestimmt wurde, bei dem jeder auf den Vers: „Bruder, deine Liebste heißt?" der Reihe nach zu antworten hat, gab ich allemal den fremdländischen Vor-

*) Vgl. K. Sillib, Schloß und Garten in Schwetzingen (Heidelberg 1907).

namen unserer früheren Bonne, einer französischen Schweizerin, an, die mir besonders ihres langen, blonden Haares wegen in unvergeßlicher Erinnerung geblieben war. Den Vornamen derjenigen, die ich eigentlich hätte nennen sollen, verschwieg ich aber, weil sonst jeder gleich die mir im Sinne Liegende geraten hätte, da es in der ganzen Stadt wohl nur wenige Mädchen gab, die den gleichen Namen führten, wie diese meine heimlich Angebetete. Ein überaus anmutiges Geschöpf, kam sie als Freundin meiner ältesten Schwester fast täglich in unser Haus, daher ich mich zu dieser vorsichtigen Verschwiegenheit unliebsamerweise bequemen mußte. Unsere Verbindung hatte trotz der absichtlichen Blindheit unseres sonst luchsäugigen Pedells nur ein kurzes Leben, da auch andere Späher als dieser dem wachsamen Rektorat zu Gebot standen. So waren wir denn eines Tages nahe daran, aufgehoben zu werden. Rechtzeitig noch gewarnt, entflohen wir; aber als andern Tages unser Lehrer das Katheder bestiegen, sahen wir ihn plötzlich das von uns gebrauchte Kartenspiel hervorziehen und ihn unter spöttischen Grimassen mit den vor unsern Augen gemischten und abgehobenen Kartenblättern Stich auf Stich machen, wobei er unter hellem Gelächter mit der Faust allemal aufs Katheder schlug. Als er den letzten Trumpf so ausgespielt und ihn mit triumphierender Miene eingezogen hatte, fuhren seine ausgestreckten Finger plötzlich, wie wenn sie die Schuldigen bezeichnen wollten, nach einer der nächsten Bänke, und der donnernde Ruf: „Wem gehören diese Karten?" durchdrang den Klassenraum bis zur letzten Subselle hin. Da wurde ihm von dorther der Name eines durch die hohe Stellung des Vaters gefeiten Beamtensohnes zugerufen, und dank dieser Geistesgegenwart des Mitschuldigen hatte das inquisitorische Verfahren alsbald ein Ende: die Karten, als der einzige Culpatbeweis, verschwanden in der Tiefe des Katheders, dafür aber wurden in das eiligst hervorgeholte Notenbuch auch für den fingierten Hauptschuldigen Zensuren schonungslos wenigstens dem Scheine nach eingetragen. Natürlich blieb unsere Verbindung aufgelöst, wenn auch noch einzelne Gelage bisweilen auf besonders hierzu geeigneten Zimmern auswärts beheimateter Kollegen stattfanden. Bald aber gab ich den Besuch für immer auf. Jene von mir verehrte Holde starb nach kurzer Krankheit an Nervenfieber und ich trauerte tief im Innern um sie. In der gleichen Nacht, als sie aufgebahrt im Hause der trostlosen Eltern lag, brach in der

Nachbarschaft ein schreckliches Feuer aus, welches sich bis zu jenem Trauerhause zu verbreiten drohte. Wir blieben alle daheim außer Bett, und ich hielt, von heftigem Schmerz erfüllt, die Blicke nach jener von glühendem Rot der Flamme in schaurige Tageshelle versetzten Himmelsgegend unaufhörlich gerichtet. Mein Vater hatte sich nach der Unglücksstelle begeben und stand mit in der Kette der löschenden Bürger aus allen Ständen, vom Bischof herab bis zum Tagelöhner, reichten einander die gefüllten Eimer, während ihre Hände in der grimmen Winterkälte zu erstarren drohten. Gegen Morgen heimgekehrt, mußte sich mein Vater alsbald niederlegen und den Hausarzt kommen lassen. Er hatte sich ein Brust- und Leberleiden zugezogen, an dem der bis dahin völlig gesunde Mann sein ganzes übriges Leben lang fortkränkelte, was sein seitdem verändertes, welk gewordenes Aussehen in seiner meine Mutter oft erschreckenden Fahlheit verriet. Auf mein Inneres übte die doppelte Gemütserschütterung eine tiefe Wirkung aus. Ich wurde wieder eingezogen, schloß mich nur an wenige meiner Altersgenossen an und verbrachte meine freien Nachmittage meist auf einsamen Spaziergängen, zu denen ich wohl ab und zu auch einen besonderen Herzensfreund mitzunehmen das Verlangen fühlte. Wir durchstreiften dann die trotz ihrer fast ebenen Lage nicht reizlose Umgegend Speyers und drangen aus den den Schritt ermüdenden dumpfen Sandfeldern in den ersehnten Schatten der mit glatten Tannennadeln besäten harzduftigen Nachbarwaldungen ein, oder wir zogen rheinabwärts den wilden Stromauen auf sich stets mehr verengendem Pfade zu, bis wir nach dem mit verschwiegenem Schilf umgebenen, in seiner unheimlichen Öde nur von einem Fischerboote bisweilen durchfurchten Altwasser gelangten. Auch benützten wir nicht selten die fliegende Brücke und gingen nach dem badischen Ufer hinüber, wo wir in einem der von ferne schon winkenden sauberen Dörfer unsern Durst zu löschen einkehrten. Aber auch die entlegeneren Gebiete meiner schönen Heimat begann ich um diese Zeit allmählich kennen zu lernen, indem mich mein Vater auf seine jährlichen Dienstreisen mit sich nahm, die sich durch alle Teile der Pfalz erstreckten. Das herrliche Haardtgebirge mit seinen zahllosen Städtchen und stattlichen Dörfern, die allerwärts aus dem grünen Rebengelände freundlich winken, und dessen von üppigen Kastanienwäldern bedeckten, von malerischen Burg-

ruinen gekrönten Höhen oder schroffen Gipfeln ließen das umherschweifende Auge nicht zur Ruhe kommen; die ihm zur einen Seite gelagerte hohe Waldregion mit dem majestätischen Donnersberg als ragendem Haupt in der Mitte sowie auf der anderen Seite die steilen Felsgruppen der Vogesen, welche die zum fruchtbaren Elsaß sich erstreckende Grenze bilden — alle diese abwechslungsreichen Landschaftsgebiete mit ihrem nicht in Worte zu fassenden lieblichen Zauber erweckten mehr als einmal mein helles, kindlich frohes Entzücken. Aber auch hinter diesem nach dem Weinland mit seinen sanften Rebenhügeln und tiefer hinab nach der gesegneten Rheinebene sich ohne Absturz leise senkenden langen Gebirgszuge, der mit seinen höher ansteigenden Gipfeln in waldige Schluchten schaut, suchten wir, dem gewundenen Laufe der durch schwarze Felsentore eingezwängten und von hüpfender Schaumwelle umtosten Schienenbahn folgend, die gewerbereichen Städte und Flecke des rauhen Westrichs auf und durchwanderten, stets auf neue Herrlichkeiten gefaßt, die wiesenreichen Täler des Glans, der Blies, der Alsenz und der an der heimatlichen Grenze vorbeistürmenden breiten Nahe.

Daß eine seelische Einwirkung der Natur auf mich frühe schon stattgefunden hat, beweist mir die unverblaßte Erinnerung an die fast unbesiegbare Sehnsucht, die mich so häufig beim Anblick beider in ungefähr gleicher Entfernung vom Rhein dahinziehenden und seinen Lauf begleitenden Bergketten, die des Haardtgebirges wie die des Odenwaldes und des ihm benachbarten Schwarzwaldes, daheim ergriff, nachdem ich einmal die dahinter liegenden fruchtbaren Landstrecken, besonders die auf unserer Seite kennen gelernt hatte. Als Kind der Ebene wurde ich von ihrem duftigen Blau so im Gefühl ergriffen, daß ich, ihren langen, sanft geschwungenen Zug einsam mit dem Blick verfolgend, mich oft wonnigen, ja verzückten Träumen hingab und dabei immer wieder die schattigen Bergfalten, welche den vom Schleier der Ferne umwobenen geheimnisvollen Eingang zu ihren Tälern bildeten, neu zu entdecken suchte. Der Natursinn erwachte damals in mir, aber mir unbewußt, wie er mir auch lange noch nachher unbewußt geblieben ist. Gerade jener lyrischen Richtung, welche ich in der Folge am meisten bevorzugte, habe ich mich spät erst zugewandt. Wäre nur getreue Beobachtung gesehener Naturbilder dabei vonnöten, so würde sich in mir wohl beim Anblick lockender Naturschönheiten die Lust, sie

mit Worten darzustellen, damals schon gerührt haben, wie ich ja auch für die Schule jeden neuen Maiausflug, wenn es uns zur Aufgabe gemacht wurde, bedacht und anschaulich zu schildern wußte. Im poetischen Naturbild ist aber die Seele des Beschauers bestrebt, sich mit auszudrücken, und daher ist auch das Vermögen dazu erst nach voller Entfaltung der seelischen Kräfte denkbar. Überhaupt kann ich mich keines lyrischen Versuches aus so früher Zeit erinnern.

Der Mensch trägt aber auch den Hang im Herzen, seinesgleichen, ja selbst Geschöpfe anderer Art und Gestalt, kurz alles Lebendige, das ihm Gefallen oder Mißfallen erregt, empfindungsvoll nachzuahmen. Ein gewisser Anflug von Poesie wird diesem selbstlosen Triebe, der auf der geahnten Verwandtschaft aller Wesen untereinander beruht, von vornherein nicht abzusprechen sein, bedarf er auch erst der Fortbildung und Läuterung, um den Adel seiner Abkunft uns erkennen zu lassen. Wenn aber einmal dieser Schaffensdrang in dem Menschen erwacht ist, so gewinnt sein sonst nur dem Zeitvertreib dienendes Spiel eine Bedeutung, die es über seine Zwecklosigkeit emporhebt und ihm einen höheren Sinn verleiht. Aber eben der ihm anhaftenden Bedeutsamkeit wegen wird er eines Vorbildes dazu bedürfen, da er aus eigener Kraft nicht alle Vorstufen zu durchlaufen vermöchte. Als Sir Aldrige*), der wirkliche Mohr, seinen Triumphzug über die deutschen Bühnen hielt, gelang es auch dem damaligen Direktor unseres kleinen Stadttheaters in Speyer, diesen mit Recht einst so bewunderten Künstler zu ein paar Vorstellungen in unserem bescheidenen Musentempel zu bewegen, und ich war so glücklich, jede dieser zu besuchen, wobei ich allerdings einmal den kleinen Betrug beging, einem der Musiker, der es mir gestattete, das Violoncell in das Orchester zu tragen und mich so unbemerkt unter die Zuschauer in das dichtgefüllte Parkett zu mengen; bei einer anderen Gelegenheit zahlte ich wohl mit meinem Kameraden an der Kasse für den hinteren Stehplatz, überstieg aber mit jenem allmählich die nach dem Bühnenraum sich senkenden Sitzreihen, die in den Zwischenakten herrschende Dunkelheit dazu benutzend, so daß wir zuletzt bei den Honoratioren in vorderster Reihe als Inhaber der besten

*) Ira Aldrige, der „afrikanische Roscius“, mischfarbiger Schauspieler, geboren um 1810 in Maryland, gestorben 1867 zu Lodz, ursprünglich Diener Edm. Keans, der ihn zur Bühne brachte, glänzte vor allem in tragischen Rollen wie Othello, Muley Hassan.

Plätze saßen. Doch wurde uns, da wir, durch den Erfolg keck gemacht, den Versuch ein andermal wiederholten, die Schande der Ausweisung eines Abends nicht erspart, da uns der wachsame Direktor, welcher nur selten selbst spielte, wogegen seine Frau ihrer schauspielerischen Leidenschaft beständig frönte, auf unseren heimlichen Rutschungen durch das schmale, stark nach vorn abfallende Haus, einem vormaligen Schafstall, unbemerkt gefolgt war, bis er uns plötzlich beide am Kragen hatte. Um uns diesen gewohnten Genuß daher in der Folge nicht versagen zu müssen, und wohl auch von jenem längst in uns sich regenden schauspielerischen Triebe bewogen, beschlossen wir, von nun an selbst Theater zu spielen und nach erfolgreicher Werbung unter den Freunden alsbald auch an das Werk zu gehen. Meine gute Mutter ließ sich dazu herbei, uns fast ein ganzes Zimmer auszuräumen, wie sie uns auch ihre abgelegten Kleider, darunter die am griechischen Hof einst getragenen, und auch einiges vom Vater als Garderobe zur Benutzung einhändigte. Einer Bühne mußten wir allerdings entbehren und uns mit einem höchst notdürftigen Vorhang behelfen, der aus mehreren Teppichen und Tüchern zusammengestückelt war. Überhaupt wurden die Zuschauer sehr auf ihre eigene Phantasie angewiesen, schon weil wir uns zu unseren Proben keine Zeit nahmen und wir, die Handlung nach dem Inhalt der von uns gesehenen Stücke formend, nach verabredeter Teilung der Rollen rein aus dem Kopfe spielten, wobei wir des Beistandes eines Souffleurs ebensogut entbehren konnten als jenes eines Regisseurs als Spielleiters. Wegen des dabei unausbleiblichen Wirrwarrs und mancher sinnloser Ausschreitungen wurden wir aber des eigenen Agierens bald satt, und da eine stimmbegabte Cousine von mir mitwirkte, gingen wir vom Schauspiel zu der aus Mannheim bei uns importierten Oper über, wobei wir uns auf einige von unserer Primadonna vorgetragene Bravourarien mit möglichst vielen eingelegten Koloraturen und auf einige von uns nach dem bloßen Gehör gesungene Chöre beschränkten und höchstens noch ein belebtes Duett oder Terzett mit besonderer Begünstigung des Rezitativs darzugeben. Aber schon vor Beginn der großen Festvorstellung begegnete unserer Heldin das Malheur, daß ihre Mutter, die, ohne daß wir es wußten oder ahnten, herbeigeeilt, hinter ihr plötzlich auftauchte, ihr den als Königin der Nacht von ihr getragenen Prachtmantel von der

Schulter riß, über welchen Affront empört, sie in ein lautes Weinen und wir in ein indianisches Entrüstungsgeheul ausbrachen. Die Vorstellung mußte natürlich nach einer solchen Störung ausfallen, und wir hatten überhaupt keine Wahl, als wieder zum Schauspiel zurückzukehren. Es leuchtete aber über unserem Unternehmen kein günstiger Stern, denn das nächstemal, da wir „Clavigo“ auf das Repertoire gesetzt hatten, erhielten wir einen ungeladenen Gast in der Person unseres Herrn Rektors *), der zwar, weil er nur einen Höflichkeitsbesuch im Hause gemacht, nicht als solcher auftrat, sondern uns sogar selbst mäßigen Beifall schenkte, diesen aber mit so wenig aufmunternden Blicken begleitete, daß wir es vorzogen, uns vor dem Hauptapplaus und dem Hervorrufen am Schlusse den Blicken der wenigen Zuschauer bescheiden zu entziehen und durch die Hinterpforte Reißaus zu nehmen. So endete ruhmlos genug unsere diesen Namen nur allzusehr verdienende Komödie, von der wir uns so vielen Erfolg versprochen hatten, und damit waren wir auch von unserem jugendlichen Nachahmungsfieber für immer geheilt. Die Lücke in unserer Unterhaltung wurde aber gar bald von einem anderen Schauspiel ausgefüllt.

Das Ereignis der vollendeten Ausschmückung des Domes durch die von Meisterhänden geschaffenen Freskomalereien, welche in diese Zeit fiel, hatte große Festlichkeiten im Gefolge, denen wir bei dem Umfang der getroffenen Vorbereitungen mit wachsender Neugier entgegensahen, und unsere hochgespannten Erwartungen wurden durch den Verlauf des Festes nicht getäuscht, so daß wir auch noch lange in der Erinnerung daran schwelgen konnten. Aber mehr als alle Aufzüge und Prozessionen, alle Gesang- und Musikvorträge erfreute uns die unter großem Volksandrang und allgemeinem Jubel der Eingeborenen und Fremden vorgenommene Füllung der alten steinernen „Domschüssel“ mit edlem Speyerer Traubenblut, welches nach dem ausgebrachten Weihetrunk auf den königlichen Schutzherrn des Domes männiglich überlassen wurde, um in Erneuerung eines noch aus fürstbischöflicher Zeit herrührenden Festbrauches gleichzeitig ausgeschöpft zu werden, ein Vorgang, der unter den vom Glück Begünstigten eine lange Reihe von Balgereien hervorrief, die von der den weiten Domplatz erfüllenden Menge mit riesiger

*) Hofrat Dr. Georg von Jäger (1778—1863). Vgl. Schmitt in der A. D. B. Band 50.

Heiterkeit aufgenommen wurden. So hatte ich denn einige herrliche Tage in dem Freudenkalender meiner Jugend zu verzeichnen, die zugleich als denkwürdige Augenblicke sich tiefer als andere vergängliche meinem Innern einprägten.

Auch durch eine Reihe fürstlicher Besuche, die alle der Besichtigung des verjüngten Domes galten, wurden wir aufgeregt und in Alarm versetzt. Ein hoher Herr, den wir häufig zu sehen bekamen, und dessen Wiedererscheinen doch jedesmal froheste Bewegung in der ganzen Bevölkerung hervorrief, war der alte, wohl nicht mehr regierende, aber darum nur um so volkstümlichere Landesvater König Ludwig der Erste, der den Sommer jedes zweiten Jahres auf seiner herrlich gelegenen Villa bei Edenkoben mit Vorliebe zu verbringen pflegte und auf seinen täglichen Ausfahrten häufig in unserer Stadt einkehrte. Allgemeines Glockengeläute, dem das eilige Beflaggen der Häuser und, sobald er sich nahte, wachsendes Beifallsrufen und Tücherschwenken aus allen Häusern folgte, verkündeten seine meist ganz unverhoffte Ankunft. Er fuhr mit seiner gleichleutseligen Gemahlin, Königin Therese, und seiner anmutigen Tochter Mathilde in einem offenen, reich vergoldeten Wagen, während der letzteren Gemahl, der Großherzog Ludwig von Hessen-Darmstadt, der, hünenhaft gebaut, ein starker Raucher war, in einem eigenen Gefährte dicht hinter ihnen folgte. Der König, eine hohe, hagere Gestalt, hatte einen hellen, weiten Sommerrock an, nur Sonntags, wenn er, dem Hochamt beizuwohnen, von dem Haardtgebirge mit den fürstlichen Gästen und seiner militärischen Suite herabkam, trug er Oberstuniform mit Helm und Epauletten; aber sein gebietendes Wesen trat bei aller Einfachheit seiner äußeren Erscheinung hervor, wie auch die ungemein sprechenden Züge seines edel geformten und geistvollen Gesichtes auf jeden einen unauslöschlichen Eindruck machten. In der Zeit, da noch der Dom nach seinen Plänen und Anordnungen ausgemalt wurde, kam er oft allein schon sehr zeitig in der Frühe, und er bewegte sich mit der ihm eigentümlichen Lebendigkeit auf dem schwindelnd hohen Gerüste ganz wie auf ebener Erde. Sein fast freundschaftlicher Verkehr mit den Meistern, die das große Werk ausführten, mit Johannes Schraudolph*) und dem ebenfalls schöpferischen Dekorationsmaler

*) Johannes Schraudolph (1808—1879) stellte in seinem Hauptwerk, der Ausmalung des Doms zu Speyer, die ganze Bibel, Motive aus dem Urchristentum und dem Leben des hl. Bernhard dar.

Schwarzmann*), wob um diese vieljährigen Ehrengäste der Stadt einen noch strahlenderen Nimbus, als ihn schon ihre bewunderte Kunst um sie gebreitet hatte. Unvergeßlich ist mir das Bild des Erstgenannten, das er in seiner an die Schlichtheit eines altdeutschen Meisters erinnernden Gestalt darbot, wenn er am frühen Morgen in dem der heiligen Jungfrau geweihten Chor vor dem dortigen Seitenaltar mit gefalteten Händen kniete und den Segen der Himmelskönigin zu seinem beginnenden Tagewerke sich fromm erflehte.

Einen ungewöhnlichen Eindruck übte auch der Besuch Friedrich Wilhelms des Vierten von Preußen**) mit den ihn begleitenden Umständen auf mich aus, die ich mir seitdem oft wieder vergegenwärtigt habe. In völligem Inkognito war er mit seiner Gemahlin Elisabeth, einer bayerischen Prinzessin, und einem kleinen Gefolge angekommen. Nur daß ihn eigens ein Geistlicher führte, wendete ihm die Blicke anderer Besucher zu, worauf er natürlich auch sehr bald erkannt wurde. Wie es kam, daß ich auch gerade im Dome oder in dessen Nähe anwesend war, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, sondern ich weiß nur noch, daß ich ihm in geringer Entfernung Schritt für Schritt folgte und mich dabei über sein ungemein einfaches Betragen verwunderte. Ließ schon sein unansehnlicher Anzug keinen König in ihm vermuten, so konnte man auch aus seinem umgänglichen Gespräche mit seiner Umgebung nicht auf die hohe Würde schließen. Er hörte, fragte und tauschte mit der Königin nicht bloß von ihr vernommene Worte aus. Man merkte ihm dabei allerdings sein lebhaftes Interesse an, und das teilnehmende Verständnis, das aus seinem Blicke sprach, war ebensowenig zu verkennen, so daß man sich von seiner Erscheinung, so wenig

*) Joseph Schwarzmann (1806—1890), Dekorationsmaler. Seine umfangreichste Arbeit bildet der Dom zu Speyer, dessen Ornamentierung er allein besorgte. Vgl. Holland in der Allg. Deutschen Biographie 33. Bd. 1891.

**) Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen (1840—1861), reiste mit Vorliebe inkognito. Vgl. Eichendorffs Puppenspiel „Inkognito" (Neudruck von Häusle 1910). Er war seit 1823 mit Prinzessin Elisabeth von Bayern vermählt. Die Wahl zum deutschen Kaiser (28. März 1849), die das Frankfurter Parlament vollzog, lehnte er ab. Sein Bruder, Prinz Wilhelm von Preußen, zweiter Sohn Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise (1797—1888), der spätere deutsche Kaiser, kommandierte im Sommer 1849 die zur Niederwerfung des badisch-pfälzischen Aufstandes bestimmten preußischen Truppen und war dann Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen. Siehe später.

wohlgefällig sie auch war, doch ungemein gefesselt fühlte. Auch nahm sein trautes Verhältnis zur Gattin, einer edlen Frauenerscheinung, für ihn ein, die ihrerseits gleichfalls für ihn zärtlich besorgt schien und sich fortwährend mit ihm beschäftigte, namentlich indem sie ihm mehr denn einmal seine hohe steife Krawatte, wenn sie sich verschoben hatte, wieder selbst zurechtrichtete. So kam es, daß ich ihm auch auf die Straße hinaus und weiter folgte. Der Gedanke, daß diesem Manne, wenn auch nur von einer einzigen nationalen Partei, die Kaiserkrone vor kurzem angeboten worden war, mochte mir, da ich in der Zeitgeschichte ziemlich bewandert, meine Teilnahme für ihn steigernd, vorschweben. Auch der an Furcht grenzende Respekt, welchen die preußischen Waffen bei Niederwerfung des badischen Aufstandes, mit dem ein paar blutige Treffen auf pfälzischem Boden zusammenhingen, allerwärts bei uns verbreitet hatte, konnte nicht ohne Einfluß auf meine Auffassung von dem eigentümlichen Schicksal dieses wohl höchst friedlich gesinnten, aber in die Mitte eines sehr bewegten Kreises gestellten und dadurch in das Leben vieler eingreifenden Mannes bleiben. Ein überraschender Anblick sollte noch diese Stimmung in mir verstärken. Dicht vor dem Gasthofe zur Post, nach dem die Herrschaften zu Fuß wieder zurückkehrten, stießen sie auf den aus dem schmalen Hintergäßchen mit starken Schritten herankommenden Bruder und Schwager, auf den Prinzen Wilhelm von Preußen, dem sie, sobald sie ihn gewahrten, ebenso freudig, wie er ihnen, zueilten. Sichtbare Überraschung sprach aus allen Mienen, doch hatte vielleicht auch eine Verabredung ihn daher geführt und konnte sein nicht mehr gehofftes Ankommen diese lebhafte Begrüßung veranlaßt haben. Der Prinz residierte damals als Militärgouverneur der Rheinlande in Koblenz und schien daher von dort seinen Verwandten nach- oder entgegengereist zu sein. Er trug ebenfalls einen dunklen Reiseanzug von bequemem Schnitt, und seinen Kopf bedeckte ein breitkrempiger Filzhut; in der Rechten hielt er einen tüchtigen Knotenstock. Nach seinem damals überall in den Schaufenstern hängenden Bilde war eine Verwechslung mit einer anderen Persönlichkeit ausgeschlossen; wir hatten den gefürchteten, ja damals sogar vielfach verrufenen Kartätschenprinzen leibhaftig vor unseren Blicken: Er stand noch in voller männlicher Kraft, und seine hohe rüstige Gestalt besaß einen elastischen Schwung, der seinen soldatischen Charakter um so vollkommener hervortreten ließ, ja ihm bei-

nahe das Aussehen eines wetterharten Jägers verlieh. Ermesse ich heute, daß ich diesen seitdem welthistorisch berühmt gewordenen Mann, der, seinem kinderlosen Bruder im Alter nicht viel nachstehend, damals wohl kaum mehr selbst an die Krone zu kommen hoffte und das mehr glänzende als bedeutende Los der meisten Prinzen für immer zu teilen schien, nach Jahren als allverehrtes Haupt unserer durch ihn geeinigten Nation erblickte und ihn an die Spitze seines nach zahllosen gewonnenen Schlachten siegreich in seine zur Reichshauptstadt gewordene Residenz einziehen sah, um nach langem, weiterem Wirken im höchsten Ruhmesglanz aus einem an Taten unvergleichlichen Leben, beweint und betrauert von Millionen, dahinzuscheiden, so kann ich mich des Ausrufes tiefsten Staunens über die Wege, die Gott einen Menschen gehen lassen kann, nimmermehr enthalten. Kurz nach ihm, der menschliches Glück im höchsten Maße, wenn auch nicht ohne Beimischung von herbstem Leide gekostet, tauchte ein Kaisersohn auf, welcher von der falschen Lockstimme täuschender Hoffnung und den Verheißungen treulosen Ratschlags verführt, doch auch von dem unwiderstehlichen Drange seines hochstrebenden Geistes und seiner nach ungemeiner Tätigkeit dürstenden Seele entflammt, der unglücklichste Fürst seiner Zeit werden sollte, Erzherzog Maximilian, der spätere Kaiser von Mexiko. Nachdem er von unserem ehrwürdigen Bischof *) selbst geleitet, an der Grabstätte des großen Ahnherrn seines großen Hauses, Rudolfs von Habsburg, und an dessen ihm von König Ludwig dem Ersten errichteten Standbild einsam geweilt hatte, besah er sich die in der Vorhalle des Domes aufgestellten Statuen der acht in ihm ruhenden Kaiser, und so entging er den neugierigen Blicken derer nicht, die, wie das bei mir der Fall war, von seiner Ankunft wußten. Von langem, schlankem Wuchs, das längliche, blasse Gesicht von blondem Backenbart umrahmt, mit aufgeworfenen Lippen am Mund, ließ er den echten Sprossen des habsburgischen Hauses auf den ersten Blick schon erkennen. Welcher Traum ihm aufgestiegen, als er der Asche des Gründers seiner glorreichen Dynastie sich nahe gefühlt, wer kann es wissen? Unter die Zahl fürstlicher Gäste konnte man auch den berühmten Kardinal

*) Nikolaus v. Weis (1796—1869), seit 1822 Domkapitular in Speyer, seit 1842 Bischof daselbst, um die Hebung des kirchlichen Lebens hochverdient, Begründer des „Katholiken“, an dem Görres mitarbeitete. Vgl. Remling, N. v. Weis. 1871.

von Geissel *) zählen, welcher früher den Bischofsstuhl in Speyer eingenommen hatte, bevor er zum Erzbischof von Köln erhoben war. Als der Sohn eines armen Winzers zu Gimmeldingen bei Neustadt a. d. H. noch unter der französischen Herrschaft geboren (er pflegte sich daher scherzweise Jean Jacques Geissel **) zu nennen), schwang er sich durch seine glänzende Begabung und hohe Gelehrsamkeit, von einer imponierenden Erscheinung begünstigt, in verhältnismäßig jungen Jahren zur Höhe eines Kirchenfürsten empor. Seiner niederen Abkunft doch blieb er jederzeit gedenk, wie er auch seiner teuren Heimat eine königliche Anhänglichkeit bewahrte. Mit unserer Familie stand er dadurch in näherer Beziehung, daß er meiner Mutter und deren Schwestern einstmals als Kanonikus noch häuslichen Unterricht erteilt hat, wovon ich sie oft erzählen hörte. Nie kam er nach Speyer, daß er sie nicht besuchte und in unserem Hause seinen Landsmann und Freund, den gelehrten Bischof, Nikolaus Weis, zur Seite, in seiner scharlachroten Kardinalskleidung vorsprach.

In dieser Zeit war es auch, daß ich den ersten gefeierten Dichter gesehen, nämlich Oskar von Redwitz ***), der als Sänger des damals viel gepriesenen „Amaranth“ sich in seinem jungen Ruhm sonnte und häufig bei seinem Berater und Freunde, dem als religiösen Poet später auch bekannt gewordenen Domgeistlichen Wilhelm Molitor †), der kurz zuvor in den Priesterstand übergetreten war, zu Besuch verweilte. Mehr als einmal sah ich beide Hand in Hand im Domgarten wandeln. An

*) Johann v. Geissel (1796—1864), der berühmte Kirchenfürst, 1822 Domkapitular in Speyer, 1836 Bischof daselbst, 1845 Nachfolger des Erzbischofs Klemens August von Droste-Vischering in Köln. Auch dichterisch trat Geissel hervor. Vgl. Pfülf, Geissel. 1895 f.

**) Der Witz beruht darin, daß Heimatort wie Vor- und Zunamen französisch gesprochen werden: „Schan Schak Schessel de Schimmeldengschan“ so sprach man in scherzhafter Alliteration.

***) Oskar Freiherr v. Redwitz-Schmölz (1823—1891) war bereits im sechsten Lebensjahr nach Speyer gekommen, wo er 1831 in die lateinische Schule eintrat. Von 1842—1844 besuchte er das Gymnasium daselbst. Nach Abschluß seiner Universitätsstudien in Erlangen und München arbeitete Redwitz, nach Speyer zurückgekehrt, dort als Rechtspraktikant von 1846—1847. „Amaranth“ erschien 1849. Vgl. Lips, Redwitz als Dichter des „Amaranth“. 1908. A. Becker, Pfälz. Mus. XXVII (1910) 2 ff.

†) Wilhelm Molitor (1819—1880) erhielt 1851, nach seinem Austritt aus der juristischen Laufbahn und theologischen Studien, in Speyer die Priesterweihe. Im gleichen Jahr wurde er Geheimsekretär des Bischofs Dr. Weis, 1857 Domkapitular ebendort. Er trat u. a. als Romanschriftsteller, Dramatiker und Lyriker hervor. Vgl. A. D. B.

seiner süßlichen Ritterromantik fand ich niemals Gefallen, wie er sich ja auch selbst in späteren Jahren von ihr völlig abwandte. Er scheint Gefühlsschwärmerei mit tiefer Gläubigkeit verwechselt zu haben, und so mußte, da ihm die innere Überzeugung fehlte, der Bruch mit dem Dogma früher oder später erfolgen. Die Pfalz besaß aber auch damals ein paar heute noch nicht vergessene einheimische Dichter, die ich von Angesicht zu erblicken das Glück gehabt. Der eine war Karl Geib *), der als Offizier unter Napoleon gedient hatte und in dem bei Frankenthal gelegenen freundlichen Städtchen Lambsheim seine alten Tage in stiller Abgeschiedenheit verlebte. Mein Vater zeigte mir zu Dürkheim auf dem vielbesuchten fröhlichen Wurstmarkt den mit dem Bändchen der Ehrenlegion dekorierten Kapitän aus der Ferne, und ich habe ihn wohl angeschaut, aber seine Gesichtszüge mir leider nicht gemerkt. Dasselbe muß ich bezüglich des so weit ihn überragenden Dichters Friedrich Blaul **) bekennen, unter dessen nicht genug gewürdigten Schriften seine poesievolle Schilderung der Pfalz mit dem mehr beschaulichen Titel „Träume und Schäume" ein wahres Juwel ausmacht. Ich sah den ehrwürdigen Nestor der pfälzischen Dichter, nachdem ich viel schon von ihm durch meinen ihm befreundeten Vater gehört hatte, in Germersheim, wo er als protestantischer Dekan lebte und auch hochbetagt sein Leben beschloß, aber seine Physiognomie hat sich mir verwischt, und nur das Gesamtbild seiner ehrwürdigen Erscheinung ist mir im Gedächtnis geblieben. Doch auch in Speyer selbst, und zwar in unserer unmittelbaren Nachbarschaft, hatten wir einen Poeten wohnen, Franz Gilardone ***), dessen prächtigen Bardenkopf mit den langen Locken ich mir um so besser eingeprägt habe. Ich sehe ihn noch, an der

*) Karl Geib (1777—1852) studierte in Jena und Heidelberg, wurde später Offizier im französischen Militärdienst, nahm aber 1814 seinen Abschied und beschäftigte sich in seinem Geburtsort Lambsheim in der Rheinpfalz mit Literatur. Sein bekanntestes Werk sind seine „Sagen und Geschichten des Rheinlandes". Vgl. A. Becker, Pfälz. Museum XXIII (1906) S. 149 ff.

**) Friedrich Blaul (1809—1863) ließ seine Reisebilder „Träume und Schäume vom Rhein" in zwei Bänden 1838 (Neudruck 1910) erscheinen. Er war ein Speyrer Kind. Vgl. G. Heeger, Pfälz. Museum XIX (1902) S. 1 ff. A. Becker, Der Pfälzerwald X (1909) S. 1 ff.

***) Gemeint ist Chr. H. Gilardone, ein Neffe Maler Müllers, geb. 1798 in Grünstadt, Kanzleifunktionär bei der Königl. Regierung in Speyer. Vgl. A. Becker, Schiller und die Pfalz, S. 48 f.

Schleuse eines dem Rhein zufließenden Wassers mit der Angelrute sitzen und ihn unverwandt spähend zur Tiefe blicken. Da er auch Regierungsbeamter war, ihm also nicht viel Zeit zum Besteigen des Pegasus übrigblieb, so dürfte wohl manches seiner vielen Gelegenheitsgedichte, die im Speyerer Anzeiger erschienen, hier draußen entstanden sein. Daß unter den Pappeln des nahen Eseldammes Ewald von Kleist, der in Speyer als preußischer Werbeoffizier während des Siebenjährigen Krieges geweilt, seinen einst berühmten „Frühling" zumeist gedichtet *), schalte ich hier ein, um eine von mir gleichfalls schon früh gelesene Dichtung rein naturbeschreibender Art nicht unerwähnt zu lassen. Mit dem jüngsten Sohne Gilardones, Franz **), war ich als Kind schon herzlich verbunden, und auch später noch, da er nach langem, hochverdientem Wirken als Mitbegründer der deutschen Feuerwehr aus seiner späteren zweiten Heimat, dem Elsaß, geschieden, zu München lebte (leider ist er vor kurzem verstorben), zählte ich ihn zu meinen besten Freunden.

Im Menschen ersteht, wenn er heranreift, neben dem Drang, fremde Menschen kennen zu lernen, auch die Begierde, andere Gegenden, als die bisher geschauten, zu sehen. Wird ihm diese Gunst nicht zuteil, so verkümmert er, wie die Pflanze, die in zu engem Topfe eingeschlossen bleibt. Ich werde daher meinem guten Vater immer dafür Dank wissen, daß er mich trotz nicht besonderen Fortganges in der Schule auf einer Reise nach dem schönen Frankenlande mitnahm und mir so den Blick in eine Welt erschloß, die uns anheimeln wird, solange wir nicht aufhören, als Deutsche unserm innern Wesen getreu zu fühlen.

Die Pfalz besitzt nur noch wenige ganz erhaltene Bauten aus dem Mittelalter; die französischen Horden Ludwigs XIV. unter Mélac haben nicht nur das Heidelberger Schloß, das noch herrlicher in seiner Ruine dasteht, sondern auch andere Bauzierden, deren die rechts- und linksrheinische Pfalz sich zu rühmen gehabt, in Asche gelegt. Speyer war vor seiner Zerstörung eine große, vieltürmige Stadt, aber außer dem Dom, der in König Ludwig I. seinen Wiederhersteller gefunden und

---

*) Wie die irrige Überlieferung entstand, siehe bei A. Becker in „Das Bayerland" XXI (1910) S. 185 ff.

**) Franz Gilardone war zuerst Schriftsetzer in seinem Heimatort Speyer. Später kam er als Buchdruckereibesitzer nach Hagenau im Elsaß. Er befaßte sich viel mit der Feuerwehrsache, über die er ein mehrbändiges Werk herausgab. 1906 starb er.

sich jetzt in größerer Pracht erhebt als je, dem arabesken- und figurenreichen Ölberg, dem Überrest eines ehedem als „Speyerer Weltwunder“ gepriesenen Kreuzganges neben der Kathedrale, der schon erwähnten Domschüssel und dem benachbarten Heidentürmchen, sodann den Mauerresten des alten Kaiserpalastes, Retscher genannt, in dem unter anderen Reichstagen auch der berühmte im Jahre 1529 abgehalten wurde, dem gewaltigen Turmtore, das Altpörtel genannt, angeblich römischen Ursprungs, ist nichts mehr von der alten Herrlichkeit erhalten. Von den Ritterburgen und Klöstern der Pfalz, die einst alle Höhen des Haardtgebirges und des hügeligen Westrichs bedeckt, sind nur noch die spärlichen Trümmer vorhanden, wie die des Trifels, der Madenburg, des Hambacher Schlosses, jetzt Maxburg geheißen; im gleichen Zustande befindet sich die Hartenburg, Franz von Sickingens Burg Landstuhl, Huttens Ebernburg, diese allerdings zum Teil wieder aufgebaut, und die Abtei Limburg. Während von den Gefäßen, Urnen, Skulpturen und Steininschriften aus der Römerzeit, aus der fränkisch-alemannischen Periode sowie auch aus vorhistorischen Tagen noch viele in dem dermaligen Museum in Speyer verwahrte Funde zeugen, rühren aus dem Mittelalter nur eine begrenzte Zahl freilich sehr kostbarer Handschriften, Speyerer Kaiserurkunden, Inkunabeln, spärliches Kleingeräte und nicht allzu viele Münzen her; alles andere ist vernichtet oder verloren. Diese Überbleibsel waren damals noch nicht gesammelt, wo sie bald mit noch vielen anderen heimischen Schätzen des Altertums die neuen Räume des Pfälzischen Museums füllen werden; nur in der kleinen Antikenhalle hinter dem Dom war der kleine, meist von Ausgrabungen herrührende Vorrat vereinigt.

Wie tat ich daher die Augen auf, als ich die altertümlichen Gassen Nürnbergs zwischen den mit Erkern, Türmchen und hohen Giebeln geschmückten Häusern durchwanderte und in seine dämmerigen, gotischen Kirchen eintrat, zur hochthronenden, von so vielen Fürsten bewohnten Burg emporstieg und über die enge Schwelle von Albrecht Dürers Haus, in dessen von seiner Meisterhand gefüllte Räume an der Seite meines kundigen Vaters einging! Auch in Bamberg, der alten Bischofstadt, hatte ich viel zu schauen und zu bewundern; vor allem den majestätischen Dom mit seinen ehrwürdigen Skulpturen und herrlichen Denkmälern, dann die vielen anderen prächtigen Kirchen und palastähnlichen Gebäude, das weite Residenzschloß

mit der noch aus alten Tagen stammenden bischöflichen Pfalz, das mit seinem obstreichen Garten prangende Kloster auf dem Michelsberge mit der entzückenden Aussicht auf die üppig ausgebreitete Stadt und den lachenden Talgrund der in ihrem gewundenen Laufe heraufschimmernden Regnitz, die alles überragende Burgruine Altenburg, an die sich so ernste Erinnerungen knüpfen. Und nun nach Würzburg, der nicht minder glänzenden und fast noch fröhlicheren Bischofsstadt am Main, die einen so malerischen Anblick, von der figurenreichen Brücke aus betrachtet, mit ihren schmuckvollen Kirchen, den sie umgrenzenden Rebenhöhen und dem Mauerkranze der vom steilen Marienberg niederblickenden Feste gewährt. Hier bestiegen wir das Dampfschiff und fuhren an abwechselnden Landschafts- und Städtebildern anmutigster Art vorüber, die eiligen Wellen des Mainstromes hinab, bis Frankfurt mit seinem machtvollen Dome vor uns aufstieg und wir das letzte Halteziel unserer wechselvollen Fahrt erreicht hatten. Noch erinnere ich mich sehr wohl unseres neugierigen Besuches der Paulskirche, in der nicht gar lange zuvor das deutsche Parlament getagt hatte, der festlichen Halle des gebietenden Römers mit seinen redenden Kaiserbildnissen sowie des von dem Krönungszug oft durchwallten Platzes davor und des aus winkligem Gassengewirr sich erhebenden glorreichen Münsters mit seinem in geheimnisvolles Düster gehüllten und dabei zugleich in leuchtenden Farben prangendem Innern. In die wohnlicheren Straßen der alten Reichsstadt zurückgekehrt, standen wir plötzlich im Hirschgraben vor dem durch die bekannte Inschrift bezeichneten Geburtshaus Goethes, das damals noch nicht dem allgemeinen Zutritt geöffnet war und den Beschauer ganz seinen Gefühlen überließ.

Nach einem solchen Ausfluge in die weite, offene Welt sah ich dem Wiederbeginn der Schule mit ziemlichem Unbehagen entgegen; man entwöhnt sich der Schulbank leichter, als man sich an sie gewöhnt. Zum Glück war es ein sehr humaner Mann, den ich zum Lehrer erhielt, Professor Borscht*), Vater

*) Joseph Borscht, geboren 1808 zu Venningen bei Edenkoben, seit 1832 Studienlehrer in Frankenthal, 1838 Subrektor in Edenkoben, 1847—1873 Gymnasialprofessor in Speyer, gestorben daselbst 1874, hervorragender Schulmann und Erzieher bedeutender Männer, wie des früheren Direktors der Hamburger Seewarte G. v. Neumayer. Vgl. A. Becker, Fünfzig Jahre Pfälzischer Gymnasiallehrerverein (Kaiserslautern 1912).

des jetzigen Oberbürgermeisters von München, und mein Lerneifer war bald größer, als er es je zuvor gewesen war, da der treffliche Mann es verstand, unser geistiges Interesse für den Unterricht zu erwecken, indem er hauptsächlich auf den Sinn und erst in zweiter Reihe auf die grammatische Form der alten Klassiker unsere Aufmerksamkeit lenkte, statt nach der damaligen Schulmethode umgekehrt zu verfahren. Auch sonst gewann er die Herzen seiner Schüler, da er jedem gleich wohl wollte und auch, wenn er einmal Grund zur Unzufriedenheit hatte, nicht durch harte Strenge, sondern durch milden Ernst dagegen zu wirken suchte. Noch heute bin ich daher von Dankbarkeit zu ihm, der längst im Grabe ruht, durchdrungen. Aber die glückliche Zeit, die ich in der treuen Hut meines heimatlichen Elternhauses verbrachte, neigte sich ihrem Ende zu. Es kostete meinem guten Vater einen schweren Entschluß, als er sich von der schönen Pfalz losriß, mit der sein Herz so innig verbunden, ja durch sein langjähriges Wirken fast unauflöslich verwachsen war. Auch hatten wir die liebsten Verwandten dort, deren Nähe in der fremden Ferne zu missen, ihm und noch mehr meiner zärtlich fühlenden Mutter das größte Opfer sein mußte. Lebte doch noch ihre alte Mutter, die sie anbetete, und um die sich die ganze Familie als um den natürlichen Mittelpunkt zu scharen pflegte, ihre drei Töchter, die beiden ihr gebliebenen Schwiegersöhne und deren Enkel und Enkelinnen. Nur eine schwerwiegende Ursache konnte meinen Vater daher zu diesem folgenschweren Schritte bewegen. Aber es war ihm plötzlich ein eifersüchtiger Vorgesetzter gegeben worden, mit dem er sich nach allen Anzeichen nicht vertragen hätte, und so zog er es vor, um die schon öfter von ihm ausgeschlagene Beförderung zum Oberrechnungsrate nachzusuchen. So kam es, daß wir im Sommer 1856 nach München, wo wir das Jahr vorher schon einige Wochen geweilt hatten, um meine drei in einem nahen Erziehungsinstitut aufgenommenen Schwestern zu besuchen, übersiedelten. Mein Vater ward bei seinem Abschiedsmahle in Wort und Lied gefeiert, und ich weiß es, daß sein Name heute noch in der Pfalz nicht ganz vergessen ist.

Damit schloß diese Jahresreihe meiner noch fast völlig ungetrübten, harmlosen Jugendzeit. —

Novellen.

Goethe und Therese.

Novelle.

Zum erstenmal veröffentlicht in den „Münchener Blättern für Literatur und Kunst“ (1866).

Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.

Zu Speyer am Rheine lebte in den zwanziger Jahren ein hochbetagter, stattlicher Herr, den die ganze Stadt unter dem Namen des alten Ehrmann als seltsamen Kauz und Sonderling kannte. In der Familie seines Sohnes, des Medizinalrates Theophil Ehrmann, aufgenommen, beschloß er im Jahre 1827 siebenundsiebzig Jahre alt, ein Leben, das, so reich es an Freundschaft und Liebe war, nunmehr nach wenig Dezennien, wie alles nicht Außerordentliche, der Vergessenheit anheimgefallen. Der Stein über seinem Grabe im alten längst unbenutzten Kirchhof ist halb umgesunken, die Inschrift kaum mehr leserlich, und es ist der Natur anheimgegeben, was für Blumen und Gräser sie über dem Grabhügel des Vergessenen hervorbringen mag. Und doch liegt niemand anders darunter, als Goethes treuer Jugendfreund und Beschützer seines Lebens. Er war mein Urgroßvater mütterlicher Seite.

Als ich, dem Jünglingsalter entgegenreifend, zuerst mit den Liedern und Balladen des Dichters auf dem Gymnasium dieser meiner Geburtsstadt bekannt wurde und mir so häufig der Name Goethes zu Hause, als mit unserer Familie verknüpft, ausgesprochen wurde, da war es wie im Vorgefühl künftig ermöglichter literarischer Rehabilitierung eines Verkannten, daß ich, wo sich mir Gelegenheit bot, das Bild meines Urgroßvaters zu vervollständigen und dessen Lebensgeschichte mir klar zurechtzulegen suchte. Da biographische Einzelschilderungen auf mich jederzeit einen eigentümlichen Zauber ausübten, so benutzte ich jeden Anlaß, vorzüglich aus der Großmutter Josephine Ehrmann geb. Giselin, die den Alten in seinen letzten Lebensjahren gepflegt, und der er so zugetan war, alles ihr Bewußte und Erinnerliche hervorzulocken. Da begann ich gewöhnlich, weil ich die Erfahrung gemacht, daß Menschen sich lieber mitteilen, wenn man sie nicht geradeswegs, sondern auf Umwegen angeht mit irgendeiner nebensächlichen Frage und wußte das Gespräch

allmählich aus dem Gleichgültigen in das Ernste hinüberzulenken. So mitteilend auch sonst die alte Frau war, wenn wir auf eine gewisse Zeit aus Ehrmanns Leben zu sprechen kamen, betrug sie sich ängstlich und zurückhaltend. Das erregte meine Neugierde nur um so mehr und, da ich von anderer Seite erfahren, es sei in ihr noch das alte Bedenken wirksam, Lebensvorfälle zu schildern, deren Konsequenzen dereinst zu vorsichtigem Schweigen aufforderten, so beschloß ich, nicht eher nachzulassen, als bis ich der Sache auf den Grund gekommen, was mir auch nach und nach vollständig gelang.

Es war an einem heiteren Herbstabende, als ich ihr gegenüber auf dem Stuhle in einer Fensterbrüstung ihres Schlafzimmers saß, das auf die wenig belebte Poststraße ging. Sie war eifrig beschäftigt, an einem Fußteppiche aus allerlei bunten Lappen und Tuchüberresten zu stricken. Nur manchmal ließ die emsige Frau einen Blick ihres immer noch scharfen Auges durch einen Spiegel fallen, der ihr die Perspektive der Straße gegen den Dom erschloß. Mir war es so wohl, ihr gegenüber zu sitzen und sie in ihrem schlechten Deutsch bald Scherzhaftes, bald Ernstes erzählen zu hören. In Lüttich geboren, hatte sie die Kriege der Revolutionszeit in dortiger Gegend erlebt, und mit vieler Gegenständlichkeit wußte sie die bedeutenden Persönlichkeiten zu schildern, die jene die Völker durcheinanderschüttelnde Epoche ihr nahe gebracht. Da hob sie zu erzählen an, wie sie den mageren Konsul Bonaparte gesehen, als er die Antwerpener Zitadelle hinaufsprengte, das große Gefolge hinter sich, wie man ihm die großen Stadtschlüssel entgegengetragen und sie unter den weißgekleideten Mädchen auf dem Wege gestanden. Etwas eitel, aber nicht ohne Grund, vergaß sie dabei nicht, eine genaue Schilderung von ihrem Anzuge zu geben und zu bemerken, wie sehr sie den jungen Herren gefallen, die zu Pferde die Ehrengarde bildeten. Ihr schöner Mund mit den feinen Grübchen nahm dabei etwas reizend Schelmisches an; aus ihrem ungemein milden Auge strahlte ein eigentümlicher Glanz, und da ich nicht zu bemerken versäumte, es müsse ihr das weiße Kleid mit dem Achselband aus den republikanischen Nationalfarben besonders gut gestanden haben, so ward sie immer aufgeräumter, begann die Marseillaise oder ein anderes jener massenaufregenden Lieder, so gut es ging, zu singen und schien ganz in ihrer Jugend verloren. Durch einen jener Gedanken-

sprünge, die in einer lebhaften Konversation, namentlich wenn Jugend dem Alter oder Neugierde der Erfahrung gegenüber verkehren, gewöhnlich sind, aber, ich gestehe, nicht ohne absichtliches Hinüberlenken meinerseits, gerieten wir bald auf ein anderes Thema: Von Napoleon kamen wir auf Goethe.

„Großmutter," sagte ich, „ich habe schon so vielerlei gehört über das Verhältnis Goethes zum Urgroßvater, sag einmal, was ist denn an der Sache?" — „Ja," entgegnete sie, „Hermann, das wissen wenige Menschen, was der alte Ehrmann für den Goethe getan. Sie waren eben in der Jugend lustige Gesellen und sind durch ihren Leichtsinn in böse Geschichten verwickelt worden. Aber er hat nie gern davon geredet und sich nur besonders Vertrauten gegenüber geoffenbart. Der Mann hat viel erlebt und manch Geheimnis mit sich ins Grab genommen. Indem sie dieses sprach, hefteten sich meine Augen auf das im anstoßenden Zimmer aufgehangene Porträt Ehrmanns in fast ganzer Lebensgröße. Seine Züge fingen an, sich für mich höchst seltsam zu beleben; es war mir, als wollten mich diese großen blauen Augen ergründen, als wollte der feingeschnittene Mund sich öffnen und von dunklen Begebenheiten erzählen, als entwölke sich die hohe Stirn allmählich. Ja, indem sich meine Phantasie durch das Bedeutsame, aber Ungenügende des eben Vernommenen in ihre ganze Tätigkeit versetzt fühlte, war es mir, als löse sich dieses Abbild geisterhaft von der Wand und bewege sich mir entgegen. Die gute Frau hatte meinen Zustand bemerkt und mich halb erstaunt, halb erfreut angesehen; denn was vergnügt die Alten mehr, als wenn die Jugend die Bedeutsamkeit ihrer und ihrer Altvordern tätigen Lebensjahre erfaßt und damit gleichsam in den Satz einstimmt: es war schöner dazumal. Der Eindruck ihrer Worte auf mich mußte der lebhaften Alten wohl gefallen, ja, sie gewissermaßen mit über sich gehoben haben, wie ja erhöhte Stimmungen selbst die Kühlen unter den Anwesenden mit fortzureißen pflegen. Kurz, sie stand auf, ging an den Sekretär, öffnete ihn, zog aus einer Schublade ein altes, vergilbtes Schreibheft heraus und begab sich, nachdem sie den Schrank wieder geschlossen, auf ihren Stuhl. Als sie eine Weile, die Brille auf der Nase, darin mit ernsthafter Miene geblättert, sagte sie: „Es ist Deutsch, und ich kann es nicht lesen; der Großvater Ehrmann hat es selbst geschrieben und von Goethe steht viel darin; aber lies du es nur selbst." Ich ließ

mir das nicht zweimal sagen und las, in Gedanken manchen Satz zwei- und dreimal überfliegend und oft innehaltend, flüchtig das mir erschlossene Tagebuch. Es mochte zur Zeit der französischen Revolution abgefaßt und zunächst zu dem Zwecke entstanden sein, das gemeinschaftlich mit einem Manne, der eine solche Bedeutung erlangt hatte, Erlebte festzuhalten und zu vergegenwärtigen sowie eine Selbstschau über sich zu halten und gelegentlich sich wohl oder übel zu expektorieren. Seiner Gestalt nach fragmentarisch und lediglich aus subjektivem Drang niedergeschrieben, eignet es sich durchaus nicht, wörtlich veröffentlicht zu werden. Eine getreue Herausgabe würde dem Führer dieses Tagebuches Vorwürfe zuziehen, die er, wenn man die Einflüsse, Vorurteile und Gesichtspunkte, unter denen er schrieb, recht zu würdigen wüßte, freilich nicht verdient.

Ich hätte zu viel verlangt, wenn ich beim erstmaligen Ansichtigwerden dieses Manuskriptes den Wunsch, in dessen Besitz zu gelangen, geäußert hätte; da ich aber bei wiederholten Besuchen immer darauf zurückkam und es mir flüchtig geben ließ, so ward es der guten Frau endlich klar, daß ich mich nicht davon werde trennen lassen, und so blieb es endlich in meinen Händen zurück, ohne daß ich dazumal imstande gewesen wäre, dessen Wert und Bedeutung zu ahnen, geschweige daran zu denken, wie es dereinst mir Quelle und Grundlage zu einer biographischen Arbeit werden könnte. Anfangs las ich es oft im stillen durch und bemühte mich, mit Hilfe des mir traditionell Überlieferten mich über alle darin berührten Erlebnisse und Persönlichkeiten ins Reine zu setzen; noch war ich aber weit davon, die Summe der geschilderten Vorfälle als Episode eines großartigen Lebens, geschweige als Entwicklungsmoment desselben zu betrachten. Dazu gelangte ich erst nach und nach. Je mehr ich mit den Schöpfungen des mir so menschlich nahe gerückten Dichters bekannt wurde, desto interessanter ward mir der Inhalt der Handschrift und ich darf es sagen, desto schmeichelhafter. Wir Menschen sind einmal so, daß wir die Verdienste und Errungenschaften unserer Vorfahren zu den unsrigen schlagen, und so betrachtete ich mich als in einem näheren Verhältnisse zu Goethe stehend als mancher, der sich auf dessen Kenntnis viel zugute tat. Aber mit der Einsichtnahme des biographischen Materials über Goethe lernte ich die Bedeutung des von mir verwahrten Tagebuches in weiterem

Sinne schätzen. Als ich „Wahrheit und Dichtung" zuerst in die Hände bekam, las ich die ersten Bücher flüchtig, um so rasch wie möglich zu des Selbstbiographen Straßburger Leben zu kommen. Ich hoffte bei der Umständlichkeit, mit der so manches Erlebnis erzählt war, jeden Augenblick in umsichtiger Folge gedruckt zu lesen, was ich nun schon seit Jahren aus der halbverblaßten Handschrift meines Ahnen ersehen. Aber wie fand ich mich getäuscht! Wohl war der Ehrmanns einige Male freundlich und wohlwollend darin gedacht, aber was ich sicher zu lesen erwartet hatte, fand ich nicht einmal, so wenigstens schien es mir bei der ersten Lesung, darin angedeutet. Dies wirkte, ich muß es sagen, peinlich und befremdend auf mich, und von nun an gesellte sich zum Interesse, das ich überhaupt an dem Kleinleben des Großen nahm, noch ein psychologisches, das nämlich, verschlossene Falten seines Herzens, verborgene Gänge seines vielgewundenen Lebenspfades, dunkle Stellen in seinem heiteren Menschendasein zu entdecken. Ja, ich fing an, das Lückenhafte der Erzählung dem Erzähler zum Vorwurf zu machen; doch nicht allzu lange währte diese vorurteilsvolle Befangenheit. Mit der Erweiterung meines Gesichtskreises und meiner Lebenserfahrung mußte ich mir bald die Frage aufwerfen: Würdest du, im Falle du dein Leben andern abzuschildern unternähmest, keine Falten haben, die du gerne verhüllt, keine geheimen Gänge, die du verborgen, keine dunkle Stelle, an der du die andern vorübergeführt haben möchtest? Und was du selbst nicht zu leisten dich unterfingest, möchtest du andern in ihrer Angelegenheit zur Pflicht machen! Sagt nicht schon die Aufschrift: „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung", daß wir von dem Dichter Wahrheit, jedoch nicht die ganze Wahrheit erwarten dürfen? Bald aber ging ich noch weiter. Sind denn die Schilderungen einzelner Lebenszustände und Erlebnisse in diesem herrlichen Buche, rief ich mir zu, nicht so vollendet und wahrhaftig, daß schon eine einzige genügen würde, uns den Charakter der Zeit und der Personen in der lebhaftesten Weise zu vergegenwärtigen? Was aber ist im Leben wie in der Kunst mehr zu leisten, als das, was man gibt, ganz zu geben; alles zu geben, was er besitzt, ist dem Sterblichen ohnedies versagt! Nunmehr verschlang ich, was ich Biographisches über Goethe erhaschen konnte, anfangs ungeordnet, wie es mir gerade in die Hände fiel, bald aber in einer gewissen inneren

Ordnung, was nicht ausbleiben konnte, da ich bereits einen praktischen Zweck ins Auge gefaßt und daher die einzelnen Fäden in einem Mittelpunkte zu verknüpfen angefangen. Da fiel mir nun auf, welche Ausgeburten der Konjektur auf den leeren Stellen der Tafel verzeichnet waren. Ich sah Romane in den Roman gewoben; jetzt reifte in mir der Vorsatz, soviel das mir zu Gebote stehende Material es gestatte, die Substrate eitler Phantasie durch Realität zu ersetzen oder, wo es noch nicht geschehen, derlei Freiheiten späterer schreiblustiger Federn wenigstens in dem Rayon, das ich mir gesichert, zu vereiteln. Ohne besondere Subtilität glaubte ich durch unverkennbare Andeutungen vorzüglich im neunten Buch von „Wahrheit und Dichtung" auf die ich mich seines Ortes beziehen werde, die Stelle gefunden zu haben, wo der Selbstbiograph diese Episode, wenn er sie hätte schildern wollen, eingeflochten haben würde, und wem es möglich, zwischen den Zeilen zu lesen, der mag nachträglich sich überzeugen, wie organisch sich dieselbe dem zarten Gewebe des Ganzen beziehungsweise der Straßburger Periode anfügt.

So entstand diese Skizze, über deren Entstehung und Anlage der Verfasser bei der Merkwürdigkeit ihres Inhaltes dem Leser Erläuterungen schuldig war. Manches aus dem Tagebuche habe ich wörtlich ausgezogen, anderes nur dem Sinne nach gegeben, da ich oft die Form zu ändern nötig fand; in der künstlerischen Behandlung des Ganzen habe ich mich natürlich nur durch ästhetische Rücksichten leiten lassen. Dabei sind die Resultate eines lebhaften Briefwechsels mit Verwandten und den letzten Bekannten Ehrmanns, deren Erinnerungen ich wachgerufen, desgleichen die mündlichen Mitteilungen und Überlieferungen und endlich die Ergebnisse eines zu diesem Zwecke geschehenen längeren Aufenthaltes in Straßburg nach Maßgabe ihrer Zuverlässigkeit benutzt.

Und indem meine Augen eben über die alte verbleichte Handschrift des Sohnes einer großen Zeit hinschweifen, erwecken sie in mir das Bild der lieben alten Frau, die sie mir vor Jahren eingehändigt, und über die sich nun auch die Erde seit kurzem geschlossen hat. Mir ist es, als hörte ich ihre gute Stimme in ihrem gebrochenen Deutsch reizend wiederklingen, als säh' ich ihr Auge höher belebt, da sie mir von schönen vergangenen Tagen erzählt, als läge ihre kleine runzlige Hand mit dem

runden Eheringe, daran ich so oft gespielt, in der meinen, ja, mir ist, als sei ich noch der neugierige Knabe, der den Wert von schätzbaren Dingen ahnt, ohne ihn entfernt zu kennen. Vielleicht ergötzt es den Leser, sich mit mir in den Zauber jenes unvergeßlichen Abends zurückzuversetzen, und er mag sich zwischen uns beide im Geiste niederlassen an dem offenen Fenster, durch das die weiche Herbstluft einströmt. Der Pendel einer alten Uhr, deren Gehäuse zwischen zwei Säulen steht, schwingt sich hin und her; der Zeiger weist auf sieben Uhr, aber es ist der Abend eines längst entflohenen Jahres; viele wandeln noch im Leben weit von ihren Grüften. Die Magd tritt herein, das Bett der Großmutter aufzudecken, darin sie nun ihren letzten Schlaf angetreten. Über dem Sopha hängt jetzt die Photographie der Alten, die auch schon zu bleichen beginnt. Des Urgroßvaters Porträt schaut gedankenvoll aus dem anstoßenden Zimmer. Wir bleiben noch eine Weile am offenen Fenster; mancher geht vorbei und grüßt, der längst entschlafen, mancher Knabe läuft vorüber, der jetzt ein Mann, und manches Mädchen, das nimmer doppelt so alt zu werden braucht, um selbst Großmutter zu werden; die Glocken vom hohen Dom aber läuten gewaltig herab und verkünden:

„daß nichts besteht,
daß alles Irdische verhallt".

Die Alte erzählt dem neugierigen Enkel, wie sie in den Besitz des Dokuments gekommen, das er in der Hand hält, um es nicht wieder loszulassen.

Es war zur Zeit, da es mit ihrem Manne sichtlich zu Ende gegangen und die Seinen von seinen Launen viel zu leiden gehabt, als sie dessen Vater in dem Graben (einem im alten Stadtgraben gegen den Rhein zu liegenden Garten) begleitet, wo er unter seinem Lieblingsapfelbaum oft halbe Tage zuzubringen pflegte. Er war gefaßter als sie alle und konnte es über sich bringen, noch Witze zu machen, da doch ihnen das Wasser beständig in den Augen gestanden. Sie saß mit meiner Mutter, sie herüben und jene drüben, an seiner Seite. Aber so viel Mühe er sich auch gab, beide aufzuheitern, ihre Gedanken entwichen immer nach Hause, wo sie im Geiste den Kranken am langen, weißgetünchten Gange des alten Hauses hustend im Schlafrocke herumschleichen, in seine Studierstube

eintreten, die Türe bös hinter sich zuschlagen und den hageren, bleichen Mann sich zwischen seine Totenköpfe und Menschengerippe niedersetzen sahen, damit er, dessen Lebensfaden abgesponnen, in das Geheimnis des Lebens und Sterbens tiefer eindringe. Doch der Alte im Garten ließ nicht nach und erzählte von seinem lustigen Straßburger und Frankfurter Leben allerlei Tolles und Närrisches, inzwischen aus den Räumen des als Kaserne benutzten angrenzenden deutschen Hauses die das einförmige Leben des Soldaten im Frieden in seinen Tagesabschnitten begleitende Trommel monoton herüberklang und auch wohl ein wachsendes und sterbendes Geflüster der an dem benachbarten alten, wegen mancherlei Spukgeschichten berüchtigten Gartenhause angebrachten Äolsharfe zu dem wehenden Gezweige des großen grünen Baumes zitterte, unter dem er einsam begraben zu werden oftmals den Wunsch aussprach. Da habe sie das Abendgeläute vom nahen Dome aus ihrem Träumen erweckt und sie an die Zubereitung des einfachen Nachtessens erinnert, das sie im kleinen Saale des Gartenhauses einzunehmen pflegten, wohin sie denn auch sich gemeinsam begaben.

Nach Tische seien sie auf den alten hölzernen Balkon getreten und hätten sich an dem Ausblick in das freie, offene Land vergnügt und den Scharen der aus dem Felde heimkehrenden Arbeiter zugesehen. Da sei plötzlich eine lange Wagenreihe vorüber gegen den Rhein zu gefahren; es seien Heidelberger Studenten gewesen, die in einer benachbarten Ortschaft Kommers gehabt und nun jubelnd und singend heimkehrten. Als sie bereits dem Auge entschwunden, habe man noch aus der Ferne das Klingen der Posthörner vernommen und der alte Ehrmann, dem aufwirbelnden Staube nachblickend, wie in Gedanken versunken gesagt: „Die machen es ebenso wie dereinst wir." Das habe denn zu Erinnerungen an seine eigene Jugendzeit geführt, und heiter aufgeregt hätte er ungefähr dasselbe von seinem Straßburger Leben erzählt, was ich in dem mir übergebenen Tagebuch unter anderem finden werde. Hier geschah es auch zum ersten Male, daß er von dessen Vorhandensein gesprochen, ja, so ungeordnet seit dem letzten Umzuge aus Frankfurt seine sonstigen Papiere waren, genau die Stelle angab, wo er es in seinem Schreibtische verwahrte, ein Zeichen, welchen, wenn auch nur persönlichen Wert er darauf legte. Bei meinen Jahren, so sprach er ungefähr, muß man jede Stunde gefaßt sein, ab-

gerufen zu werden, und es sollte mir nicht lieb sein, wenn diese merkwürdigen Erinnerungsblätter der Familie verloren gingen; da es aber mit meinem Sohne voraussichtlich vor mir zu Ende geht, so mögt ihr nach meinem Tode dasselbe in gute Verwahrung nehmen.

Das geschah denn auch, als der Alte vor Ablauf eines Jahres dahingeschieden war. Minder glücklich erging es mit einem Porträt Goethes, das der alte Ehrmann besessen, indem dasselbe unter dem Vorwande, kopiert werden zu dürfen, von einem hessischen Offiziere eines Tags mitgenommen und nicht mehr zurückgeliefert wurde.

Unter diesen Umständen also gelangte das seinem Inhalte nach nunmehr mitzuteilende Manuskript in die Hände der alten Frau, von der es der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes wie dargestellt, empfing.

Es war im Mai des Jahres 1770, als sich zu den der Medizin beflissenen Studierenden Straßburgs einer gesellte, der, wiewohl der juridischen Fakultät angehörig, an Lebhaftigkeit des Interesses für jene einfachste und höchste Wissenschaft die meisten Schüler Äskulaps übertraf. Überdies ausgezeichnet durch körperliche Vollkommenheit und Gewandtheit in allen leiblichen Übungen, zog er bald aller Blicke auf sich und erregte in den Besten der Studenten den Wunsch, ihm näher zu kommen und befreundet zu werden. In noch höherem Grade beschäftigte er aber die Augen und Herzen der Frauen und Mädchen, die, wie das in Universitätsstädten, die zugleich bedeutende Garnisonen sind, zu gehen pflegt, sich in eine Zivil- und Militärpartei geteilt hatten, ob zwar Fusionen und Übertritte von einer Partei zur andern nicht selten waren. Wenn ich nun noch hinzusetze, daß dieser bevorzugte Jüngling unter einer hochgewölbten und mächtigen Stirn das Licht eines großen glänzenden braunen Augenpaares seinen Verehrerinnen zuwenden konnte, daß unter einer wenig gebogenen, groß und doch feingeschnittenen Nase ein voller Mund mit etwas aufgeworfener Oberlippe ihren Lippen entgegenkam, daß er, wiewohl von Mittelgröße, bei breitgewölbter Brust und gerader Haltung eine imposante Erscheinung darbot, so werden meine Leserinnen leicht begreifen, welchen Eindruck er auf ihre schönen Vorgängerinnen hervorbringen mußte, um so mehr, als sie erraten haben werden, daß es niemand anders war als Goethe selbst. Die wenigen, die

ihn zuerst kennen lernten, seine Tischgenossen, wußten die vorteilhafte Ansicht, die jedermann von seinem Äußeren und oberflächlichen Umgang faßte, durch Lob und gelegentliches Anführen seiner Einfälle und Eigenschaften zu erhöhen, so daß der Fremdling bald jenes Vertrauen und jene Auszeichnung genoß, die Jünglinge ihren vorzüglicheren Altersgenossen gern einräumen. Bald verbreitete sich die Reputation der Tischgesellschaft in der Pension zweier alter Jungfern namens Lauth in der Krämergasse unter Professoren und Studierenden, und da sich jederzeit eine Anzahl höher strebender Naturen an Hochschulen befindet, so galt es als ein erwünschbares Ziel, unter die Zahl jener Tischgenossen aufgenommen zu werden. Man wendete sich in dieser Angelegenheit an Aktuar Salzmann, der die Sorge des Tischpräsidenten übernommen hatte, der aber im Interesse der Küche wie der Unterhaltung nur ungern eine Vermehrung der Personen gestattete, und als sie zuletzt bis auf zwanzig gewachsen war, unter dem Vorwande, es seien Räumlichkeiten und Gerätschaften zu beschränkt, jeden weiteren Zuwachs, besondere Fälle ausgenommen, abschnitt. So umgänglich nun auch der neueingeführte Student sich betrug, so lag doch etwas Herrschendes, wenn auch keinesfalls Herrisches in seinem Wesen, das mit der Vertraulichkeit, mit der sich junge Leute gewöhnlich aneinanderschließen, im Widerspruche stand. Gab er sich in dem ersten Augenblick des Bekanntwerdens mit einer neuen Person dieser offen und unbedingt hin, so nahm er nicht selten, nachdem er mit sich über das neue Verhältnis zu Rate gegangen zu sein schien, die im ersten Drange des Gefühles gemachten Zugeständnisse schrittweise zurück, und es pflegte sodann nach kurzer Zeit an die Stelle der Kordialität Zurückhaltung, ja sogar Kälte zu treten. Weniger zartfühlende Naturen mögen diese Schranken nicht beachtet oder sie ungestüm wieder niederzureißen versucht haben. Taktvolle empfanden bald diese Eigentümlichkeit und begriffen die Notwendigkeit, sich auf schickliche und nachhaltige Weise dem Prädominierenden zu nähern.

Einer von diesen war Johann Christian Ehrmann, Sohn des Professors Ehrmann, der dem Klinikum vorstand, und jüngerer Bruder des gleichnamigen Dozenten der Entbindungskunst an dortiger Fakultät, deren Kollegien sowie das des Anatomen Lobstein Goethe in der Folge fleißig besuchte. Als sich der schon hochbetagte Dichter zum Zwecke seiner Lebens-

beschreibung jene edleren Menschen wieder ins Gedächtnis zurückrief, die auf den Bildungsgang seines Geistes in der Periode seiner Entwicklung Einfluß geübt, da trat auch wieder die tüchtige Gestalt des alten Ehrmann plastisch vor die Augen seines Geistes und im elften Buche von „Wahrheit und Dichtung" gedenkt er seiner bei Gelegenheit eines Besuches in dem Klinikum mit folgenden Worten: „Die große Heiterkeit und Behaglichkeit, womit der verehrte Lehrer uns von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die Beurteilung des Ganges der Kranheit überhaupt, die schöne hippokratische Verfahrungsart, wodurch sich ohne Theorie, aus einer eigenen Erfahrung die Gestalten des Wissens heraufgaben, die Schlußreden, mit denen er gewöhnlich seine Stunden zu krönen pflegte, das alles zog mich zu ihm und machte mir ein fremdes Fach, in das ich nur wie durch eine Ritze hineinsah, um desto reizender und lieber. Mein Abscheu gegen die Kranken nahm immer mehr ab, je mehr ich diese Zustände in Begriffe verwandeln lernte, durch welche die Heilung, die Wiederherstellung menschlicher Gestalt und Wesens als möglich erschien. Er mochte mich wohl als einen seltsamen, jungen Menschen besonders ins Auge gefaßt und mir die wunderliche Anomalie, die mich zu seinen Stunden hinführte, verziehen haben. Diesmal schloß er seinen Vortrag nicht wie sonst mit einer Lehre, die sich auf irgendeine beobachtete Krankheit bezogen hätte, sondern sagte mit Heiterkeit: ‚Meine Herren! Wir sehen einige Ferien vor uns. Benutzen Sie dieselben, sich aufzumuntern! Die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden. Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land! Der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen.'"

Der Sohn also dieses geschätzten Mannes bewarb sich um die Freundschaft des Neuangekommenen, und da er nicht auf das Ansehen seines Vaters hin, gleichsam wie auf ein Vorrecht oder Verdienst stützend, eine Annäherung versuchen wollte, er überdies auch im elterlichen Hause aß, so bedurfte es einer besonderen Gelegenheit, die ihm von Anfang an erwünschte Bekanntschaft zu machen. Sehr eifrig den medizinischen Studien obliegend, dabei aber von einer besonderen Vorliebe für Literatur,

namentlich die lateinischen Poeten beseelt, hatte er das Streben und die Kenntnisse Goethes nach diesen beiden Richtungen hin nicht ohne das Verlangen rühmen hören, ihm Freund und Genosse zu werden. Groß von Natur, mit edlen Zügen, lebhaftem blauen Auge und imposanter Stirn, hatte die Natur gleichfalls auf ihn jenen Stempel gedrückt, der ansagt, daß hier einer stehe, den sie über das gewöhnliche Gelichter erhoben. Aber oft pflegt die Verschwenderische gleichsam wie auf einem Brandaltar edles und seltenes Räucherwerk zu versammeln; doch der Strahl zuckt nicht herab, der es entzündet. Wer ist hier anzuklagen, das Schicksal oder sie selbst? Nach allem, was überliefert, war dieser Seele ein ansehnlicher schöpferischer Drang angeboren, aber einige Geburten des Augenblickes und Entladungen eines reich angehäuften wissenschaftlichen Zündstoffes ausgenommen, ist Ehrmann im weitesten Sinne des Wortes nie produktiv gewesen. Doch davon später.

Unter den Studierenden und ersten Bekannten Goethes befand sich Meyer, von Lindau gebürtig. Mit ihm hatte der junge Straßburger schon manchen literarischen Disput geführt, aber auch manche Nacht durchlärmt und durchzecht, denn beide waren exzentrische Naturen. An diesen wandte sich Ehrmann, als sie eines Tages gemeinschaftlich den Hörsaal verließen, mit der Bitte, ihn mit Goethe bekannt zu machen; es war dies am Tage vor der Ankunft Marie Antoinettes, der Gemahlin des Dauphins. Mehrere von der Tischgesellschaft hatten sich auf den Wunsch Goethes zu einer Nachmittagspartie an den Rhein verabredet, wo auf einer Insel zwischen den beiden Brücken ein bretternes Gebäude aufgerichtet stand, dessen Säle mit gewirkten Tapeten ausgeschlagen waren, deren Schildereien die Aufmerksamkeit des jungen Dichters auf sich gezogen haben. Man traf sich vor dem Tore. Es war ein wunderbarer Maitag, und alles zeigte sich lustig und aufgeräumt. Zwischen Feldern und grünenden Wiesen, die mit herrlichen Baumgruppen durchflochten waren, ging der Weg durch eine Landschaft, die von den Bergen des Schwarzwaldes und der Vogesen zum lieblichsten Bilde eingerahmt wurde. Der Anblick des Rheines hob ihre ohnedies erregte Stimmung. Dieser gewaltige Strom, die politische Grenze zweier Reiche, so oft überbrückt und von fliehenden und unterjochenden Heerscharen überjocht, zu Füßen rauschend den überraschenden Tribokern, Galliern, Römern, Goten, Alemannen,

Franken, Deutschen und Franzosen, weckte in allen die lebhaftesten Gefühle und historische Erinnerungen. Beinahe dem Festgebäude gegenüber stand am Ufer eine hölzerne Wirtsbude, die aus Anlaß des heftigen Zusammenströmens der Menge von nah und fern erbaut war. Die Freunde traten ein und setzten sich an einem runden Tisch nieder, sich bei einer Flasche Landwein zu unterhalten; doch Goethe wollte es nicht ruhen lassen; es drängte ihn zu den kostbaren Teppichen, die Kompositionen nach Raphaels Kartonen enthielten. Da die anderen sich vor allem erfrischen zu wollen erklärten, ging er allein hinüber. Besehen wir uns einstweilen den Kreis der zurückgebliebenen Freunde. Zunächst fällt unser Blick auf ein gravitätisches Männchen in den sechziger Jahren, in Schuhen und Strümpfen, knapp und nett gekleidet, den Hut auf seinen Knien, den Regenschirm an den Stuhl gelehnt; es ist Dr. Salzmann; sein Nachbar zur Rechten, Lerse, gleicht ihm seiner äußern Erscheinung nach, den großen Unterschied der Lebensjahre abgerechnet, in vielen Stücken, und es will uns bedünken, daß beide auch Geistes- und Gemütsverwandte seien. Doch wenn er sich erhob, nach Speise und Trank sich für die Gesellschaft umzusehen, zeigte es sich, daß dieser von ziemlicher Größe und stattlicher Haltung sei. Den Nachbar des Doktors zur Linken kennen wir schon, es ist Meyer von Lindau, seine Physiognomie hat mit der des treuherzigen Lerse viele Ähnlichkeit, und offenbar müssen sich auch in ihren Seelen manche verwandte oder doch analoge Eigenschaften vorfinden. Das Wohlgefällige war mehr auf seiten des ersteren; doch wenn das Auge vergleichend genauer auf beiden verweilte, so mußte es sich dennoch für letzteren entscheiden, weil dessen tiefere Natur den edleren, inneren Gehalt auf einer ungünstigen Oberfläche gleichwohl entschieden zur Erscheinung brachte. Ja, wenn man sich enthielte, nach dem ersten Anblicke zu urteilen, und die beiden Altersgenossen, wie sie am Gespräch und der Geselligkeit teilnahmen, beurteilte, so konnte man dahin gelangen, das pockennarbige unansehnliche Gesicht Lerses mit den kleinen, aber durchdringenden blauen Augen sogar schön und interessant zu finden. Des Schwaben große und reiche Sinnenwerkzeuge kamen bei einer solchen Vergleichung wie überhaupt der reich ausgestattete gegen den karger bedachten Freund zu kurz. Das Gemeinsame ihres Charakters war Aufrichtigkeit und Gutherzigkeit, aber jener nachhaltiger,

dieser flüchtiger Natur. Der vierte unter den Freunden war Waldberg aus Wien. Lang und hager, mit starken Gliedmaßen, unbeholfen in seinen Bewegungen, Gefühlsmensch, leidenschaftlicher Verehrer der Musik, langsamen, aber grübelnden Geistes, saß er die meiste Zeit schweigend und anscheinend teilnahmslos da und gab seine Gegenwart beim Gespräche nur gelegentlich durch staunendes Hinaufziehen der Augenbrauen oder, wenn gescherzt wurde, durch unbändiges Lachen kund; seinen Nachbar Ehrmann kennen wir schon. Das Gespräch ward sehr belebt, und bald hatten sich die Freunde, wie man so zu sagen pflegt, festgekneipt; es war mittlerweile Abend geworden, und man sprach bereits vom Heimweg, als Waldberg, der einen Augenblick vor das Haus getreten war, lachend hereinstürzte und berichtete, er habe soeben Goethe an der Seite einer sehr schönen Dame aus dem Zeltgebäude hervortreten sehen. Allsogleich stürmten alle hinaus, selbst der gemächliche Dr. Salzmann nicht ausgenommen, zogen sich aber sogleich hinter die Brettertür zurück, als sie wirklich den Freund in besagter Begleitung auf dem Wege, der an der Bude vorbeiführte, daherkommen sahen. Die Dame mochte etwa zwanzig Jahre alt sein, von schlankem und zierlichem Wuchse, stand ihr der reiche französische Anzug mit langer, seidener Schleppe sehr wohl.

Dunkelblond, blauen Auges, mit kleinem Munde, feingeschnittener Nase und überaus feinem Teint, bildete sie einen hübschen Gegensatz zu den noch in deutscher Tracht gehenden, in Mieder und kurzen Röckchen gekleideten Schenkmädchen, die allsobald sich an das Fenster machten und dem schönen Paare schweigend zusahen. Goethe warf seinen versteckt lauschenden Freunden das artigste Kompliment zu, das das ihm zur Seite gehende Mädchen aufs höflichste begleitete. Lange blickten jene den beiden Dahinwandelnden nach, bis sie dieselben in eine in einiger Entfernung haltende Karosse einsteigen und die Straße den Rhein entlang einschlagen sahen. Der Mond begann bereits der Erde sein Licht zu geben; doch verdunkelten ihn heftig dahinjagende Wolken, und das Wetterleuchten in der Ferne über den blinkenden Wogen des Stromes verkündete die gewitterhafte Erregtheit der Atmosphäre. Die Freunde kehrten nach ihrem Tische zurück und riefen nach neuen Flaschen; da trat der Wirt, ein ältlicher Mann mit schlauem, aber freundlichem Gesichte, vor, die Samtmütze in der Hand, und begann zu bedauern,

daß es ihm nicht gestattet sei, wegen der Nähe einiger Schuppen in dem hölzernen Gebäude mit Licht herumzugehen; in dem Garten würde es aber zu kühl sein, und überdies sei ein Wetter im Anzug; es sei sein eigener Schaden; er für seine Person würde gerne die ganze Nacht ausschenken und verzapfen. So traten sie denn den Heimweg an, auf dem sie viel von dem Glückskinde Goethe sprachen, dem alles wie aus den Wolken zufalle, und der jetzt vielleicht in hell erleuchtetem Gemache auf weichem Polster neben der Schönen sitze, während sie in Nacht und Unwetter über Stock und Stein den Weg mühsam nach Hause suchen müßten. Kaum waren sie auch einige hundert Schritte weiter, als das Gewitter auf einmal losbrach und ein wolkenbruchartiger Regen, trotzdem sie sich unter eine alte seitwärts stehende Linde geflüchtet, sie so durchnäßte, daß sie mit doppeltem Neide ihres glücklichen Freundes gedachten. Unter solchen Beschwerden waren sie endlich in die Stadt zurückgelangt, wo sich Dr. Salzmann, obgleich ihm sein Paraplui sehr zustatten gekommen, unmutig nach Hause begab, während die anderen in einem Speisehause am Fischmarkte in der Nähe von Goethes Wohnung sich zu einem Glas Punsch noch einmal niederließen. Bereits saßen sie beim zweiten Glase in der Stube, die von mancher tollen übermütigen Nacht erzählen konnte, als jener zerstört und atemlos hereinstürzte und Lerse exaltiert bei Seite rief. „Was ist geschehen?" war der einmütige Ausruf aller. Dann entstand eine lange Pause, während der aller Augen auf den Gesichtern der beiden abseits Getretenen hafteten, als könnten sie das Geheimnis aus dem Gebärdenspiel erraten. Die Vertrauten zogen sich in eine Fenstervertiefung zurück, und Goethe erzählte dem andern mit gedämpfter Stimme folgendes Abenteuer:

Er sei eben in dem mittleren Saale des Festbaues mit der Betrachtung der mythologischen Bilder, die die unglückliche Geschichte Jasons, Medeas und Creusas darstellen, beschäftigt gewesen, als eine Dame eingetreten und ihn, wiewohl sonst noch mehrere Personen anwesend waren, mit seltsam-ängstlicher Stimme gefragt, ob der Herr Hofmarschall Armand oder der Fürstbischof Rohan-Montbazon nicht eben durchgegangen. Als er darauf erwidert, er hätte nicht die Ehre, den ersteren Herrn zu kennen, es seien übrigens mehrere von Rang ihm heute schon aufgefallen, habe sie angefangen ihm denselben so lebhaft zu

schildern, daß er einen soeben eintretenden ältlichen Herrn, dem der Kirchenfürst in Purpur folgte, sogleich als den Erfragten erkannt habe. Sie habe eine versiegelte Schrift in Händen gehabt, die sie aber, je näher die beiden Herren gekommen, desto ängstlicher zurückgezogen, und endlich, sie schamrot einsteckend, sei sie langsamen Schrittes in einen der Seitenflügel gegangen. Er habe sie dabei, da ihm ihr Benehmen aufgefallen, schärfer von der Seite ins Auge gefaßt und sie erbleichen und zittern gesehen und sei ihr hilfsbereit nachgefolgt, sie aber hatte sich zu ihn mit den Worten gewendet: „Es war mir unmöglich.“ Als er sich nun angeboten, das für sie unangenehme Geschäft zu übernehmen, habe sie unter verbindlichem Lächeln im besten Französisch erwidert: „Ich danke Ihnen vielmals, mein Herr, für Ihre Freundlichkeit, aber ich glaube es besser unterlassen zu sollen; es würde mir vielleicht mehr schaden als nützen können. Aber,“ habe sie, über die Stirne fahrend, fortgefahren, „wenn Sie mir sonst mit einem guten Rate zur Seite stehen wollten, so würde ich es Ihnen ewig danken. Ich habe niemand an meiner Seite, und meine Lage ist doch eine sehr besorgliche, wie Sie vielleicht erraten haben werden. Doch ich fürchte Ihnen nur eine Last aufzubürden, wenn ich mich Ihnen näher vertraue.“ „Meine Dame,“ habe er sie unterbrochen, „ich nehme den lebhaftesten Anteil an Ihrem Schicksal, und ich würde mich sehr geschmeichelt fühlen, wenn Sie in mir den Mann erblickten, den Sie Ihres Vertrauens würdig halten.“ Während sie rasch bekannt geworden, also ihre ersten Reden getauscht, habe sich im anstoßenden Hauptsaale die quäkende Stimme des in stattlicher, reich gestickter Livree aufgedonnerten Hoftapezierers vernehmen lassen, der den wenigen noch Anwesenden verkündet, daß es ihm nunmehr obliege, das königliche Pracht- und Lustgebäude für das gewöhnliche Publikum zu schließen, indem hinfort nur noch Hofchargen zugelassen würden. Das pathetische Auftreten dieses gewichtigen Welt- und Staatsmannes, der von der Größe seiner Aufgabe ganz erfüllt zu sein geschienen, habe sie gereizt, noch einen Augenblick zu verweilen und dem gravitätischem Türschließer eine zweite Aufforderung aufzuerlegen, die aber bereits so ernst und nachdrucksvoll ausgefallen, daß sich selbst die betrübte Französin eines tüchtigen Lachens nicht habe erwehren können. Wie sie aus einer Seitentür nun hervorgetreten und um die Ecke der

Hauptfassade gebogen, seien sie gerade auf den Bischof und Hofmarschall gestoßen, die eben im Begriffe gewesen, den Wagen zu besteigen, wobei ihnen ein geschmeidiger Abbé den schwerfälligen Auftritt untertänigst herabgezogen, worauf er sich mit Bedientenfertigkeit zu dem reich galonierten Kutscher auf dem Bocke geschwungen. Auf seinem Gesicht sei ungefähr als Devise zu lesen gestanden: Ich tue alles, wenn ich nur in die Höhe komme. Es werden sich dann andere finden, die mir ebenso gern mein Dasein durch Schmeichelei versüßen werden. Von neuem sei die Dame an seiner Seite erbleicht, als der Prälat, dessen für seine Jahre altes Gesicht auf den ersten Augenschein verraten, daß er sich mit Frauen schon viel in seinem Leben zu tun gemacht, auf sie einen Blick gerichtet, von dem man bei seiner sonst beherrschten kalten Miene, nicht zu sagen gewußt, ob es ein gedankenloser oder begehrlicher Blick gewesen. Kurz, das Mädchen sei dadurch sehr beunruhigt worden, was natürlich seine Vermutung bestärkt, daß das Fundament ihres Daseins durch eigene oder fremde Schuld erschüttert sein müsse. Prinz Rohan habe sich im Hintergrunde des Wagens niedergelassen und den weichlichen seidenen Purpur mit Gravität an sich gezogen, der Hofmarschall, das Bild von einem unter Bücklingen und Intrigen grau gewordenem Manne, habe den zweiten Sitz eingenommen und den Degen über den Chaisenschlag klirrend zu sich geschleift, von dessen Klinge man sicher behaupten konnte, daß sie noch keinem Menschen etwas zuleide getan und der Wagen sei dahingerollt. Nach den Reden, die er mit ihr gewechselt, sei es ihm keineswegs überraschend gewesen, als ihn seine Begleiterin zu einer kleinen Spazierfahrt längs des Rheines eingeladen, auf der sie sich von ihren Schrecken und Beängstigungen etwas erholen wolle. So sei er an seinen Freunden vorübergekommen; er habe sie wohl bemerkt und sich ihr Befremden denken können, ihn auf einmal neben einer unbekannten, jungen Dame zu erblicken. Beim Einsteigen habe der Kutscher gefragt, wie weit er den Rhein hinunterfahren sollte, woraus zu schließen gewesen, daß seine Gefährtin schon öfters Spazierfahrten auf diesem einsamen, wildschönen Wege gemacht. Doch welche Spazierfahrten! Fahrten einer Verzweifelten, von Selbstmordgedanken Gepeinigten und doch von mächtigen, dunklen Gefühlen ans Leben Zurückgehaltenen. Der Mond sei durch zerrissenes Gewölke hervorgebrochen und habe bleich die flüchtigen

Wellen des Stromes bestrahlt; dabei habe sich zeitweise ein heftiger Regen ergossen (Verse zeigte zustimmend auf seine durchnäßten Kleider), und die auf Flur, Flut und Bäumen auffallenden Tropfen hätten der sonst schweigenden Landschaft eine Stimme der leisen Klage und schmerzlichen Mitteilung gegeben. Als sie eine Weile schweigend nebeneinander gesessen, habe das Mädchen, wie aus tiefen Gedanken erwachend, gefragt: „Regnet es noch?" Und als ihr erwidert worden, es habe augenblicklich der Regen nachgelassen, hätte sie die Frage gestellt, ob es genehm sei, eine Strecke längs des Ufers zu wandeln.

Das sei denn auch geschehen, und sie hätten den Wagen auf dem Wege nach Straßburg vorausgeschickt. Als er aber mit Hilfe der elektrischen Lichter die ernsten Züge seiner Begleiterin von dem Ausdrucke der Verzweiflung unheimlich entstellt gesehen, habe es ihn gereut, seine Einwilligung zum Verlassen des Wagens gegeben zu haben. Ihr Auge habe wunderbar geleuchtet, und unverwandt habe sie auf die vorüberrauschende Flut geblickt, als flüsterten geheime Stimmen daraus von der wünschenswerten Nacht der Vernichtung und Vergessenheit. Plötzlich habe sie ihren Schritt beschleunigt, ihre Mantille von sich geworfen und ausgerufen: „Ich muß. Ich bin es mir schuldig." Er habe sie stark am Arme festhalten müssen und ihr sodann auf das nachdrücklichste das Unüberlegte und Überspannte ihres Unterfangens vorgehalten. „In Ihren Jahren" habe er gesagt, „und bei Ihren Reizen gibt es etwas Besseres zu tun, als sich das Leben zu nehmen. Keine Lage ist so verzweifelt und aussichtslos, daß sich aus ihr eine Zukunft folgern ließe, die zu erleben nicht der Mühe wert wäre, und es gibt kein Unglück, daraus nicht ein Heil erwachsen kann. Hören Sie auf den Zuruf Ihrer kräftigen Lebensgeister, und machen Sie mich zum Mitwisser Ihres Geheimnisses; was Sie auch für Opfer von mir verlangen sollten, ich schwöre Ihnen, daß mir jedes gering und angenehm erscheinen wird." Nach diesen Worten habe sie ihn mit einem ungemein milden Blicke angesehen und, ihm die Hand darbietend, mit entschiedener Stimme gesprochen: „Ich folge Ihnen." Bald hätten sie den Wagen wieder eingeholt gehabt, und während sie der Stadt zugefahren, habe sie ihm die Schicksale ihres Lebens geoffenbart und es ihm vertrauensvoll überlassen, sie aus dem Labyrinthe von Irrpfaden auf ihren ursprünglichen Lebensweg zurückzuführen. „Das

Genauere" sprach Goethe, „sollst du noch heute vernehmen, aber hilf mir jetzt vor allem jemanden ausfindig zu machen, der Lokalkenntnisse genug besitzt, eine passende Familie aufzufinden, bei der das unglückliche Wesen untergebracht werden kann." — „Wie wäre es," meinte Lerse, „wenn wir den Ehrmann ins Vertrauen zögen? Soviel ich heute aus ihm ersehen, scheint er mir ganz dazu der rechte Mensch zu sein; überdies ist er in hiesiger Stadt geboren und mit allen Verhältnissen bekannt." Goethe stimmte zu, und Ehrmann sah sich alsobald durch Blick und Wink beider von dem Tische zu ihnen hergerufen, worauf ihm im kurzen das zu wissen Nötigste wiederholt wurde. Das auffallende Benehmen der drei konnte nicht anders als befremdend auf die übrigen, zu denen sich noch einige der Tischgenossen gesellt hatten, wirken, und nachdem mehrere Zurufe, am allgemeinen Gespräche teilzunehmen und das Geheimtun beiseite zu lassen, unbeachtet geblieben waren, fingen sie an, ihrem Verdrusse in mehrfachen Kundgebungen Luft zu machen, bis Lerse, der schon so oft die Rolle des Vermittlers und Friedensstifters gespielt, zu ihnen hintrat und bald alles wieder ins gleiche setzte. Man fing an, sich neuerdings lebhaft untereinander zu unterhalten, und natürlich waren es immer wieder Marie Antoinette und ihr morgiger Einzug, auf den man zurückkam. Goethe jedoch schien wider seine Gewohnheit in Gedanken abwesend zu sein, und die wenigen Worte, die er hier und da sprach, stachen sehr von der eigentümlichen Besonderheit ab, mit der er jedes Ding sogleich beim rechten Namen zu nennen verstand. So mochten sie eine halbe Stunde dagesessen sein, als er plötzlich sich erhob und eilig die Stube verließ. Lerse und Ehrmann folgten. „Es hat mich nicht mehr ruhen lassen," sagte er zu ihnen, als sie ihn eingeholt. „Ergehen wir uns etwas im Freien; der Himmel ist wolkenlos, und der Mond regiert ganz ungetrübt." Der Turm des hohen Münsters ragte scharf abgehoben in die Luft, noch eine Ecke und sie standen vor ihm. Goethe blickte stumm daran empor, indem er den Arm nachlässig auf den Degen stützte. Dunkel und Stille herrschten ringsumher. Ja, der emporstrebende Bau schien die Nacht noch stiller zu machen, als sie war, so sehr zog er die Seele von den umgebenden Gegenständen ab. So oft das Gewölke vom Monde wich, erblickte man neue Ornamente und Figuren. Hoch oben an der Fassade Christus, von den Engeln

umgeben, wie er thronend das Jüngste Gericht abhält; tiefer unten Gott Vater, dann die heilige Jungfrau mit dem Kinde, und endlich König Salomon, von vierzehn Löwen und vierzehn Musikanten umgeben. Dann ruhte das Auge wieder auf den Portalen mit ihrem Reichtume von Reliefs und freistehenden Figuren. Auf einmal begann der junge Dichter, von poetischer Begeisterung ergriffen, einen Hymnus an den Baumeister und dessen Werk zu richten, der, mit klarem, volltönendem Organ in die schweigende Nacht gesprochen, einen eigentümlich ergreifenden Eindruck auf die beiden Zuhörer machte. Er mochte nach Form und Inhalt jener Lobrede auf Meister Erwin gleichen, die Herder einige Jahre später in sein Heft: „Von deutscher Art und Kunst" aufnahm; zuletzt ergoß er sich in einen Monolog, darin alles eingeflochten, was sie Großes und Wunderbares umgab und überragte: Vergangenheit, Menschenwerke, die Ewigkeit des Firmamentes, Mond, Sterne, Nacht, Schicksal, Wechsellosigkeit. Einige Gestalten, die an den mondbeschienenen Sockeln der Kirche vorüberhuschten, erweckten den Phantasierenden aus seinem Traum, und nun ging es über den Fischermarkt an seiner Wohnung vorbei, wo Lerse ihn vergebens mahnte, sich nach der Aufregung von heute abend zur Ruhe zu begeben. Goethe schlug es rundweg ab und bat die Freunde, ihn vor das Haus, darin die seinem Schutz Übergebene wohnte, zu begleiten; es war das Gasthaus „Zum Geiste", darin er selbst vor etlichen Wochen abgestiegen. Es herrschte tiefste Stille, und man hörte nur ihren Schritt auf dem Pflaster widerhallen. Nach dem Licht der Sterne und dem Schimmer des Firmamentes zu schließen, mochte es in der ersten Morgenstunde gewesen sein. Sie waren noch etwa zwanzig Schritte vom Hause entfernt, als Goethe mit gedämpfter Stimme sprach: „Da oben, wo das Licht brennt, wohnt die Arme. Seht ihr nichts?" Jetzt gewahrte man an einem offenen Fenster eine bleiche Frauengestalt in weißem Nachtkleide, die ihr Auge gegen den Mond gewendet, der ungetrübt aus tiefblauem, dem endlosen Dunkel und den Wolken entquollenem Ringe von Azur herniederschimmerte. Das Fenster war mit einer schmalen Girlande von Immergrün und Tuya umwoben, darein symmetrisch abwechselnd Rosen, Lilien und Sternblumen geflochten. Unter der Brüstung war sie im Spitzbogen verschlungen, darin ein dichter Kranz aus Zentifolien glühte. Dieser Blumenschmuck

im silbernen Mondlichte, das Wehen und Zittern der Kränze und Blüten, das Bewegungslose der geheimnisvoll Darüber-gelehnten bewegten durch den Einklang der Stimmung, die sie hervorbrachten, die in der Nähe lauschenden Freunde ebenso, als der Kontrast, des in vergoldeten Buchstaben auf weißem Seidenbande prangenden Grußes: „Heil Marie Antoinetten" und den Seufzern, die aus der Brust der Schlummerlosen hervor-dringen mochten. Jetzt hörte man das Fenster leise klirren, und die belauschte Gestalt war verschwunden. An ein Nachhause-gehen und Sich-zur-Ruhebegeben seitens der Freunde war nunmehr nimmer zu denken, und da es ihnen unbequem zu werden anfing, auf offener Straße die Morgenstimme der Hähne und das Er-bleichen der Sterne zu erwarten, so machte Ehrmann ergötzlich den Vorschlag, nach dem Anatomiegebäude zu gehen und im Studier-zimmer seines Vaters daselbst bei einem Glase Punsch, zu dem er das Nötige auftreiben werde, die letzten Stunden der Nacht zu verbringen.

Das Romantische, das in diesem Vorschlage lag, verschaffte ihm sofortige Billigung, und bald standen sie vor dem ent-legenen Anatomiegebäude und zogen die helltönende Glocke. Nach einiger Zeit erschien der Anatomiediener, ein riesig großer Mann mit militärischer Haltung, in der Nachtmütze, der, nach-dem einige Worte gewechselt und ihm ein Trinkgeld zugesichert war, das große Schlüsselbund in der Hand, seine Ruhestörer durch die von ihrem Tritte widerhallenden Gänge in das be-zeichnete Gemach führte, woselbst sich wirklich Arrak, Tee, Zitronen, und was sonst zur Bereitung des nordischen Getränkes gehört, reichlich vorfand. Nachdem er den Ofen geheizt, zog sich dieser Zerberus, nicht ohne unmutig nach zugeschlagener Tür zu bellen, in sein Bett zurück. Goethe öffnete neugierig und nicht ohne unheimlichen Schauder den nebenanstoßenden Hauptsaal, darin die Leiche einer Wöchnerin lag, die heute seziert werden sollte; in weiteren Gemächern standen zahlreiche Skelette und Schädel umher, die zu dieser ungewohnten Stunde den Hohn des Todes deutlicher als sonst aussprachen. Das grinsende Lachen dieser Köpfe, das bleiche Gebein, das Rappeln der berührten und betasteten Knochen und Gerippe versetzte sie in eine schauerlich-trauliche Stimmung, so daß sie sich bald gern wieder in das Studierzimmer des Anatomen zurückzogen und sich nicht damit begnügten, die Tür zum Hauptsaal ein-

fach zuzumachen, sondern sie förmlich abschlossen, um sich vom fürchterlichen Anblicke des Todes und der Vernichtung und seiner schrecklichen Karikaturgestalten durch eine Scheidewand abzusperren. Bald knisterte das Feuer in dem kleinen Ofen, der Tee kochte, die Zitrone und der Zucker sanken hinein, die „Tropfen des Geistes“ fielen in den „sprudelnden Schwall“, und jetzt dampfte in der kleinen Bowle der einladendste Punsch, den die Freunde, das noch ungedichtete Lied des eben auf der Karlsschule pedantisch gedrillten Sängers bewahrheitend, leerten:

„Eh' es verdüftet,
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.“

„Jetzt“, begann Lerse, „mag uns Goethe erzählen, was ihm anvertraut wurde; wir sind ganz unter uns, denn diese (er deutete auf die herumstehenden Totenköpfe) hören nichts davon.“

„So vernehmt denn,“ hub Goethe an, „welches Schicksal dieses Mädchen verfolgt, und wie mir so unerwartet ein bedeutender Anteil an ihrem zukünftigen durch Zufall oder Fügung in die Hand gespielt wurde.

Therese nennt sich meine Beschützte; sie ist die Tochter eines Obristen, der im Kriege vor mehreren Jahren gefallen. Ihre Familie ist deutschen Ursprungs. Die Mutter hatte sie schon als Kind verloren, und da die unruhigen Zeitläufe und kriegerischen Unternehmungen, die jetzt auch wieder in Indien aufgenommen wurden, den Vater bald dahin, bald dorthin berufen, so hatte er sie und ihre um einige Jahre ältere Schwester in dem Hause einer nahen Verwandten in Metz untergebracht, die früh ihren Mann verloren und im Besitze eines bedeutenden Vermögens war. Da sie kinderlos, so wurden die beiden Schwestern allgemein als deren Erbinnen angesehen, und bei ihrer Schönheit und ihren Reizen mußten sich natürlich unter diesen Verhältnissen Bewerber genug einstellen. Doch eben diese Verwandte, die das Glück dieses Mädchens zu begründen bestimmt zu sein schien, war es, die ihr Schicksal und ihre Jugend beweinenswert machen sollte. Einer alten adligen, sehr religiösen Familie entsprossen, im Kloster erzogen, darauf in den Glanz und das Getriebe der großen Welt gezogen, zuletzt durch den frühzeitigen Tod ihres Mannes in das enge Dasein des Witwenstandes versetzt, waren in ihrem Herzen alle

Saaten des Aberglaubens und der Bigotterie, die früh dereinst in ihr Herz gesät, alle anderen Gefühle erstickend, emporgewuchert und hatten bei ihren reichen Mitteln aus ihr eine vorzügliche Stütze der weltlichen Gelüste der Kirche in dortiger Stadt und Umgebung gemacht. Die Abbés, die ihren guten Tisch und Wein kannten, gingen bei ihr fortwährend aus und ein, und namentlich war es einer, der sich das Vertrauen der blinden Frau mit großer Geschicklichkeit vor seinen Kollegen zu erschleichen wußte. Therese wunderte sich sehr, als sie nach mehrjähriger Pension in einem Kloster in hiesiger Stadt, froh, endlich wieder der Welt zurückgegeben zu sein, das Haus ihrer Tante wieder betrat und eher dumpfer, freudloser und düsterer fand als das Haus, das sie soeben verlassen. Ihre Verwandte eröffnete ihr auch sehr bald, daß es ihr weit angenehmer und trostvoller gewesen wäre, wenn sie sich hätte durch die Vorbilder eines heiligen Wandels fesseln und zur Nachfolge bewegen lassen. Zugleich stellte sie dem lebensfrohen Mädchen dar, welche Fallstricke die Welt der weiblichen Jugend lege, wie wandelbar und zweideutig alles Glück auf Erden, welchen Erfahrungen und Lehrgeldern sie in ihrer klösterlichen Einsamkeit enthoben gewesen, und wie sie bei ihren Talenten und bei der Aussicht, ein bedeutendes Vermögen der Kirche einst zuzubringen, sich leicht zu der höchsten Würde einer Äbtissin hätte emporschwingen können.

Therese nahm diese Eröffnung erschrocken auf und glaubte, sie ein für allemal ablehnen zu sollen. Das erbitterte die exaltierte und aufgestachelte Frau überaus, und da ihre Hoffnungen auch bei der älteren Schwester Jeanne fehlschlugen, so hatten beide Mädchen in diesem Hause keine gute Stunde mehr, und sie sahen mit großer Ungeduld dem Tage der Zurückkunft ihres Vaters entgegen, der bei seinem hohen Alter die Strapazen des Feld- und Lagerlebens und den Einfluß fremder Klimate nicht mehr ertragen konnte und der Genehmigung seines Pensionsgesuches stündlich entgegensah. Da brachte ein Brief, in dem sie jene sehnsüchtig erharrte Entscheidung zu lesen hofften, die Nachricht von der Verunglückung ihres Vaters auf dem Schlachtfelde. Der Schrecken und Jammer überwältigte die nunmehr gänzlich elternlosen Geschwister so sehr, daß beide in eine heftige Krankheit verfielen, die bei Jeanne einen tödlichen Ausgang nahm. Kaum war Therese imstande, das Bett zu verlassen,

als die Tante, inzwischen fortwährend von ihren geistlichen Freunden bearbeitet, sie mit neuen, immer heftigeren Vorstellungen bestürmte, sich aus dem Strudel dieser unsicheren Welt zu ziehen; und der vertraute Abbé erdreistete sich nun selbst, dem Mädchen als Beichtvater die bisher durch die zweite Person übermittelten Ratschläge persönlich aufzudrängen. Wirklich hatten ihr die zwei so rasch aufeinander folgenden Schicksalsschläge eine momentane Abneigung gegen die Welt und Liebe zur Einsamkeit eingeflößt, und so blickte denn anfangs der Verfechter klösterlicher Enthaltsamkeit mit Triumph und geheimer Freude auf sein, wie es ihm schien, sicheres Opfer. Durch kleine Geschenke, Einladungen zu kirchlichen Festen und die Aufnahme in mehrere Schwesterschaften glaubte er, was noch zur vollen Nachgiebigkeit fehlte, erreichen zu können. Man kann sich daher seinen Schrecken denken, als ihm die blind beherrschte alte Dame eines Tages eröffnete, es habe ein junger Artilleriekapitän um die Hand Theresens angehalten, und dieselbe habe ihr auch offen eingestanden, daß er in vollem Einverständnis mit ihr gehandelt. ‚Das Mädchen', sagte sie, ‚erklärte, von ihm nie ablassen zu wollen.' Der Abbé brach in ein höhnisches Gelächter aus.

Das werden wir sehen, erwiderte er.

Lassen Sie es meine Sorge sein, Theresen wieder in den Besitz ihrer abhanden gekommenen Vernunft zu bringen, aber ich muß ganz freie Hand im Spiele haben.

Noch an demselben Tage stellte er auch sein Beichtkind zur Rede, und da seine sanften und schmeichlerischen Worte dem leisen Drucke glichen, den die Hand auf einen elastischen Ball hervorbringt, der zusammenschrumpft und alsbald sich wieder ausdehnt, so geriet er endlich in den heftigsten Zorn, überschüttete seine ganz aus der Art geschlagene Schülerin mit den fürchterlichsten Drohungen und untersagte ihr, auf die Gefahr hin, gewaltsam in ihr Kloster zurückgeschafft zu werden, wo es dann aus sei mit ihrer Karriere, jeden weiteren Umgang mit ihrem Verführer. Es war nicht Scharfsichtigkeit, sondern der anerzogene Haß und das böse Vorurteil gegen alle Menschen, daß der Abbé in seinem heiligen Eifer wirklich die Motive richtig dargestellt hatte, die den Kapitän bewogen, gerade auf dieses Mädchen sein Auge zu richten. Stark dem Spiele ergeben, waren ihm, der von Hause aus unbemittelt, die Gläu-

biger auf den Hals gekommen, und es gab für ihn kein anderes Mittel, sich zu rangieren, als eine vorteilhafte Heirat.

Indem er sich nun unter der Damenwelt von Metz umsah, hatte er bald diejenige gefunden, die in seiner Lage auch ohne ihre persönlichen Reize ihm hätte gefallen müssen. Ein zufälliger Umstand ward seinem Plane sehr günstig. Er hatte den Feldzug Hyder-Alis, des Sultans von Mysordo, gegen die Engländer im französischen Hilfskorps mitgemacht und wollte Zeuge gewesen sein der letzten Augenblicke des von einer Kugel tödlich getroffenen Obersten, des Vaters unserer Dame. In einem aufregenden Briefe schilderte er ihr denn auch die näheren Umstände dieses Erlebnisses in der schmeichelhaftesten Weise, und es bedurfte nur mehr eines einmaligen persönlichen Zusammentreffens in einem Konzerte, um das betörte Mädchen ganz für sich zu gewinnen. Da sie nie bisher in Gesellschaft von Männern gekommen, hatte sie keine Gelegenheit gehabt, Vergleiche zwischen mehreren anzustellen, und der erste, der ihr in so verbindlicher Weise nahte, mußte großen Eindruck auf sie machen. Dazu wirken bei der Verschmelzung zweier Herzen so viele unberechenbare Momente, daß es schwer sein dürfte, die Betörte sogleich als Schuldige darzustellen. Das Bild des Geliebten auf der Pupille der Entflammten ist stets ein anderes, als es sich auf dem Auge des ruhigen Beobachters abspiegelt, und dennoch ist es wahr, weil es ja der konsequente Ausfluß folgerichtiger Ideen ist, die für die Person, die sie denkt, die volle Geltung der Wahrheit haben. Wie viele Erinnerungen und Träume sind nicht dabei wirksam! Stimme, Auge, Sprache, Organ, alles vereinigt sich, und wenn man zuletzt auch von Selbsttäuschung reden kann, so ist sie doch zu motiviert, als daß man sie unbedingt als Verblendung bemitleiden dürfte. Dazu kam die indirekte Aufmunterung, nämlich das Verbot, die Drohung der Tante. Es setzte noch mehrere Szenen ab, und die Entfremdung zwischen Tante und Cousine nahm immer mehr zu, während sich die Hetzereien von seiten des Hausfreundes im Verhältnis zum Widerstand steigerten. Bereits ging das Gerede, man habe Therese in benachbarten Orten allein mit dem Hauptmanne promenieren gesehen, und was immer die Zungen der bösen Nachrede oder Verleumdung ausstreuten; der Geistliche verfehlte nicht, es der erbitterten Frau mitzuteilen und das Gerücht so viel wie möglich zu vergrößern und in seinen härtesten Folgen

darzustellen. In Mitte, ja vielleicht in Folge dieses Unmutes und der beständigen Aufregung erkrankt und von wiederholten Fieberanfällen befallen, kehrte sie auf gerade so lange Zeit zur Besinnung zurück, um auf ihrem Sterbebette noch zu erfahren, daß Therese durch ihren Widerstand aufs Äußerste gebracht, entflohen sei. Man denke sich die Sterbende, die Briefe, Notrufe und Geständnisse der verzweifelten Lage ihrer Nichte auf dem von ihrem Todesschweiße schon durchnäßten Kissen und den kalten, berechnenden Abbé zur Seite, der ihr aus diesem sündigen Diesseits gleichsam mit sicherem Finger in jene verschleierte Doppelwelt hinüberwies, wo Frieden und Freude auf der einen Seite und ewige Unruhe und Pein, auf der anderen der Eingehenden harrt. Eben hatte der ihren Puls befühlende Arzt dem lauernden Gewissensrate mitgeteilt, die Kranke werde die heutige Nacht nicht mehr überstehen. Jetzt galt es, in der Erschöpften, an Sinn und Geist Geschwächten, durch fortwährende Schreckensbotschaften Betäubten die letzten Regungen des verwandtschaftlichen Gefühles zu ersticken und den Rest ihres Bewußtseins zu benutzen, der Kirche einen Dienst zu leisten. ‚Sie hat das Licht ihrer Lebensgeister mit kaltem Hauch der Selbstsucht ausgelöscht,‘ rief der fanatische Priester, ‚um über Ihrem Sarge zu triumphieren, verderben Sie ihr diese Freude, indem Sie sie verstoßen, verfluchen, enterben!‘ Das süße Gefühl der Rache kam nun über die Sterbende; es ward zum Notar geschickt, und mit höhnischem Lachen diktierte sie diesem, indem der Abbé manches bereits unverständlich von ihren Lippen ausgesprochene Wort verdeutlichte, ihren letzten Willen. Eine Viertelstunde darauf war sie tot. Binnen kurzem ward das Testament bekannt, und der Kapitän notifizierte es seiner Geliebten, deren genauerer Aufenthalt ihm allein bekannt war, unter gleichzeitigem Bedauern, nicht ferner in der Lage zu sein, ihr gegenüber Verbindlichkeiten aufrechtzuerhalten. Die Gründe, die ihn zu diesem Schritte veranlaßten, solle sie nicht in dieser ihm keineswegs unerwarteten Enterbung erblicken. Er gedenke ihr dieselben vielmehr seinerzeit offen darzulegen. Die Unglückliche kehrte sofort auf französischen Boden, von dem sie entwichen war, zurück, vermochte es aber nicht über sich zu bringen, in ihre Vaterstadt zurückzukehren, sondern begab sich hierher nach Straßburg, wo sie sich öfters brieflich an den Ungetreuen wandte, ihm ihre trostlose Lage schilderte und ihn an

die Verpflichtungen ermahnte, die er unmittelbar vor ihrer Entweichung durch feierliches Versprechen übernommen. Seitdem erfuhr sie nichts mehr von ihm. Das Vermögen ihrer Eltern wirft ihr nicht ab, davon zu leben, und indem sie bereits es anzugreifen genötigt, sieht sie dem Tage entgegen, da sie, von allen Mitteln entblößt, lediglich von der geringen Pension leben soll, die sie als Tochter eines vor dem Feinde gefallenen Offiziers bezieht. Dazu scheint ihr Nervensystem von Natur sehr reizbar, durch den vielen Schrecken und die rasch aufeinander folgenden Unglücksfälle aufs höchste erschüttert. Trübe Ahnungen künden ihr die Nähe jedes neuen Schicksalsschlages an. Ihren sterbenden Vater, dem von einer Kanonenkugel die beiden Beine weggerissen worden, will sie am hellen Tage plötzlich vor sich am Boden liegen gesehen haben, wie er tausend Meilen entfernt, auf fremder Erde lag, und als ihre Tante ihre Seele in Zorn gegen sie ausgehaucht, ist es ihr vorgekommen, als ob ein heftiger Windstoß durch das Zimmer fahre; ihr Licht ward ausgelöscht, und die Fenster erklirrten, indem ein seltsamer Schein darüberzuckte." Goethe, offenbar durch den unheimlichen Ort in so später Nachtzeit aufgeregt, schloß mit den Worten: „Dieses Mädchen verfolgen böse Schicksalsmächte, und ich fürchte, wenn wir uns in ihre Angelegenheiten einmengen, werden sie sich auch gegen uns wenden; es wird Schuld für uns entstehen, wo wir nur Segen und Heil zu stiften meinen; aber wird uns das abhalten, der schändlich Verlassenen auf jede Art beizustehen? Nie und nimmer." Lerse und Ehrmann bekräftigten: „Nie und nimmer", und die drei, die durch gemeinsames Geheimnis und Vorhaben sich wie alte Freunde verbunden fühlten, reichten sich zur gegenseitigen Versicherung die Hände. Nunmehr eröffnete er ihnen, daß er sich mit ihr auf morgen zu einer Besprechung in der großen Lindenallee vor dem Rheintore verabredet, wobei er sie beide gegenwärtig wünschte. Ehrmann versprach eine Familie ausfindig zu machen, bei der sie gut untergebracht werden könnte.

In gehobener Stimmung saßen sie da, und das Gespräch fing bereits an, eine Wendung ins Allgemeine zu nehmen, als aus dem benachbartem Frauenkloster, darin, wie Goethe wußte, ihre Schutzempfohlene mehrere glückliche Jahre zugebracht, die Glocken der Hora hell herüberklangen, die so oft über ihrem noch schuldlosen Schlaf verklungen waren. Die Freunde schwiegen,

und Lerse nickte, den Kopf auf die Hände gestützt, in leisem Schlummer, darein ihn die Müdigkeit und der Mangel der Nachtruhe versetzt hatten; Goethe und Ehrmann vertieften sich aber in die Betrachtung eines herbeigeholten Totenschädels und lenkten das Gespräch auf allerlei dunkle und mystische Dinge.

Da plötzlich ging die Tür auf, und der alte Professor Lobstein, der Kollege und langjährige Freund von Ehrmanns Vater, trat mit einer Blendlaterne herein, ein Kästchen mit chirurgischen Instrumenten unter dem Arme und sichtbar verblüfft über das seltsame Kollegium, das offenbar nicht bloß aus wissenschaftlichen Motiven mit der Schlaflosigkeit der Eule Minervas gewetteifert hatte. Indem sein Blick bald über „die dürre Schale“ des gelben Schädels, bald über die Punschbowle schweifte, schien der ernste Mann der Wissenschaft sich ein Traumgebilde von den Augen wegstreifen zu wollen, als er mehrmals darüber hinfuhr. Endlich faßte er sich und begann scherzhaft: „Was wollen die Herren Kandidaten in dieser Behausung des Todes in so früher Stunde?“ Ehrmann, der dem Alten näher bekannt und mit seiner Denkweise vertraut war, übernahm es, dem Befremden des alten Herrn ein schnelles Ende zu machen. „Es sind uns in Ihrem letzten Kolleg, Herr Professor, so manche Vermutungen und Gedanken über die chemische Zusammensetzung des Gehirns und dessen Zusammenhang mit dem Rückenmarke gekommen, namentlich in unserem Freund Goethe hier sind eine Reihe recht interessanter Ideen aufgestiegen. Nach einem sich bis tief in die Nacht fortspinnenden Dispute konnten wir zuletzt der Versuchung nicht widerstehen, uns die Gegenstände, darüber wir so vieles gesprochen und gestritten, selbst vor Augen zu führen und unsere widersprechenden Ansichten durch Anschauung und Beziehung auf das unmittelbar Gegenwärtige auszugleichen. Das ist uns zweien denn auch fast gelungen; doch dieser da,“ fuhr Ehrmann fort, Lersen über die Haare streichend, „dieser da ist nicht zu bekehren gewesen.“

„Was?“ schrie der Erwachende auf, indem er den Kopf in die Höhe richtete und sich die Augen auswischte: „Was gibt es?“ — „Der Herr Kandidat scheint sich freilich sehr abgemüdet zu haben,“ entgegnete der Professor, und auf die leere Bowle zeigend: „wenn ich nicht vermuten würde, daß nach solchem Tranke, was ich ihrem Wissensdurste zu bieten ver-

mag, Ihnen schal und geschmacklos vorkommen muß, so würde ich es mir zum Vergnügen machen, auf der Stelle alle erwünschten Erklärungen und Aufschlüsse, soweit es in meinen Kräften steht, zu geben.

Aber wissen Sie, was mich zur ungewohnten Stunde hierher in mein liebes Laboratorium und anatomisches Kabinett getrieben hat? Die Wöchnerin da draußen, die einer sehr interessanten Krankheit erlegen ist; es war Eklampsie, meine Herren, und nach allen begleitenden Umständen ein überaus seltener Fall. Der kleine Köter, der sie ums Leben gebracht, liegt auch stückweise nebenan, wie ich Ihnen zeigen will." Unter diesen Worten raffte er Messer und Apparate zusammen und öffnete die Tür des Saales. Seine Augen hefteten sich auf das junge Weib, und er wiederholte: „Eklampsie", nicht ohne einen Anflug von Schmunzeln. Ehrmann entschuldigte nunmehr ihr Abtreten durch die Neugierde, die ankommende Gemahlin des Dauphins zu sehen, worauf Lobstein kurz antwortete, dazu wäre es noch Zeit genug. Er schien nicht zu begreifen, wie junge Mediziner das Schauspiel eines solchen Einzuges der Gelegenheit, eine solche wissenschaftliche Ausbeute zu machen, vorziehen konnten.

Als sie aus dem entlegenen Stadtteile in die größeren Straßen der Stadt zurückkamen, fanden sie dieselben schon belebt von zahlreichen Menschenhaufen, die, den Festschmuck der Häuser betrachtend, sich nach der Gegend des Tores zogen, daraus die Neuvermählte hervorkommen sollte.

Eben waren die drei Freunde wieder vor dem Münster angelangt, auf den in dieser Stadt alle Wege und Blicke führen, als sie die Pforte, die in den Turm führt, durch einen Knaben, den Sohn des Turmwächters, von außen öffnen sahen, der für seinen Vater beim Stadtschöffen sich die endgültigen Anordnungen zu dem feierlichen Geläute erholt. Sogleich machte Goethe den Vorschlag, sie wollten die Ankunft der Fürstin auf französischem Boden von der Plattform des Turmes aus ansehen, wodurch sie einen klaren Überblick über die entgegenströmenden Massen und das zahlreiche Gefolge gewinnen könnten. Auf ihren Zuruf hielt der Knabe und ließ sie vorausgehen; nachdem er die Tür hinter ihnen geschlossen, eilte er, eine kleine Laterne in der Hand, die gewundene Treppe voraus. Oben angelangt, begegneten sie gerade dem Türmer auf dem Gange zur Glockenstube und verständigten sich rasch mit ihm. Da

standen sie nun neben dem Standbilde Erwins über die steinerne Galerie des hohen und breiten Altanes auf schwindelnder Höhe hinausgebogen und blickten in das weite, stille Land hinaus, dessen östlicher Horizont in Nachtpurpur und den lichten Tinten vom Roten bis ins Gelblichblaue gefärbt war; an dem wolkenlosen Himmel prangten noch Stern und Mond in erbleichendem Schimmer. Da und dort jenseits der Mauern sah man Lichter aus dem Gebüsche, die das Erwachen der Bewohner dieser einzelnen Gebäude ansagten. Jetzt ließ sich in der Tiefe die militärische Tagreveille vernehmen, die in der entfernten Zitadelle ihren Widerhall zu finden schien; und jetzt ertönten oder erdonnerten vielmehr die gewaltigen Glocken in festlichen Klängen und erweckten wiederum den fernen Donner der Geschütze sowie die Stimmen der übrigen Glocken auf den Türmen der Stadt. Allmählich dämmerte das Land auf, und man konnte Wiesen, Felder, Bäume, Gebüsche und die zahllosen Menschenmassen unterscheiden, die sich vor allem durch das Rheintor hinauswälzten. Jetzt zeigte sich der feurige Rand der Sonne über der Erde, und das prächtige Gestirn stieg glühend in den heiteren Tag empor. Unter gold-purpurnem Morgengewölke sah man den Rhein blitzen, auf dessen grünem Eiland in luftigem Zeltgebäude die junge, künftige Herrscherin die ersten Huldigungen ihrer Untertanen entgegennehmen sollte. Die Morgenglocken der Dörfer hatten fast die Runde durch das Land gemacht, doch vergebens spähte das Auge, irgendwo das weithin sichtbare Blitzen einer Sichel oder Pflugschar oder den Gang eines früh geplagten Tieres wahrzunehmen. Es war Sonntag für das weite Land, das diesseits des mächtigen Stromes in grenzenloser Weite sich verlor. Aber kriegerische Musik erscholl jetzt, Bajonette blitzten, und die Reiterkolonnen wehten Staub auf den rasch wieder aufgetrockneten Straßen auf, und es erinnerte das Starren der Waffen, daß es in Wahrheit kein reines Fest des Friedens wäre, daß Kriegsgewölke ewig um die Gnadensonne des Königstumes rollt, daß die Throne nicht bloß auf Liebe erbaut sind, sondern im besten Falle ebensoviel auf Furcht. Vorausgetroffen von den Strahlen des Liebreizes der heute Einziehenden, deren Gesichtszüge durch Tausende von Bildern dem Gedächtnisse eingeprägt, bereits in schwachem Abglanze vor aller Augen schwebten, beschlossen die drei Freunde, ihrer Landsmännin (denn Ehrmann wollte stets als Deutscher

gelten) zu Ehren der eben aufgehenden Sonne, was in doppeltem Sinne heute für dieses Land gelten sollte, einen jener Grüße entgegenzubringen, den von dieser Höhe aus der Scheidenden entgegenzujubeln, sie sich öfters hierher auf den Abend beschieden hatten. Und wer sagt auch, was Anfang und Ende, was Aufgang und Niedergang, was Tod und Leben sei, wenn wir uns über die Enge unseres Individuums, unserer Umgebung, unseres Erdteils, des Erdballs oder dieser in Milliarden von Sternen vollendeten Welt erheben? — Diesmal begnügten sie sich mit dem gewöhnlichen Landwein, den der Türmer nebst hohen Römergläsern herbeitrug; den dargebotenen Trank leerte dieser auf einen Zug, weil er eben wieder zu einer Totenmesse läuten müsse, und während nun der künftige Sängerfürst der nahenden Königin und Krone späteren Martyriums, gegen seine und ihre Heimat gekehrt, zutrank, wurden die letzten Sühnegebete einem heimgegangenen Erdenkinde tief unten unter den Tränen der Freundschaft und Liebe gesprochen. Als der Türmer nach einer Weile, nachdem er die Wandlung des irdischen Brotes und Weines in die himmlische Speise sowie den Empfang derselben durch die opfernden Priester mit kurzen Glockenzügen begleitet, wieder aus dem sogenannten Turmhalse hervorgetreten, ward er von Goethe mit der Frage angegangen: „Warum setzt Ihr aber bei einer so freudigen Gelegenheit nicht derlei Traurigkeiten aus?“ — „Ja, lieber junger Herr,“ erwiderte der Alte, die Mütze rückend, indem er das dargebotene Glas zur Hälfte austrank, „es muß eben alles seinen Gang fortgehen, das Sterben so gut wie das Geborenwerden, und es muß schon so recht sein; wir wollen halt auch leben.“

Ferner Kanonendonner, der sogleich von der Zitadelle und dem inneren Walle verstärkt wurde, verkündete die Ankunft Marie Antoinettes auf französischem Boden. Überall im Lande begann das festliche, unausgesetzte Geläute, und der hinausströmenden Scharen war kein Ende mehr. Indem das Auge sich so an der Heiterkeit des Frühlingsmorgens über so lieblicher Erde ergötzte, auch nicht ohne Heimatgefühl und Freundesteilnahme an dem blauen Schwarzwalde den Taleingang aufsuchte, durch den die Straße nach der alten Stadt am Main führte, dabei eines so seltenen Schauspieles der Huldigung eines Volkes gegenüber seiner künftigen Herrscherin genoß, verflossen die Stunden den Freunden auf das schnellste und angenehmste,

zumal der Türmer sich erboten, für das Frühstück umsichtig zu sorgen.

Bereits ließ sich auf der Straße der „gewaltige Hof- und Prachtstrom“ übersehen, als sie nunmehr selbst den Turm verließen, um unter dem Gewühl des Volkes die Glückliche zu sehen, an deren mild-herrischen Zügen die Augen aller Niederen und Hohen hingen. Sie wollten eben an der Südseite der Kirche vorübereilen, als durch jenes wunderbar gewölbte Tor, dessen Meißelarbeit Sabinen, der Tochter Erwins, zugeschrieben wird, eine Dame in den Münster einzutreten im Begriffe stand, die Goethe sogleich als das unglückliche Mädchen erkannte, dessen Lebensgeschichte er seinen Freunden in verflossener Nacht an so traurigem Orte erzählt. Sie schien ihn nicht bemerkt zu haben, wie sie überhaupt ganz in sich gekehrt und in ihre innere Welt versunken war. Er bat sogleich die beiden Freunde, ihn allein zu lassen und an einem bestimmten Platze der Stadt zu erwarten; wenn er auch da ausbliebe, möchten sie des Nachmittags um 4 Uhr sich in der großen Lindenallee einfinden. Sodann folgte er der Andächtigen, um sie zu beobachten und ihre Schritte zu verfolgen. Er trat ein in die mystische Nacht des von gewaltigen und doch leichten Säulen und Bogen getragenen Hauptschiffes; die Rosette in der Mitte der Fassade blühte ihm im vollen Farbenglanze entgegen; die Glut der Glasgemälde erhöhte und milderte zugleich das Dunkel umher; kein Orgelton, kein Gesang; die Schauer der Stille und der Jahrhunderte drangen auf ihn ein. Eben las der sogenannte roi du chœur, dessen Benefizium von Heinrich dem Frommen stammte, am Hauptaltar die Messe. Therese kniete in einem dunklen Winkel nieder und überließ sich ganz ihren Empfindungen und Schmerzen. Sie las anfangs in einem in blauen Sammet gebundenen Gebetbüchlein; doch bald schien der Text die Weite und Tiefe ihrer Gefühle nicht mehr zu fassen, und sie stieg die nahen Stufen hinab, die in die Kapelle zum Heiligen Grab führen. Mit gefalteten Händen ging sie am Ölberge vorbei, wo Christus eben den Kuß des Judas empfängt, und trat vor den Altar, der das Bild der Patronin des Münsters umschloß. Es war tiefe Stille, bis auf das Gemurmel eines alten Mütterchens und eines auf Krückstöcken kauernden Alten, die, ganz in ihr pflanzenhaftes Insichleben vertieft, mechanisch am Rosenkranze zupfend, nicht beachteten, ob sich jemand nahte

oder entfernte; eine kleine Tür führt hier zu den Fundamenten des unendlich gegliederten Baues, und Goethe sollte hier die Tiefen einer sich ihrer Fülle unbewußten Seele bis auf das Fundament ihres Daseins ergründen. Und als die Kniende sich jetzt erhob und auf den im Schoße der Jungfrau liegenden Leichnam des Gottes und die in das Wehe der Menschheit vertiefte Mutter schaute, war es, als riefen selige Stimmen:

Der du gern denen, die du liebst,
Zum Trank den Leidenskelch entblößest,
Der du die Leidenschaften gibst
Und sie in stillen Schmerzen lösest!

O löse du auch ihre Pein!
Laß fließen deiner Gnade Schauer!
Gib ihr ein wenig Sonnenschein!
Ein wenig Hoffnung in die Trauer!

Jetzt begann die Glocke dumpf und unbestimmt im Innern des Münsters unter dem Kreuzgewölbe ab und zu hallend vernommen zu werden; die Beterin fuhr überrascht empor und durchschritt das Hauptschiff, gegen das mittlere Portal gerichtet, öffnete das Tor, wandte sich jedoch für einen Augenblick zurück, da es ihr, der Verlassenen und Bittflehenden, zu hoch und hehr zu sein schien und sie die auf dem Fronhofe versammelte Menschenmenge bestürzt machte. Doch nach einigem Besinnen nahm sie sich den Mut, öffnete von neuem die Tür und verschwand, von Goethe unbemerkt verfolgt. Von der Flut der Menschenwogen fortgerissen, gelang es ihr endlich, sich in den letzten Reihen des Spaliers einen Platz zu erhalten. Goethe stand in ihrer nächsten Nähe. In das Glockengeläute und den Kanonendonner mischten sich bereits die frohen Klänge des den Zug eröffnenden Musikchores; Bürger zu Pferde folgten, und nun goß sich ein Gedränge von gestickten Uniformen und Livreen dahin, daraus die Universitätsprofessoren in ihren mittelalterlichen Talaren besonders heiter hervorstachen, bis, nachdem die Sterne und Farben immer bunter geworden, nach einigen Galagespannen, die die Großwürdenträger des Reiches enthielten, Marie Antoinette im offenen, von acht Schimmeln gezogenen Glaswagen langsam einherfuhr, nach allen Seiten sich aufs freundlichste königlich verneigend. Eine wunderbare Anmut lag über sie ausgegossen, die durch die Vereinigung von Zartheit, — zum ersten Male als Gattin eines mächtigen Thronerben

offen aufzutreten — mit dem Bewußtsein ihrer angeborenen Würde noch mehr erhöht war. Um ihr jeden trüben Eindruck und jede Belästigung zu ersparen, hatte man für diesen Tag alle Krüppel und Bettler von den Straßen entfernt. Auch jede Art von Bittschriften ihr zu übermitteln, sollte verhindert werden. Und wirklich, bevor der vergoldete Wagen an Theresen vorüberging, ward eine alte Frau, die eine solche in den Wagen zu bringen versucht, von dem nächststehenden Soldaten mit dem Kolben zurückgestoßen. Goethe hatte bemerkt, wie seine Schutzbefohlene, durch das Beispiel der anderen zuerst ermuntert, dasselbe versiegelte Papier hervorgezogen, das sie gestern dem Hofmarschall schon zu überreichen sich angeschickt; doch, nachdem sie gesehen, wie roh das Vorhaben jener Frau vereitelt worden, zog sie es bleich und zitternd heimlich wieder zurück und verweilte nur so lange, um die glückliche Prinzessin an sich vorüberziehen zu sehen, auf die sie die teilnahmsvollsten Blicke richtete. Von dem herrlichen Schauspiel ganz angezogen, bemerkte er erst, nachdem Musik und Jubel verrauscht und aller Glanz und Schimmer dahingezogen waren, daß sie verschwunden. Die Glocken verstummten endlich auch, die Dauphine war in ihrem Absteigequartier angelangt. Und wohin war Therese gegangen?

Goethe traf an dem verabredeten Platze die Freunde nicht mehr, und nachdenklich streifte er nun durch die festlich geschmückte Stadt, überall nach der ihm plötzlich aus den Augen Entschwundenen spähend. So kam er an ihrem Hotel vorbei und suchte sie vergebens an dem blumenumwundenen Fenster, daraus sie in der Stille der Nacht geblickt. So verstrich Stunde auf Stunde, bis die verabredete Zeit kam, da er sie in der Lindenallee zu treffen versprochen. Bereits blickte er von dem Ende des Baumganges, den er mehrmals auf und ab geschritten, ungeduldig zum fernen Ende hinab, als er sie zwischen zwei Linden auf einer alten, niederen, steinernen Bank sitzen sah und ihr eilig entgegenstürzte. „Sie haben gut Wort gehalten," begann sie sogleich, „doch es hat sich seit heute vieles geändert; bemühen Sie sich nicht weiter um mich, denn ich bin doch nicht mehr zu retten." Der Freund entgegnete: „Aber meine Schritte, Fräulein, hoffe ich minder erfolglos. Durch die Unterstützung zweier Freunde, auf deren Verschwiegenheit Sie bauen können, und die ich hier jeden Augenblick erwarte, bin ich in die Lage versetzt, einen Ihrer Wünsche zu erfüllen,

wodurch sie dem bei Ihrer Gemütsverfassung unangenehmen Zwange, in einem Gasthause unter den Augen vieler Gleichgültigen, aber Neugierigen zu leben, enthoben werden, bis sich Ihre Aussicht oder Lage ändert, und das wird geschehen sein, noch ehe die Blätter dieser Linden sich verfärbt haben."

Jetzt sahen sie Lersen und Ehrmann kommen, der sogleich nach gewechseltem Gruße referierte: „Die Familie Köster ist mir sehr freundlich entgegengekommen und hat sich erboten, Fräulein sofort bei sich aufzunehmen. Freilich ist ihre Wohnung sehr beschränkt und abgelegen; doch das letztere dürfte, da Sie selbst den Wunsch nach Stille und Zurückgezogenheit ausgesprochen, Ihnen nicht besonders beschwerlich fallen." Therese erklärte sich mit dieser Wahl ganz und gar einverstanden, ja, sie äußerte sogar, noch heute umziehen zu wollen. Goethe verfügte sich nunmehr mit ihr in das Hotel, indessen die beiden anderen Freunde sich nach deren künftiger Wohnung begaben. Der Wirt des Gasthauses „Zum Geist", dessen persönliche Erscheinung in keiner Beziehung zu seinem Wirtsschilde stand, und von dessen Vorfahren man gleichfalls nicht begreifen konnte, wie sie zur Wahl dieses Namens gekommen waren, meinte nun, Fräulein habe einen hübschen Vetter von drüben, nämlich über dem Rheine, und solcher habe selbst erst vor kurzem bei ihm logiert, wie er überhaupt schon sehr schöne Leute bewirtet habe, was die Fremdenbücher, die seit dem Entstehen des Geschäftes aufgehoben werden, zur Genüge nachweisen. Dieses und anderes brachte er mit pfiffigem Lächeln vor, indes seine geistvollere, schreibgewandte, aber sehr dicke Frau Gemahlin die Rechnung schrieb.

Es war bereits Abend, als unser Paar vor dem Kösterschen Hause anlangte, wo sie von der Tochter Dorothea und deren Bruder, einem Knaben von etwa zehn Jahren, sehr freundlich vor der Haustür empfangen wurden, obgleich sich jene immerhin etwas verlegen betrug, was sie dem Fräulein und den Herren gegenüber sagen solle. Es war das anmutigste Mädchen von der Welt, mittelgroß, in deutscher Tracht, mit blauen Augen, munterem Gesichte, die blonden Haare in aufgewundene, mit einer großen Nadel festgesteckte Zöpfe geflochten, mit einem Wort ein echt deutsches Bürgermädchen. So schüchtern und einsilbig sie im Anfange war, bald taute sie auf und ward zuletzt ganz redselig und mitteilsam. Es ward einem ordentlich wohl in

ihrer Gegenwart, so eng auch ihr Gesichtskreis war, und in sich zusammengedrängt mit ihrem Gefühlsleben, in solch englischer Kindlichkeit war sie noch eingefriedet.

Nachdem sie die Mutter seit mehreren Jahren verloren, lag ihr die ganze Sorge des Hauswesens ob, das allerdings zu den einfachsten und anspruchslosesten in der Stadt gehören mochte. Und trotzdem sie das Mißverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe bei dem geringen Gehaltsbezug des Vaters mannigfach kennen gelernt haben mochte, schien sie dennoch nichts zu entbehren; die kleinen, aber äußerst reinlich gehaltenen Zimmer, die dürftige, altertümliche Einrichtung, ihre spärliche Garderobe, das Gärtchen am Hause, ihre Blumen und Vögelchen waren ihr eine unendliche Welt. Den Freunden, denen es reizend erscheinen mochte, ihr zuzuhören und ihre Zufriedenheit mit einem kümmerlichen Dasein wahrzunehmen, zeigte sie denn auch bald alles, was sie besaß und in Obhut hatte; sie war reicher als Marie Antoinette, ihr Gärtchen war ihr größer als der Park zu Versailles, und sie meinte, einen solchen Aurikelflor müsse es nicht leicht wieder geben. So schwer es ihr auch sonst ankam, ihre Blumenstöcke einiger Blüten zu berauben, heute plünderte sie dieselben förmlich und überreichte Theresen beim Ausgang aus dem Garten den schönsten Strauß, davon diese wiederum jedem der drei Freunde einige Blumen gab. Jetzt aber trat der alte Registrator Köster ein, der seinem Dienste, als wenn es ein gewöhnlicher Arbeitstag gewesen wäre, obgelegen hatte, wie er sich denn während dreißig Jahren niemals, außer an Sonn- und Feiertagen, einen freien Nachmittag gegönnt.

Der gute Mann, der bloß seine Familie und seinen Dienst kannte, hatte nur eine Leidenschaft, nämlich eine außerordentliche Vorliebe für Kanarienvögel, deren er stets zwischen 50 bis 100 in langen, hohen Käfigen ernährte. Unbeholfen und eckig dankte er unter ungeschickten Bücklingen für die Ehre, die seinem Hause widerfahren; Unruhe, Neugierde und Behaglichkeit spiegelten sich abwechselnd auf seinem Angesichte. Vor allem machte es ihn überglücklich, seine Tochter Dorothea von solch feinen Herren so zuvorkommend behandelt zu sehen, und er gestand auf das Kompliment, das sie ihm zu einem solchen Kinde machten, daß sie allerdings sein Herzblatt sei. Zu allem, was man ihm vortrug, nickte er auf das freundlichste, und es schien, als freue er sich heute zum ersten Male über das treff-

liche Resultat seiner Kindererziehung. Ehrmann, den er recht wohl zu kennen erklärte, wiederholte ihm noch einmal ihr Anliegen, das der Alte unter fortwährender Wiederholung seiner Komplimente entgegennahm. Endlich kam dieser dazu, seinen Stock aus der Hand zu legen, und alsobald ging er auf den großen, eichenen Schrank los und nahm daraus ein Säckchen voll Hanfsamen, worauf er unter wechselweisem Pfeifen und Schnalzen mit der Zunge den Vogelbauer umging, die hungrigen Hundert mit Trank und Speise zu versehen, wobei bei jedem seiner Schritte ein unendliches Gezwitscher und Geflatter losbrach. Bisweilen zog er aus seiner Tasche ein Stück Zucker hervor, das er sich beim Kaffee abgespart, und klemmte es zwischen die Drähte des Käfigs, sodann schritt er auf eine Orgelpfeife zu und begann in ruhigem Takte mehrere Stücke abzuspielen, da, wie er, den Finger an der Nase, behauptete, die Tierchen vorzüglich und unmittelbar nach dem Futter lernbegierig seien, eine Erfahrung, die sich bei den Menschen nicht eben bestätigt. Während sich so der Alte seiner Liebhaberei hingab, besahen sich die Mädchen das Zimmer, das sie von nun an gemeinschaftlich bewohnen sollten. Es war zu ebener Erde und ging auf das Gärtchen hinaus. Zwei Betten, eine Kommode, einige Stühle, ein Kleiderschrank waren das einzige Möbel, Vorhänge, mehrere Porzellanfiguren, ein Kaffeeservice, Blumenstöcke und ein paar Bilder die einzige Ausstattung. Sodann hing noch in der Nähe des Fensters ein ansehnlicher hölzerner Käfig, darin sich einige alte Kanarienvögel befanden, die, kahlköpfig und teilweise erblindet, einer Abgeschiedenheit und besonderen Pflege bedurften. Der Registrator, der seine Fütterung indes beendet hatte, war mit den drei Freunden gleichfalls eingetreten, und indem er das Ärmliche der Einrichtung dieses Zimmerchens der jungen Dame gegenüber wohl zu fühlen schien, erbot er sich, derselben das Besuchszimmer einzuräumen, was Therese jedoch sofort abschlug, indem sie den Wert des Umganges mit der treuherzigen Tochter des Hauses und deren Einfluß auf ihre Gemütsverfassung wohl zu empfinden schien. Jetzt verabschiedeten sich die drei mit dem Versprechen, am anderen Tage sich wieder einzufinden, und bereits waren sie um die nächste Gassenecke gebogen, als Ehrmann auf die diesen Abend stattfindende Beleuchtung des Münsterturmes aufmerksam machte, worauf Goethe allsofort umkehrend ausrief:

„Da müssen die Mädels mit.“ Die Einladung ward mit dem größten Danke aufgenommen und man war eben im Begriffe, das Haus zu verlassen, als Dorothea ihrem Bruder zuflüsterte: „Wir müssen doch Nanetten mitnehmen.“

In einem Mansardenzimmer des Hauses wohnte nämlich eine bucklige ledige Näherin dieses Namens, die mit ihrer Hände Arbeit ein abgeschiedenes freudloses Dasein unterhielt. Der alte Köster, der diese Worte vernommen, meinte, es könne die Herren genieren; doch diese bestanden darauf, daß das Mädchen geholt werde, und Dorothea stürzte eilig die schmale Treppe hinauf, ihre Freundin herunterzuholen, die denn auch bald mit freudestrahlendem, aber etwas verlegenem Gesicht erschien, nachdem sie ihre besten Kleidungsstücke angelegt hatte. Der Registrator mit seinem Söhnchen ging voraus, und ihm folgten die Freunde und Freundinnen paarweise in folgender Ordnung: Ehrmann mit Theresen, Goethe mit Dorothea, Lerse mit Nanette. Das letzte Paar paßte ebenso zusammen wie die beiden vorausgehenden: der pockennarbige, reinlich, aber dürftig gekleidete, treffliche Student mit der bleichsüchtigen, verwachsenen und gleichfalls pockennarbigen Näherin am Arme, die über das Glück, das ihr zuteil geworden, die lebhafteste Freude in gesprächigster Weise äußerte. So langten sie vor dem Münster an, um den sich eine zahllose Menge Kopf an Kopf drängte. Alle Blicke waren auf den hohen Turm gerichtet, dessen Gipfel auf einmal in künstlichem Feuer erschimmern sollte. Plötzlich ein Strahl, und die Turmspitze schien in roten Flammen zu stehen, die sich nach einiger Zeit in blaue verwandelten, bis die Beleuchtung zuletzt in das reinste Weiß überging. Der seltsame Zauber dieses Schauspiels, das stolze Gefühl an der Seite so trefflicher Jünglinge, dasselbe mitten aus der flutenden Menge zu genießen, die Hoffnung, denselben länger nahe und verbunden zu bleiben, regte die Mädchen zu Scherz und Freude auf, und selbst Therese schien für Augenblicke ihre sorgenvolle Lage zu vergessen, wiewohl sie die stillste von allen war; dagegen plauderte die Näherin unendlich viel mit ihrem Kavalier. Sie meinte, es sei doch etwas ganz anderes, an der Seite eines Mannes dahinzuwandeln, wo man nichts zu gefährden habe, vor allen Angriffen und Keckheiten der jungen Herren. Köster demonstrierte während des Schauspiels allerlei und verbreitete sich mit großer Weitschweifigkeit über das bengalische

Feuer, als dessen Erfinder er Julius Cäsar nannte, der zum ersten Male das Kapitol auf solche Weise beleuchtet habe. Gewöhnt, seine Worte als Orakel aufgefaßt zu sehen, machte es ihn etwas stutzig, daß ihm so wenig Gehör geschenkt wurde, und als er, statt Stille und Aufmerksamkeit hervorzurufen, das Geplauder und Gekicher kein Ende nehmen hörte, wendete er sich, mit einem vorwurfsvollen Blick auf Dorothea, unter den Worten ab: „Ich sehe, ich habe das alles in den Wind geredet." Dorothea erschrak darüber und flüsterte Goethe, auf den die unzuverlässige Gelehrsamkeit des Registrators einen komischen Eindruck gemacht, beruhigend zu, ihr Vater sei ein gar zu gelehrter Mann, und er könne stundenlang über solche fremden Dinge auf das eingehendste sprechen. Dabei werde er aber sogleich ungeduldig, wenn er Mangel an Aufmerksamkeit gewahr werde, und sie habe ihn oft schon Abende lang solchergestalt reden hören, ohne zu wissen, über was es eigentlich gehe.

Nachdem der Münster von dem gewöhnlichen Dunkel der Nacht wieder umgeben war, durchzogen sie noch mehrere Straßen, um die Illumination mehrerer anderer Gebäude in Augenschein zu nehmen, worauf sie sich, an der Wohnung der freundlichen Familie wieder angelangt, unter herzlichem Händedruck und den Knixen der Näherin verabschiedeten. Auf dem Heimwege sprach man noch allerlei über den verlebten Abend, und Lerse ward ob seiner Schönen mannigfach aufgezogen.

Des anderen Tages trafen sich die Freunde auf Goethes Zimmer, das durch die Menge der unordentlich aufgehäuften Bücher ebensowohl den wißbegierigen als auch den von den Zerstreuungen der Jugend fortgerissenen Studenten verriet. Hier erwogen sie nun die Angelegenheit, die sie so rasch zu Freunden gemacht, auf das reiflichste und kamen zuletzt überein, Theresen den Antrag zu machen, in einigen Tagen nach Metz zu reisen, um daselbst den Kapitän über sein Benehmen und seine ferneren Absichten zur Rede zu stellen. Lerse, der einer solchen Auslage sich zu unterziehen nicht die Mittel hatte, sollte inzwischen hier den Berichterstatter und, wenn nötig, den Vermittler machen. Ihrem Versprechen gemäß begaben sie sich sodann in das Köstersche Haus, und des Festjubels und des Getöses, das noch immer durch die Straßen lärmte, überdrüssig, freuten sie sich, die stillen, engen Räume wieder zu betreten, darinnen ihrer zwei so liebliche Mädchen harrten. Hier wurden

sie denn auch, bereits seit einigen Stunden erwartet, mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Und sie gewahrten mit Vergnügen, wie die Vertraulichkeit zwischen beiden Mädchen bereits gewachsen war, obgleich noch immer die liebliche Dorothea sich als die geringere betrachtete, was einen eigenen Zauber über ihre Gestalt und Anmut verbreitete. In des Vaters Namen lud sie die Herren zum Kaffee ein, und während dieselben mit Theresen sich um den Tisch niederließen, der in der Ecke der alten, teilweise von Efeu, teilweise von wilden Reben übergrünten Mauer von zwei Bänken zur Hälfte umgeben war, und sie dem dankbaren Mädchen ihr Vorhaben eröffneten, in ihrer Angelegenheit persönlich nach Metz zu reisen, hörten sie in der gegenüberliegenden Küche das Zermalmen der Kaffeebohnen und Knarren der Kaffeemühle unter den reizenden Händen der jungen Haushälterin. Der Sohn stellte sich nun gleichfalls ein mit der Entschuldigung des Vaters, die Herren nicht gleich begrüßen zu können, da er soeben mit dem Rasieren seines Gesichtes beschäftigt sei, eine Operation, die bei ihm mehrere Stunden in Anspruch zu nehmen pflegte, indem er zuerst sich vor Tisch vollständig einseifte und mit der unteren Hälfte des Gesichtes gewöhnlich fertig war, wenn die Suppe auf den Tisch kam.

Nachdem abgegessen, ward die obere Hälfte vorgenommen, und, wenn keine besonderen Hindernisse dazwischen kamen, so war bis gegen Abend das Werk vollbracht. Dieses geschah regelmäßig jeden Sonntag. Aber heute war noch ein besonderer Unfall dazwischen gekommen; es war nämlich einer der hundert Kanarienvögel, und zum Schrecken des Alten einer der schönsten entkommen. Und so sahen sie denn den besorgten Alten mehrmals mit zur Hälfte eingeseiftem Gesicht unter Locken und Pfeifen am Fenster erscheinen und auf das Gesimse Hanfsamen ausstreuen, nicht ohne die Brille auf der Nase, um die Zweige und Äste des Baumes sorgfältig zu durchspähen. Jetzt trug Dorothea unter Beihilfe ihres Bruders, nachdem sie bereits die großen altmodischen Tassen und das Zuckergefäße nebst Zängchen bedächtig über dem beblümten grauen Tischtuch aufgestellt, in zwei gewaltigen Kannen mit freudestrahlendem Blicke den Kaffee herbei und veranlaßte durch mehrfaches Rufen endlich den vogelspähenden Vater, sein Observatorium zu verlassen und an der Tischgesellschaft teilzunehmen, der er denn nach mehrfachem Gruße das Unglück mitteilte, das ihn heute getroffen. Nach

eingenommenem Kaffee zündete er sich eine lange Pfeife an; doch es ließ ihn nicht lange ruhen, und bald hörte man ihn wieder vom oberen Fenster sein Locken fortsetzen, wobei er diesmal sogar die Vogelorgel und ein hölzernes Pfeifchen in Anwendung brachte. Ein aufmerksamer Beobachter hätte schon jetzt bemerken können, daß sich verwandte Herzen bereits zusammengefunden. Goethe, der neben Dorothea saß, und Ehrmann an Theresens Seite boten ein solches Bild dar; wenn bei jenen die Neigung eine gegenseitige zu sein schien, so blieb bei diesen die Zärtlichkeit des Freundes unerwidert, oder vielmehr die natürlich wohlwollenden Gefühle schienen sich nicht zu dem Grade erhöhen zu wollen, der eine besondere Wirkung der entflammten Liebesfackel verraten, was, da ihr ja das Bild ihrer ersten Liebe beständig vor Augen schwebte, nicht zu verwundern war. Bald geriet man auf den Einfall, sich durch scherzhafte und die geheime Gesinnung schalkisch erprobende Spiele die Zeit zu vertreiben. So ging es bis zum Abend fort, wo die Freunde wiederum um das Glück eines schön genossenen Abends reicher mit dem Versprechen, nächstens wiederzukommen, schieden. In der Erinnerung an diese reizenden Stunden mögen damals oder vielleicht auch einige Monate später jene zwei reizenden Lieder entstanden sein, die sich „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ und „Blinde Kuh“ betiteln, und von denen Lewes scharfsinnig bemerkt, daß sie auf die Spur von bisher unbekannten Liebschaften führen. Denken wir uns die zwei reizenden Paare, die durch die herbeigeholte Nanette später zu drei vermehrt wurden, am Tische in der Mauerecke, einen blühenden Holunderbaum über sich hereingebogen, der wiederum von einem alten Aprikosenbaume teilweise überragt war, auf dem das letzte vor dem Einschlafen verstärkte Gezwitscher der Finken und Sperlinge zu vernehmen war; denken wir uns später im Zwielichte den Kreis dieser jugendlichen Bekannten in kindischem Spiele begriffen, während die fast volle Mondscheibe ihre vor Freude erröteten Gesichter bis auf das trauerblasse Theresens wieder bleichte; denken wir uns dabei das stärkere Duften der Aurikeln und Violen in den benachbarten Blumenbeeten sowie das unsichere Hin- und Herflattern großer Nachtschmetterlinge, so haben wir ungefähr einen Abglanz der Szene, wie sie bei dem Entstehen dieser zarten Strophen vor der Seele des Dichters gestanden haben mochte. Weil wir

nun diesen bisher unbekannten Liebschaften auf die Spur gekommen, so führen wir beide Lieder zur Ergänzung der schwachen Ausmalung unseres Bildes an. Unter Dorilis haben wir Dorothea zu verstehen, und die im zweiten Liede besungene Therese ist die unsere, zwischen welchen Mädchen bei beginnender Zuneigung und daher nach wahlfähigem Herzen der für die Schönheit so empfängliche Jüngling anfangs geschwankt haben mochte, wie man zwischen zwei verschiedenen schönen Blumen oft die liebere nicht gleich nennen kann.

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und Stirbt der Fuchs,
Wollt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen!
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier ist das Kerzchen!

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Über meinem Haupte schlug
Fast die Glut zusammen.

Löschen wollt' ich, patschte zu;
Doch es brennt beständig;
Statt zu sterben, ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Blinde Kuh.

O liebliche Therese!
Wie wandelt gleich ins Böse
Dein offnes Auge sich!

Die Augen zugebunden
Hast du mich schnell gefunden,
Und warum fingst du eben mich?

Du faßtest mich aufs beste
Und hieltest mich so feste;
Ich sank in deinen Schoß.
Kaum warst du aufgebunden,
War alle Lust entschwunden;
Du ließest kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte fast die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willst du mich nicht lieben,
So geh' ich stets im Trüben
Wie mit verbundnen Augen hin.

Es verging nun kein Tag, wo man sich nicht traf und einige Stunden beieinander verweilte. Da war es bald ein Ausflug an den Rhein, wohin Goethe die Pracht der von den Nachahmungen klassischer Meister geschmückten Teppiche in dem noch nicht niedergerissenen Festgebäude führte, bald galt es Gärten und andere Lustorte außerhalb der Stadt zu besuchen, wo sich das junge Volk die Zeit mit Tänzen und Spielen vertrieb, indes die Alten gemütlich an der Pfeife schmauchten und sich über den Gang der Weltereignisse, noch mehr aber über die Heldin des Tages, Marie Antoinette, unterhielten. Man hoffte durch die Tochter Maria Theresias und die neuen Verbindungen und Bande, die die königliche Familie Frankreichs von jetzt an an den kaiserlichen Hof in Wien knüpften, günstige Einflüsse und Anregungen auf die Person und Umgebung des Dauphins. Auch der Korruption, wie sie in den höheren Kreisen der französischen Gesellschaft herrschte, hoffte man ein heilsames Gegenmittel durch das deutsche Element und Wesen entgegenzusetzen. Minder nachhaltig waren die Eindrücke des jüngst Erlebten und Geschauten auf unsere Freunde, die sich auf einmal zu der schmeichelhaften Rolle von Vermittlern und Verfechtern erhoben sahen, und mittlerweile sie im stillen die Vorbereitungen zu ihrer durchaus geheim gehaltenen Reise betrieben, erhielten die kaum erwachten Gefühle der Zuneigung und Liebe täglich Nahrung und Zuwachs. Dem alten Köster konnte es nicht verborgen bleiben, wie sehr die Liebesflamme zwischen seiner Tochter und dem schönen stattlichen Jüngling emporwuchs, und

da ihm die Ungleichheit der Glücks- und Vermögensverhältnisse beider Personen ein nicht leicht zu übersteigendes Hindernis für die Anbahnung eines dauernden Verhältnisses zu sein deuchte, so sah er dem Augenblicke mit Ungeduld entgegen, der den ihm sonst so werten Fremdling auf einige Wochen aus den Augen seiner Dorothea führen sollte. Die Zärtlichkeit Ehrmanns schien auf Therese keinen Einfluß hervorzubringen, und auffallenderweise betrug sie sich täglich ernster und in sich gekehrter, wiewohl sie die Freundlichkeit und Teilnahme ihrer Umgebung nicht genug zu rühmen wußte. Lerse, dessen klarer Blick durch keine Leidenschaft getrübt wurde, durchschaute die Lage und Gemüter am richtigsten und drängte fortwährend auf die Abreise. Es war am Abende vor dem Aufbruch der beiden Freunde, als man sich zum letzten Male in einem öffentlichen Garten sah und unterhielt. Man kam auf allerlei Trübes und Seltsames zu sprechen, auf Ahnungen, Vorzeichen, Erscheinungen und Gesichte. Therese ward befangen und unruhig, und Dorothea blickte während des allerseits lebhaften Gespräches öfters besorgt auf ihre Freundin hinüber. Bald teilte sich die Gesellschaft in die Partei der Gläubigen und Ungläubigen; die beiden Mädchen schwiegen, und auf wiederholtes Befragen, zu welcher Partei sie sich hielten, gestand Therese, indem ihr die Tränen von den Augen herunterliefen, sie habe fast jede Nacht Gelegenheit den engen Zusammenhang zwischen Lebenden und Abgestorbenen wahrzunehmen; je nachdem ihre selige Schwester Jeanne froh oder betrübt mit verklärtem Antlitz vor ihr erscheine, habe sie auch des folgenden Tages mehr oder minder Tröstliches zu erwarten. Wir Menschen können die Frage über das Jenseits nie los werden, so wenig Hoffnung wir auch haben, zu ihrer Lösung je einen Schritt vorwärts zu tun; und weil wir es als ein gerechtes Vorrecht betrachten, daß wir als letztes Glied der Kette sichtbarer Geschöpfe, der über alle übrigen verhängten Vernichtung entgehen müssen, so halten wir es für das sublimste Gespräch, über Dinge abzuurteilen, von denen wir schlechterdings nichts wissen können. Aber möglich, daß unser Gefühlsleben weiter reicht als die Kräfte unseres Denkvermögens, und darum wollen wir nicht dem ungläubigen Horatio beistimmen, der sagt:

„es sei nur Einbildung,
Und will dem Glauben keinen Raum gestatten,
An dieses Schreckbild, das wir zweimal sahn.“

„Nun, Fräulein Therese, teilen Sie uns doch Näheres mit," begann Goethe, „über das nächtliche Erscheinen Ihrer seligen Schwester, wofern zwischen Ihnen nichts verhandelt wird, das Sie uns verbergen möchten". Diese begann denn auch, nachdem sie sich nach dem Registrator umgeschaut, der im besten Gespräch mit seinem Nachbar begriffen war, folgendes zu erzählen.

„Als Jeanne verschieden war, wünschte ich in der ersten Zeit meiner Verlassenheit mir oft, sie möge mir doch einmal des Nachts recht lebhaft im Traume erscheinen oder, wenn es wirklich wahr sei, daß die Toten wiederkehren, meinem Auge sichtbar werden; doch all mein Sehnen blieb unerfüllt. Wenn ich sie je einmal im Traume gewahrte, so sah ich nicht die Verklärte, sondern die Lebende, und so war es denn nicht der Ausblick in das verschlossene Reich der Abgeschiedenen, sondern der Rückblick in das hinter mir liegende Leben, der bei verworrener Erinnerung in meiner Phantasie das mir so süße Bild hervorbrachte. Erst als ich den Vorsatz, mich heimlich von der Tante wegzubegeben, eines Abends auf Zureden meines Geliebten gefaßt, erschien mir noch in derselben Nacht Jeanne ganz in derselben Weise, wie sie sich seitdem mehrmals eingestellt. Ich kann nicht sagen, ist es ein weißes Gewand, oder sind es bleiche Lichtstrahlen, die sie umgeben. Ihr Antlitz ist kummervoll ernst und doch sehr liebreich. So erscheint sie und verschwindet mehrere Schritte vor meinem Bett. Damals machte sie lebhafte Bewegungen mit der Hand, die mich zu bleiben hießen, jetzt winkt sie mir beständig zu, ihr zu folgen. Auch wenn ich so manchmal einsam am Tage dasitze, höre ich plötzlich meinen Namen von ihrer Stimme gerufen; doch wenn ich mich vor den Türen oder sonst umschaue, gewahre ich nichts. Dieses seltsame Rufen hat auch Dorothea schon vernommen, und in der letzten Zeit wiederholte es sich besonders oft." Bei diesen Worten blickte Therese ihre Freundin mit durchdringendem Blicke an, doch diese sprach kein Wort.

Dieses Gespräch brachte eine feierliche Stimmung in den Kreis unserer Freunde, und indem man an die Abreise in den ersten Morgenstunden dachte und im stillen erwog, wie dunkel und verschlossen die Wege sind, darauf wir Sterblichen wandeln, indem sich Goethes Augen sinnend nach dem Rheine richteten, der, ein sichtbares Band seines Vaterlandes mit der Fremde, nunmehr zum ersten Male in dieser Ferne vor seinen Augen

verschwinden sollte, geriet man gegenseitig in schweigendes Nachdenken, daraus sie das Lied eines alten Blinden, der sich in ihrer Nähe niedersetzte und mit dem Fidelbogen über eine alte verstimmte Geige fuhr, so unmelodisch auch Gesang und die instrumentale Begleitung war, keineswegs riß; denn das Lied lautete:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an!
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen.
Das ging nicht an.

Eine Stund' in der Nacht
Sie haben mich gebracht,
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf!
Mit mir ist's aus!

Frühmorgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment:
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut seht ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub ist doch nur schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angetan,
Das klag ich an.

Vor dem Kösterschen Hause nahm man bewegt Abschied; man hatte schöne Tage miteinander verlebt und alle durchdrang die Ahnung, daß sich einige, die sich gegenseitig liebgewonnen, nie wieder sehen sollten.

Nach Verlauf von einigen Tagen erhielt Lerse von Ehrmann aus Metz folgenden Brief.

Metz, den 22. Mai 1770.

Teuerster Freund!

Nach dreitägiger Reise, auf welcher wir in Saarburg, Luneville, Nancy übernachtet, sind wir heute morgen wohlbehalten dahier angekommen. Inzwischen Goethe die Stadt musterte, habe ich einen Militärarzt, der in Straßburg studierte und unserer Familie befreundet war, aufsuchen wollen,

erfuhr aber von seiner Hausfrau, daß er mit einem Teil der Besatzung und umliegenden Garnisonen ein Feldlager mehrere Stunden von hier bei Troyon bezogen, von wo er erst nach acht Tagen zurückkehren werde; dasselbe wurde mir bezüglich des Kapitäns mitgeteilt, über den ich mehrfache Erkundigungen eingezogen, die, das sage ich gleich von vornherein, im ganzen nicht ungünstig ausgefallen; er ward mir als ein Mann geschildert, der gerecht, streng, viel auf äußere Ehre haltend, jederzeit seinen Posten richtig ausgefüllt. Einige andere freilich hingegen behaupten, daß sein ganzes Benehmen und Wesen ohne jede innere Haltung sei; sie schildern ihn roh, selbstsüchtig mit großen Worten um sich werfend und sehr beschränkt in seinen Lebensansichten. Wir wollen sehen, wie sich diese beiden Urteile miteinander vereinigen lassen. Die nächsten Tage werden über alle diese Fragen hinwegheben. Eben kommt Goethe von seiner Wanderung durch die Stadt zurück; er hat den Dom, der das Grabmal Ludwigs des Frommen enthält, sowie die Überreste einer römischen Wasserleitung besucht und spricht viel davon, indessen sich meine Gedanken mit den nächsten Schritten befassen, die wir zu unternehmen haben. Es ist wirklich ein merkwürdiger Mensch; alles interessiert ihn, an allem nimmt er teil, ohne sich ganz hinzugeben. Er meint, wir sollen noch einen Tag dahier warten, da ihm das Leben und Treiben in hiesiger Stadt sehr gut gefällt; aber ich bin der Ansicht, daß wir uns ohne Verzug in das Lager begeben und uns vor allem unserer Aufträge entledigen sollen. Unter allen Umständen bestehe ich darauf, daß wir keine weitere Zeit verlieren. Wenn man sich in Straßburg nach uns erkundigt, so magst Du die Ansicht zu bestärken suchen, daß wir wirklich nach Versailles abgereist. Dr. Salzmann mag desselben Glaubens bleiben. Meine Eltern wissen es ohnedies nicht anders. Sobald wir irgend etwas erreicht oder vorbereitet, erhältst Du Nachricht und die Angabe unserer Adresse. Begib Dich sogleich nach Empfang dieses Briefes zu Kösters, grüße mir alle und richte auch Empfehlungen von Goethe aus; vor allem aber bitte ich Dich, mein Andenken bei Therese frisch und rege zu erhalten und ihr die Versicherung zu wiederholen, die ich ihr beim Abschied gegeben habe: daß ich nimmermehr aus Rücksichten auf meine Wünsche und Neigungen ihr Glück, oder

was sie dafür hält, hintansetzen werde. Goethe grüßt Dich vielmals und verspricht Dir nächster Tage selbst zu schreiben.

Es grüßt Dich vielmals

Dein Christian Ehrmann.

Einige Tage später langte ein zweiter Brief von derselben Hand an.

Metz, den 26. Mai 1770.

Lieber Freund!

Die Dinge sind verwickelter geworden, als wir uns je denken konnten, und wie ich schon jetzt zu urteilen vermag, gebe ich Theresens Sache für verloren. Ja, die Menschen sind wirklich schlechter, als man im bösesten Humor von ihnen denken kann; doch statt das Ende an den Anfang zu setzen, will ich Dir getreu berichten, was seit dem Abgange meines ersten Briefes, der hoffentlich nun in Deinen Händen sein wird, uns begegnet. Wir reisten wirklich am nämlichen Tage noch mit der Post ab und gelangten den anderen Morgen in Troyon an, von wo aus wir zu Pferde den noch sechsstündigen Weg ins Lager zurücklegten, wo wir gegen Abend eintrafen. Das Lager wird vom Marquis Biron kommandiert, und da es ebensogut Lust- als Feldlager, so hat jedermann wenigstens am Tage darin offenen Zutritt. Wir erkundigten uns sogleich nach dem mir befreundeten Militärarzte M. und wurden auch sofort durch einen Sergeanten vor dessen Zelt geführt, darin er eben seine Mittagsruhe hielt, und das er der drückenden Hitze halber mit Wasser hatte begießen lassen. Als er vor dem Eingange in der sonst stillen Zeltgasse uns lebhaft sprechen hörte, trat er lässig angekleidet hervor und war nicht wenig überrascht, mich nebst meinem ihm unbekannten Freunde auf einmal in dieser Ferne nach mehreren Jahren vor sich zu sehen. Er lud uns sogleich ein, in das Zelt einzutreten, und bot uns zwei Feldstühle an, während er sich selbst auf das Bett setzte. Noch immer konnte er sich von seinem Befremden nicht erholen, und immer frug er uns wieder, was uns hierher geführt. Wir begannen nun sogleich nach dem Kapitän zu forschen und ließen es vorderhand dem Gefragten anheimgestellt sein, sich dabei zu denken, was er wolle; doch dieser bedeutete uns mit gedämpfter Stimme, das Zelt des fraglichen Offiziers befinde

sich ganz in der Nähe, und durch die luftigen Tücher höre man, was an einem Ende der Zeltgasse gesprochen werde, an der anderen. Er machte uns darauf den Vorschlag, vorderhand von gleichgültigen Dingen zu sprechen, bis in einer halben Stunde die Truppen zu den gemeinschaftlichen Übungen das Lager verlassen haben würden, wo wir am Verbandplatze einsam und ungestört uns besprechen könnten. Die Vorsicht und Ruhe dieses Mannes mäßigte auch unsererseits unsere Ungeduld und Leidenschaft, ein Vorteil, den wir in der Folge sehr wohltätig empfanden. Bald gaben die Trommeln und Trompeten den verschiedenen Heeresabteilungen das Zeichen, sich vor den Zelten und Lagerplätzen der Pferde zu versammeln. Jetzt sahen wir den Kommandanten mit seinem Stabe vorbeireiten und sich vor die weitausgedehnte Front begeben. Der Eindruck, den dieses Schauspiel hervorbrachte, war ein keineswegs günstiger; Steifheit, Ungelenkigkeit und allzu großes Festhalten an Vorschrift und Schablone, kurz der Mangel an freier, durch die Lage des Augenblicks gebotener Fähigkeit und Befugnis, zu handeln, fiel um so mehr auf, als wir gewohnt waren, immer von den beweglichen, vorstürmenden, sich den Umständen anschmiegenden Franzosen dem schwerfälligen Deutschen gegenüber reden zu hören. In einer Garnison fällt einem dieser Widerspruch zwischen Handwerk und der Art, wie man sich bei dessen Ausübung anläßt, weniger auf. Jetzt begreife ich die Niederlage bei Roßbach und die vereitelten Lorbeeren eines Soubise. Die Befehlshaber scheinen mir hochmütig und unerfahren, die Offiziere mehr an die Zerstreuungen des Lebens, als an die Strapazen des Feldes gewöhnt, die Mannszucht kleinlich und doch nicht durchgreifend. Die Käuflichkeit der Offiziersstellen, das Protektionswesen, die Engherzigkeit und das verjährte Vorurteil, gemäß welchem man den Begriff der Ehre als lediglich an Epauletten und Degen geknüpft erachtet, mit einem Worte der feudale Charakter, den ein Institut trägt, das die Tüchtigkeit und Wehrhaftigkeit eines Volkes zur Erscheinung bringen soll, diese Mißstände sind es, die ein Heer, dem die Siegesgöttinnen einst in die zitternden Länder vorauseilten, nach kaum begonnenem Feldzuge und einem an Zahl nicht eben überlegenen Feinde gegenüber in Auflösung und Flucht bringen.

Was soll das seidene, mit überladenen Zieraten bedeckte, weichliche Kleid dem Manne, der auf nasser Erde Wetter und Sturm in den kalten und neblichten Nächten des Nordens am spärlichen Biwakfeuer zu trotzen hat? Komme nur Friedrich und strecke deine Arme aus nach den gestohlenen Provinzen! Lösche die Jahre 1554 und 1648 aus der Zahl der Glücksjahre dieser kriechenden, schmeichlerischen und sich selbst verachtenden Nation; doch wohin reißt mich meine Feder?

Unter kriegerischen Klängen formierten sich die Regimenter und zogen weiter in die grüne Ebene. Bald waren wir am Verbandplatz angelangt, und nachdem wir uns in das Gras, die hohe brennende Sonne über uns, gestreckt, griffen wir wieder unser Thema auf. Bald hatte Goethe in seiner lebhaften Weise alles berichtet, was uns zur Unternehmung dieser Reise veranlaßt, sowie was wir in der Sache weiter zu tun gedachten; und jetzt ergriff der kluge Arzt das Wort, uns seine Ansicht über Lage und Persönlichkeit in der offensten Weise auszusprechen. Sein Urteil über den Kapitän läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen. Noailles ist ein in den Vorurteilen seiner Geburt und seines Standes befangener, gehaltloser und routinierter Mann, dem eine gewisse Lebenserfahrung zur Seite steht; er hat Feldzüge mitgemacht und findet sich infolgedessen leicht in besondere Lebenslagen; er hält seine Ehre wenigstens äußerlich rein und weiß sich den Schein der Ritterlichkeit zu wahren.

Bezüglich des Verhältnisses zu Therese will derselbe sein Urteil vorläufig zurückhalten, indem er die Richtigkeit dessen, was man ihr oder vielmehr ihrer Familie zur Last legt, nicht zu untersuchen vermag. Doch davon später Weiteres. Wir gelangten bald zu der Ansicht, daß es vor allem nötig sei, auch die andere Partei zu vernehmen, und ersuchten demnach den Militärarzt, uns heute abend mit dem Kapitän bekannt zu machen. Dieses geschah, indem wir durch des Arztes Vermittelung eine Einladung an die Offizierstafel erhielten. Wir saßen zwischen meinen Bekannten dem Kapitän gegenüber, und während die Musikkorps abwechslungsweise verschiedene Stücke exekutierten, hatten wir Gelegenheit, uns die äußere Erscheinung des Mannes zu betrachten, mit dem wir bald ein ernstes Wort zu reden hatten. Nach aufgehobener Tafel ließen wir uns demselben vorstellen und

eröffneten ihm, daß wir im Namen und im Auftrage einer anderen Person gekommen seien, Erklärung von ihm zu verlangen. Gleichgültig, wenigstens dem Anscheine nach, und kalt nahm er unsere Rede auf. Nachdem wir abseits getreten, entwickelte sich jedoch bald ein sehr lebhaftes Gespräch; da er unsere Reden mehrmals höhnisch unterbrach, so unterließen wir es auch unsererseits nicht, ihm die volle Mißachtung seines Benehmens auszudrücken. Der Arzt suchte zu vermitteln, doch umsonst. Mittlerweile waren wir dem Rande eines Wäldchens nahe gekommen, darin in Stille und Einsamkeit ein Kloster des heiligen Franziskus liegt. Es war eben um die Zeit des Sonnenuntergangs; die tiefste Stille lag ringsumher. Nur wir Menschen haderten miteinander. Lieber Verse, wie schön wäre die Welt ohne dieses Ungetüm, das sie die Krone der Schöpfung nennen. Der Kapitän, ein Mann von mittlerer Gestalt, grauem, durchdringendem Auge mit Gesichtszügen, die seine Neigung zum Spott und ein hochfahriges Wesen verraten, schien unsere fortwährend mißliebige Beurteilung seines Benehmens müde zu sein und wandte sich plötzlich an unseren Begleiter mit den Worten: „Sie würden mir nunmehr, mein Herr, einen großen Gefallen tun, wenn Sie diesen da den Rat geben wollten, sich um fremde Dinge nicht weiter zu bekümmern; es würde ihrer Jugend jedenfalls größere Bescheidenheit anstehen. Ja, in der Tat," rief er mit aufgeregter Stimme, „das Gewissen dieses Mädchens muß nicht sehr rein und zuversichtlich und die Teilnahme, die sie findet, nicht sehr groß sein, da sie unerfahrene Jünglinge zu den Verteidigern ihrer Ehre auserkieste." Wir hielten nun nicht mehr zurück, und indem wir leidenschaftlich unsere Degen zogen, nannten wir sein Benehmen das eines jämmerlichen Schurken. Mit gezücktem Degen standen wir uns gegenüber, und der Militärarzt hatte alle Mühe, uns auseinanderzuhalten. Endlich faßte sich der Kapitän und ging, ohne ein weiteres Wort zu reden, nach dem Lager zurück. Wir lenkten unsere Schritte aufgeregt dem Wäldchen zu und verfielen bald in nachdenkliches Schweigen. Der Mond ging auf und beleuchtete die weißen Wände des einsam vor uns daliegenden Klosters. Unsere Lippen brannten, und nach der großen Aufregung trat eine plötzliche Erschöpfung unserer Glieder ein. Der Arzt läutete an der Tür an und fragte

den öffnenden Klosterbruder, ob es ihnen vergönnt wäre, einen Trunk Wein einzunehmen. Da sich öfters von dem Lager hier Offiziere einzufinden pflegen, so wurden wir ohne Befremden aufgenommen und in das große Refektorium geführt. Hier saßen wir an der langen altertümlichen Tafel von Eichenholz, Brot und Wein vor uns inmitten der ernsten, schweigsamen Männer, in ihren härenen Gewändern, die dem Getümmel und dem Sinnentaumel des Lebens sich abgewandt und in deren Brust keine Leidenschaft mehr zu glühen schien. Wir wurden von einem seltsamen Gefühle bewegt, das dem beschwichtigten Affekt zu folgen pflegt, wenn das Herz den Balsam äußeren Friedens und der Einsamkeit wieder einmal kosten darf.

Und indem die soeben erlebten stürmischen Szenen sich immer wieder vor die Seele drängten, die doch in solchem Widerspruche mit dem Ort und der Umgebung standen, wo wir eben weilten, schien uns alles wie ein Traum zu sein. Man bekümmerte sich wenig um uns; nur der Prior richtete einige freundliche Fragen an unseren Begleiter. Jetzt ward das Zeichen zum gemeinschaftlichen Gebete gegeben, und nachdem die Mönche schweigend den großen, schwach erhellten Saal verlassen, um sich in den Chor ihrer Kirche zu begeben, legten wir die Zahlung für unseren Wein unter das Salzfaß und wurden von dem Gruße des Pförtners hinausgeleitet in den mondbeschienenen Wald. Erst nachdem wir der Feuer des fernen Lagers wieder ansichtig geworden, kehrten unsere Gedanken zu den Folgen des leidenschaftlichen Auftrittes wie überhaupt zum Getriebe der Welt zurück. Wir hatten unsere Pferde in einer benachbarten Meierei untergebracht, und da wir noch heute den Rückzug anzutreten beabsichtigten, der nächste Weg dahin aber durch das Lager führte, so nahmen wir das Anerbieten des Vermittlers gern an, der uns durch die Postenkette und die Zeltgassen trotz Dunkelheit zu bringen versprach. Wir hörten in der Ferne Musik und Gesang; jetzt ertönte ein Kanonenschuß, und das Dröhnen der Trommeln und Schmettern der Trompeten verkündete die Retraite. Einige Minuten darauf war es gänzlich still. Bald kamen wir an die Vorpostenkette und wurden angerufen und gestellt. Der Militärarzt gab die Losung ab und wußte uns trotz des Verbotes, Zivilisten zur Nachtzeit

einzulassen, mit leichter Mühe durchzuschmuggeln, bei welcher Gelegenheit wir wiederum die Lässigkeit in der Disziplin dieser verrotteten Armee wahrnahmen, gleichwohl sie uns sehr zustatten kam. Es ist ein schöner Anblick, des Nachts auf freier Ebene auf einem neblichten, vom Mondlichte schwach beleuchteten Raum zu wandeln, darauf mehrere tausend Menschen schlafen. Das Glitzern der Bajonette, die Lagerfeuer, das Schimmern der weißen Zelte, der Gleichtritt der Ronden, der rauhe Ruf der Schildwachen, das Gewieher und Stampfen der Rosse in ihren Feldställen, das Loskommen einzelner Tiere, die dann bald ab-, bald wieder zusprengen, die Stimmen ihrer Wärter, dieses vielgestaltige mit dunkeln Schatten umrissene Leben auf einsamer Erde in finsterer Nacht gestaltet sich zu einem Bilde, das besonders einer aufgeregten Phantasie, wie es die unsere war, gefällt und sich einprägt. Nach einer halben Stunde langten wir in der Meierei an, weckten die schlafenden Bewohner derselben, sattelten unsere Pferde, und nachdem wir uns von dem Militärarzte verabschiedet und dessen Zurückkunft in Metz erwarten zu wollen versprochen hatten, trabten wir in dunkler Nacht auf der Straße nach Troyon schweigend und unseren Gedanken hingegeben davon. Des anderen Tages abends langten wir in Metz an.

Das ist in Kürze die Darstellung unserer Erlebnisse, seitdem ich Dir neulich geschrieben. Da Du uns voraussichtlich gleichfalls manches mitzuteilen haben wirst, so habe ich Dir unsere Adresse beigelegt. Macht Euch auf ernstliche Vorfälle gefaßt und wahrt vorsichtig Euer Schweigen.

Therese kannst Du alles mitteilen; es würde ihr ohnedies nicht verborgen bleiben können. Ihr zuliebe haben wir uns dieser Reise und ihren Folgen unterzogen. Was wird der Dank für alles sein? — Grüße sie tausendmal. Goethe bittet mich, dieses Briefchen beizulegen. (Fand sich nicht vor.)

Dein treuer Freund Christian Ehrmann.

Unterdessen hatte sich die Nachricht, daß Goethe nach Versailles gereist, unter seinen Straßburger und infolge einer Mystifikation, von der uns im zehnten Buche von Wahrheit und Dichtung berichtet wird, auch unter seinen Frankfurter Bekannten verbreitet. Und da soeben ein großes Unglück gemeldet wurde, welches bei der Gelegenheit der Hochzeitsfeierlichkeiten

sich ereignete, so war die Besorgnis um den abwesenden Freund eine sehr große. Bei Gelegenheit dieser Mitteilung gibt auch der Selbstbiograph Andeutungen über seine längere Abwesenheit von der Universität und bekennt, wie besorgt man um ihn gewesen. Wie lange ihn diese Angelegenheit auswärts in Anspruch nahm, geht aus folgender Stelle hervor: „Kurz darauf, als ich diesen Brief geschrieben, machte ich eine kleine Reise und blieb wohl vierzehn Tage aus." Weiter kein Wort.

Lerse an Ehrmann.

Dieser Brief ist nicht seinem Wortlaute nach, sondern nur für das Gedächtnis des Schreibers unseres Tagebuches im Auszuge niedergeschrieben.

Theresens Niedergeschlagenheit nimmt zu; sie mißbilligt und bedauert die Leidenschaftlichkeit der beiden Freunde. Um jeden Preis solle der Streit gütlich geschlichtet werden. Sie äußert unverhohlen die Absicht, sich in ein Kloster zurückzuziehen; ihr Geist wird durch schlimme Ahnungen geplagt; ihre Nächte müssen sehr unruhig und trostlos sein. Jeannes Bild umschwebt sie beständig. In derselben Nacht, da der Auftritt im Lager statthatte, sei sie ihr kummervoll und warnend erschienen, und seitdem vergehe keine Nacht, wo die Verstorbene sich nicht ihrem Bette nahe. Dorothea gestand nun selbst ein, daß sie den Verkehr der abgeschiedenen mit der lebenden Schwester jedesmal deutlich wahrgenommen. Mit dem Schweiß auf der Stirn verließ sie fast jeden Morgen das Schlafzimmer; ihr kleiner Bruder, der hart neben sie gelegt wurde, hat jedoch niemals etwas wahrgenommen. Wenn die Zeugenschaft der kindlichen Dorothea nicht wäre, so ließe sich diese Steigerung des Nerven- und Gefühlslebens aus dem Gemütszustande der offenbar Kranken erklären. Es wird am Ende am besten sein, man läßt sie den Ort und die Umgebung aufsuchen, wonach sie sich am meisten sehnt. Sie will barmherzige Schwester werden, hat sich deshalb an den Bischof gewandt, der sich ihrer, der früheren Zöglingin eines hiesigen Klosters, erinnerte; doch wenn sich ihre Aufregung und Melancholie nicht mindert, wird sie der Tod an ihrem Vorhaben verhindern. Zwischen Dorothea und Therese besteht die innigste Freundschaft, und wenn diese von jemandem zeitweise aufgeheitert wird, so geschieht es durch den heiteren Einfluß ihrer Vertrauten.

Ehrmann an Lerse.

Der Brief datiert zirka acht bis zehn Tage nach der Begegnung der beiden Parteien im Lager; er ist gleichfalls nur fragmentarisch vorhanden.

Duell zwischen Goethe und dem Kapitän nach dessen Zurückkunft in der Nähe von Metz. Nach mehreren Gängen, wobei ich Goethe sekundierte und dem gewandten Gegner gegenüber mich sehr zusammenzunehmen hatte, ward unser gleichfalls gut sekundierter Widerpart durch einen Degenstich in der rechten Brust, nahe an der Hüfte, verwundet. Vorher hatten wir durch den Militärarzt, der auch diesem Zweikampfe beiwohnte, erfahren, daß das einzige Motiv, weshalb dieser Offizier das von uns beschützte Mädchen verlassen, kein anderes sei, als seine militärische Ehre. Der Vater Theresens soll nämlich wegen Unterschlagungen, die in der Kasse seines Regimentes vorgekommen, zur Rechenschaft gezogen worden sein. Die Untersuchung sei noch in der Schwebe, und einiges seiner Person zur Last Fallende durch das infolge des Feldzuges hinausgeschobene Verhör nicht aufgeklärt worden. Der Kapitän habe von der Sache allerdings gewußt, jedoch, wie er den Oberst kannte, an dessen Reinwaschung nicht gezweifelt. Durch den unglücklichen Sterbefall sei dieselbe aber nach den vorhandenen Beweismitteln nicht wohl mehr möglich. So scheint es denn, daß, nachdem die Enterbung Theresens von seiten ihrer Tante erfolgt, diese Verhältnisse zum Vorwande genommen wurden, die aus einer glänzenden Partie in eine sehr unvorteilhafte verwandelte gänzlich rückgängig zu machen. Intrigen mögen sehr bedeutend im Spiele gewesen sein, die unter diesem Gouvernement in den höheren Ständen aufs üppigste blühten. Jetzt geht uns ein Licht auf, was jene mehrmals vergeblich vorbereitete Bittschrift bedeutet. In Metz ist der Vorfall Tagesgespräch, jedoch unsere Person unbekannt, und durch die Klugheit des Militärarztes sind wir bis jetzt vor Nachteilen gewahrt worden. Wir kehren heute noch zurück.

Als die beiden Freunde, wieder nach Straßburg gelangt, das Haus der Kösterschen Familie betraten, fanden sie es seiner zwei Sterne beraubt. Therese war wirklich ins Kloster gegangen, und Dorothea hatte der durch das vor seinen Augen

stattgehabte Beispiel erschreckte Vater, der die Neigung seiner Tochter zu Goethe erkannt, zu Verwandten nach Bruchsal gebracht.

Der August des Jahres 1771 nahte heran und damit die Zeit, wo Goethe das ihm so lieb gewordene Straßburg verlassen sollte, dem er vor mehr als einem Jahre, von der Plattform des Münsters herabblickend, sagen konnte: „Diese heitere (das sind seine Worte) bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenständen, insofern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfnis fordert im stillen dasjenige, was kommen soll und mag, und welches auf alle Fälle, es sei nun Wohl oder Wehe, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird."

Wir wollen nichts von den beiden kleinen, aber hellen Sternen Emilie und Lucinde, den lebhaft glühenden Töchtern des alten Tanzmeisters, sagen; denn jedermann kennt diese reizende Episode. Auch getrauen wir uns nicht, mit schwacher Feder jene herrliche Idylle nachzuschildern, die der greise Dichter in so rührender Weise einem späteren Geschlechte erzählt, indem er liebliche, dahingeschwundene Gestalten wieder zum schönsten Leben erweckt. Dorothea ward von Friederiken überstrahlt; ein reicherer Stern verdrängt den kleineren, aber nicht minder reinen. Doch vielleicht hat der Schöpfer so herrlicher Frauengestalten, als er sein Gretchen und Klärchen schuf, an jenes anspruchslose Mädchen gedacht; und dann wäre es ihr gegangen, wie es in Rom mit manchem Bettelweibe geschieht, das, schüchtern in das Atelier eines Meisters von der Straße gerufen, unbewußt als Modell sitzt für eine in Glorien schwebende Madonna. Ja, es ging dem hohen deutschen Dichtergemüte, in welche Welten und Zeiten es sich auch versenkt, wie es dem Fremden in der fernen Siebenhügelstadt zu ergehen pflegt, die werte Zurückbleibende an die Fontana Trevi geleiten und dessen köstliches Wasser kosten lassen. Der Trank ist so herrlich, daß er sich nach dem Geschmacke desselben, an so frischen Quellen er auch in der Folge sich laben mag, immer zurücksehnen wird, bis er über kurz oder lang, so sagt die gemütvolle Sage, sich wieder auf dem Palatin einstellt. Nach dem gemeinsam Erlebten schien der Freundschaftsbund

zwischen Goethe und Ehrmann auf immer befestigt, und es fehlte, wie wir alsbald sehen werden, nicht an Schicksalsschlägen, die denselben, wenn er durch das Entstehen neuer Freundschaften gelockert worden, von neuem befestigten. Es mögen reich Begabtere durch den Eindruck ihrer Persönlichkeit für den Augenblick den Überstrahlten in den Hintergrund treten lassen; immer doch wird die Glut des Gemütes den Sieg über den Schimmer des Geistes davontragen. Herder, der durch die Gewalt und Ursprünglichkeit seines Geistes den jungen Dichter mächtig an sich gezogen, war abgereist, und Jung, genannt Stilling, hatte nach erweckter und nie erloschener Sympathie gleichwohl den Widerspruch des seinem Wesen nach von ihm grundverschiedenen Freundes herausgefordert; es waren die plötzlichen und hellen Tageslichter durch einiges Gewölke gemäßigt worden, als der Wert anspruchsloser Freundschaft wieder zur vollen Geltung kam. Wie sehr einem produktiven Talent gegenüber das produktive Talent Schwierigkeiten hat, seinen menschlichen Vorzügen nnd Gebrechen nach gehörig beurteilt zu werden, und wie selten wahre Zuneigung zwischen zwei solchen Naturen, wenn sie nicht gleich edel, sich entwickeln kann, das konnte Goethe Lenzen gegenüber gegen Ende seines Straßburger Aufenthaltes erproben; die genießenden und dankbaren Freunde wird ein schöpferischer Geist in der Regel den mit ihm auf gleichem Gebiete Wetteifernden vorzuziehen haben.

Der Tag der Promotion war vorübergegangen und die Abreise des heimisch gewordenen Jünglings in seine Vaterstadt stand bevor, als auf dem Schauspielhause eines Abends Ehrmann Goethe eröffnete, er habe an der Spitze einer von Metz heute einrückenden Batterie den Kapitän in die Zitadelle einziehen sehen und sei mit ihm bereits heute abend im Gange zur Loge zusammengestoßen, woselbst es zu beleidigenden Ausdrücken von dessen Seite gekommen, die ihn veranlaßten, Genugtuung zu fordern.

Wir kennen die Charaktere der in dieser Episode spielenden Personen genau genug, um den Leser, ohne ihn weiter vorzubereiten, an das Gestade des Rheines auf jene grüne Insel, darauf das Zelt Maria Antoinettes gestanden, bitten zu dürfen, wo zwischen Ehrmann und dem Kapitän ein Pistolenduell auf den Abend eines heißen Sommertages stattfinden wird. Goethe sekundiert seinem Freund; wenige Zeugen sind anwesend. Zwei Gefährte stehen bereit, um die beteiligten Personen davon-

zubringen. Der Strom rauscht mächtig dahin, und seine Wogen scheinen Goethe von einem schönen Abende zu erzählen, der die Quelle mancher Gefahren und trüber Erinnerungen geworden. Es herrscht tiefe Stille; plötzlich zwei Schüsse und der Vernichter des Lebensglückes Theresens liegt schwer verwundet am Boden. Die beiden Freunde besteigen, nachdem sie nicht ohne Bewegung dem Niedergestreckten die Hände gereicht, einen der Wagen und fahren eiligst über die Rheinbrücke auf deutschen Boden, inzwischen der Verwundete nach Straßburg im anderen Gefährte zurückgebracht wird.

Goethe kehrt, nachdem der Freund in Sicherheit, gleichfalls in die Stadt zurück, wo er nach einigen Tagen unbehelligt in die Heimat zurückeilt, nachdem er noch das für Therese glänzendes Zeugnis abgebende Lebensende des Gegners erfahren.

Derselbe war nämlich in das Militärspital verbracht worden, darin die barmherzigen Schwestern Dienste leisteten. Zufällig war es der Saal, wo man den von Bewußtsein in Bewußtlosigkeit jetzt fallenden und jetzt wieder zur Klarheit erwachenden Kranken bettete. Die Oberin geht befehlend ab und zu, ihre Teilnahme an die Leidenden gleichmäßig verteilend. Das Blut fließt unversiegbar aus der Brust des Kapitäns. Mit hohlem Auge blickt er umher und begehrt nach Wasser. Das bringt ihm denn auch eine bleiche und zitternde barmherzige Schwester. Er sieht sie mit einem seltsamen Blicke an, als ob er fragen wollte: Wer ist das? Doch sofort, nachdem er getrunken und gelächelt, beginnen die letzten Zuckungen, und der eben eintretende Priester vermag nicht mehr die Sakramente zu spenden. Unter dem Röcheln des Sterbenden spricht er monoton die Gebete, die die Kirche Flammengebete nennt; Therese kniet vor dem Bette; eine Träne entquillt ihrem Auge. Jetzt noch ein seltsames Schrillen im Halse des Aushauchenden, noch ein Ton; er hat vollendet. Eine kleine Pause; der Priester betet fort. Therese erhebt sich, beugt sich über den Toten, sieht ihn einige Augenblicke an, drückt seine starre Hand an ihr Herz und geht schweigend durch den Saal, wohin sie der Dienst ruft. Die Oberin hat es von ferne gesehen und den Kopf geschüttelt. — Therese, wie erschien dir Jeanne in der folgenden Nacht?

Ehrmann hatte sich nach Frankfurt begeben und erhielt durch Vermittlung Goethes, der ihm bald dorthin nachfolgte, nachdem er in Göttingen seine Studien beendet und promoviert, bald

eine ansehnliche Praxis in dortiger Stadt. Er vermählte sich später mit der Schwester des bekannten Gelehrten Buttmann, genoß als Arzt und Mensch das größte Ansehen, machte sich als medizinischer Schriftsteller vorteilhaft bekannt; unter anderem schrieb er in dem Leichenhaus des Militärlazarettes daselbst ein Büchlein über „Makrobiotik" (Lebensverlängerung). Auch einen Roman hat er verfaßt, vorzüglich aber kursierten von ihm unter seinen Freunden sehr witzige Karikaturblätter, unter anderem eines, das den tierischen Magnetismus, wie er damals vornehmlich von Mesmer kultiviert wurde, verhöhnte. Der Magnetiseur mit einem Bockskopfe, heruntterhängender Zunge und aufgestülptem Hemdärmel magnetisiert mit den Händen ein reizend daliegendes Frauenzimmer mit einem Schafskopfe. Ehrmann war entschiedener Republikaner und hatte diese Gesinnungen bis zu seinem Lebensende bewahrt. Sein Bruder, von dem wir einmal sprachen, war Mitglied des Nationalkonvents und brachte den Gesetzvorschlag für die Privatbegräbnisse außerhalb der öffentlichen Leichenäcker ein. Vorzüglich diesen politischen Gesinnungen und dem Kontrast, der zwischen denselben und Goethes späteren Lebensansichten bestand, muß die Entfremdung zugeschrieben werden, die zwischen beiden Freunden seit der Übersiedelung Goethes nach Weimar eintrat. „Er ist Aristokrat geworden", äußert sich Ehrmann unter anderem ein seinem Tagebuch. Doch wir nahmen uns vor, von diesen Differenzen zu schweigen. Vor etwa einem Dezennium erschien ein Buch: „Die berühmten Männer Frankfurts", darin seiner gedacht wird; viele Anekdoten von ihm ließen sich erzählen. Doch wir haben unsere Aufgabe erfüllt. Nunmehr wissen meine Leser, wer unter jenem Steine im längst unbenutzten Kirchhofe zu Speyer liegt, und vielleicht billigen sie es, wenn einer von ihnen, der diese mit unserer glorreichsten Geschichte umwobene alte Stadt besucht, daß er auf das von Unkraut und Gestrüppe überwucherte Grab einen Kranz legt.

In dem Innern der Turmspitze des Straßburger Münsters, die sich noch beträchtlich über die Plattform erhebt, sind zahllose Namen in die Wände gemeißelt; auf einer Steinplatte befindet sich folgende Inschrift: G. u. F. Comtes de Stolberg, Goethe, Schlosser, Kaufmann, Ziegler, Lenz, Meyer von Lindau, Herder, Lavater, Pfenninger, Neubel, Roderer, Passavant, Kaiser, Ehrmann, M. M. Engel 1776.

Da Goethe 1771 Straßburg verließ und erst im Jahre 1779 wiedersah, so müssen diese Namen nach und nach, wie eben die einzelnen Bekannten dazu kamen, eingegraben worden sein. Doch für uns bedeuten sie mehr als eine Reihe bloßer Namen; sie sind uns das Symbol verketteter Geschicke, und wären sie auch nicht alle von gutem Klang, so würden sie durch den einen bedeutsam werden, von dem unser Uhland sang:

Am Münsterturm, dem grauen,
Da sieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen;
Geduldig trägt's der Stein.

Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Turm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf;

Da zuckt in seiner Grube
Erwins, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gären,
Als wollt' er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war! —

Der Name war geschrieben,
Von wenigen gekannt;
Doch ist er stehn geblieben
Und längst mit Preis genannt.

Wer ist noch, der sich wundert,
Daß ihm der Turm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt?

Die Mormonen in Dublin.

Zum erstenmal veröffentlicht in der Wiener „Presse“ (1870).

In einer der entlegensten Straßen Dublins, nahe schon den volkreichen und armen Vorstädten, die der Liffey von dem reicheren Hauptteil der irischen Hauptstadt trennt, steht inmitten ebenso alter als unregelmäßig gebauter Häuser eines von besonders düsterem und eigentümlichem Aussehen, das ob der Färbung seines von Nebel, Rauch und anderen Luftniederschlägen geschwärzten Baues und vielleicht noch einer anderen später zu erörternden Ursache willen von jedermann „das schwarze Haus“ genannt wird. Es kehrt die Hauptfront jener Straße zu, deren Ecke es abschließt; der Tiefe nach gehört es zu einer äußerst schmalen Nebengasse, die namentlich von ärmeren Handwerkern, kleinen Händlern und Trödlern bewohnt wird. An dieser Seite hat es auch seinen Eingang, der innerhalb des noch sichtbaren Halbbogens eines zugemauerten Tores sich als eine schmale Pforte darstellt, zu der einige Staffeln emporführen. Ebenso wie das ehemalige Tor sind die meisten der Fenster des Erdgeschosses entweder ganz oder doch zur Hälfte zugemauert, die wenigen unversehrten aber mit dicken, weit ausgebauchten Eisenstäben überspannt, offenbar zu dem Zwecke, ebenso fremde Neugierde fernzuhalten, als zur Erhöhung der Sicherheit zu dienen. Die Fenster der oberen Stockwerke dagegen sind sämtlich durch herabgelassene Vorhänge geschlossen, deren vergilbtes und unreinliches Weiß auf eine jahrelange Vernachlässigung infolge der Abwesenheit aller Bewohner hindeutet, was auch von dem völlig rauchstillen Kamin über dem Dach bestätigt wird.

Dieses Haus gehörte vor noch nicht langer Zeit einem Mr. Brocke, der, obgleich einer der reichsten Bürger Dublins, doch einen äußerst sparsamen und eingeschränkten Haushalt führte. Misanthrop von Natur, hatte ihn ein schweres körperliches Leiden zum Feinde aller geselligen Vergnügungen verkümmert, und so verbrachte er jahraus, jahrein im hintersten Winkel dieses unfreundlichen Hauses, einzig mit der Verwaltung seines Vermögens und dem Gedanken beschäftigt, dasselbe schneller, als Zins und Zinseszinsen anlaufen, wachsen zu lassen. Sein Geiz war seine Monomanie, die um so häßlicher war, als er nur

eine einzige Tochter zur künftigen Erbin hatte, die auch ohne alle Mitgift leicht einen Freier hätte finden können.

Miß Fanny Brocke hatte schon in früher Jugend die schlimmsten Schicksale durchgemacht, eine traurige Vorbereitung für die Widerwärtigkeiten, deren sie noch viele kosten sollte. Als elfjähriges Kind hatte sie die Mutter verloren und war in die Pflege einer älteren bigotten Dame gekommen, die vordem ein höheres Erziehungsinstitut geleitet. Unter der Aufsicht dieser mütterlichen Stellvertreterin war das Mädchen in wahrhaft klösterlicher Zucht aufgewachsen, zwar sorgfältig behütet vor allen schlimmen äußeren Einflüssen, aber auch vor aller Freude und allen unschuldigen Genüssen des Lebens. Nie hatte sie an Tänzen und Fröhlichkeiten der Jugend teilnehmen dürfen, nie hatte sie das Schauspiel oder die Oper besucht, nie mit Altersgenossen des anderen Geschlechts verkehrt, ja auch nur geredet. Nur aus ganz früher Jugend, da noch ihre Mutter am Leben, war ihr erinnerlich, in dem Garten des elterlichen Hauses mit einem feinen vornehmen Knaben gespielt zu haben, den sie seitdem nie wieder gesehen.

Sie kannte die Rhythmen der Walzer und Galoppaden allein von ihrem Klavier her, das ihr jedoch auch nur ausnahmsweise durch solch profane Melodien zu entweihen erlaubt gewesen war. In der Regel hatte sie vielmehr Choräle abspielen und sich überhaupt den ganzen Tag so gebärden müssen, als säße sie unter den Augen des mit Zopf und Puderstaub behangenen Predigers von St. Patrick, Mr. Jonathan Temple, dessen Blicken sie zu ihrer Beängstigung in der Kirche nie auszuweichen vermochte. Die Bibel war das Buch, darin sie zuerst lesen gelernt, und daraus sie auch in der Folge ihre hauptsächliche Belehrung geschöpft. Wohl war ihr auch sonst von der tätigen Lehrmeisterin manches beigebracht worden; Fanny hatte schöne Kenntnisse in der vaterländischen und allgemeinen Geschichte, in der Literatur, ja selbst in den schönen Künsten, aber allem Unterricht war ein religiöser Beigeschmack verliehen, der ihn seines selbständigen Wertes beraubte. So war ihr Geist bei aller geistigen Nahrung doch in einer gewissen Beschränktheit erhalten worden, jeder freie Blick in das Leben blieb ihr mißgönnt, und Miß Fanny Brocke war in der Tat ein Kind geblieben, wenn auch die schwellende Büste und die hohe blühende Gestalt bereits die reife Jungfrau verkündeten.

Also war der Lebensmorgen dieser frühen Dulderin verflossen. Man kennt die Langweile eines Sonntags in England. Nun, Miß Fannys Jugendzeit war ein einziger solcher Sonntag gewesen. Gähnen und Tränen erfüllten ihre Rosenzeit, Tränen, aber keine, die der Verlust von etwas Teurem entlockt oder die Erinnerung an schöne Stunden, sondern ihre Tränen waren nie andere gewesen als der buchstäbliche Ausfluß erlittener Unbilden und Kränkungen. Als sie daher endlich diese unverdiente Besserungsanstalt verließ, konnte sie getrost von der freudelosen Schwelle fortschreiten, ohne einen dankbaren Blick nach ihr zurückzuwerfen, und ohne das geringste von jener Wehmut zu empfinden, die uns selbst bei dem Abschied von einem Ort befällt, der uns oft im Unglück sah.

Aber mit der Heimkehr in das väterliche Haus sollten sich ihre Trübsale keineswegs verringern. Ihr Vater, den sie inzwischen nur sehr selten gesehen, wies ihr den Schemel neben seinem Lehnstuhl zum Sitze zu, ohne, wie sie es bei ihrem häuslichen Sinne wohl verdient hätte, ihr das schaltende Schlüsselbund anzuvertrauen oder ihr irgendeine freiere Befugnis im Hause neben der alten Wirtschafterin zuzugestehen. Aus einer Gefangenen wurde sie eine Wärterin oder, wir dürfen es, ohne ihr Herz zu kompromittieren, sagen, wieder eine Gefangene. Denn um dieses nicht zu sein, oder um sich wenigstens als solche nicht zu fühlen, hätte sie das natürliche Wechselverhältnis zwischen Vater und Kind früher und in heitereren Formen kennen lernen müssen. So aber erschien ihr gerade der am nächsten Stehende gänzlich fremd; denn nicht einmal davon, daß er der Urheber ihres Lebens und darum, wenn man will, ihr Wohltäter sei, hatte sie, Dank der Weisheit ihrer Erzieherin, ein richtige Vorstellung. Wußte sie doch von den das andere Geschlecht unterscheidenden Merkmalen nichts, als daß es Kleider von anderem Schnitte trägt und Tabak raucht.

Gleichwohl wäre alles noch in das rechte Geleise gekommen; die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe hätten bald in ihrem Herzen Wurzel geschlagen, und Fanny wäre sicherlich eine zärtliche Pflegerin des kranken Vaters geworden, wenn dieser als ein freiwilliges Geschenk von ihr hätte entgegennehmen wollen, was er als Pflicht und Schuldigkeit von ihr allerdings fordern konnte; wenn er nicht in der Tochter seine Sklavin gesehen, und wenn er ihr die Möglichkeit, wahren Liebesdienst zu üben, nicht

von vornherein abgeschnitten hätte. So aber erblickte er in ihr nur eine Magd, die nicht kündigen konnte, mochte sie der Dienstherr behandeln, wie ihm gefiel. Ja, wenn ihn der körperliche Schmerz hinriß und die gichtischen Leiden ihm das Dasein vergällten, so war sie ihm ein willkommener Gegenstand, daran er seinen Unmut, seine volle Menschenverachtung auslassen konnte, und sein Ungestüm, seine Rücksichtslosigkeit waren um so größer, als er sich in seiner übertriebenen Vorstellung von väterlichem Recht und Ansehen zu dieser Härte hinlänglich für befugt hielt. In diesem Gefühle hatte ihn aber vornehmlich ein Mann bestärkt, der seit kurzem viel in diesem Hause zusprach: Mr. Jonathan Temple, der erwähnte Prediger von St. Patrick. Dieser kluge Presbyter hatte sich in mehreren angesehenen Häusern Dublins Eingang zu verschaffen und sein Ansehen jedesmal zu geistlichen Zwecken vortrefflich auszunutzen gewußt. Vorzüglich stand er in dem Rufe der Fähigkeit, bei Sterbenden vorher für unmöglich gehaltene Testamente durchzusetzen, und wenn er daher öfter bei einem Reichen Einlaß begehrte, so wußte man, daß er einen Wechsel auf das Jenseits mit sich in der Tasche trug, den anzubringen er eine beispiellose Zähigkeit besaß. Die Familien zitterten deshalb vor ihm. Er hieß in der ganzen Stadt der „Leichenbitter“. Als daher die Nachbarn des reichen Brocke denselben häufig und immer häufiger vor ihrer Tür vorbeigehen sahen, steckten sie die Köpfe zusammen und flüsterten sich schadenfroh zu: „Mit dem alten Geizhals geht es zu Ende!“

Aber Tag für Tag verging, ohne daß sich ihre Vermutung bestätigte, und es schien fast, als ob Mr. Temple entweder auf sehr große Schwierigkeiten bei der außerordentlichen Habsucht des zu Bekehrenden stoße, oder daß er noch einen weiteren Zweck verfolge, der ein sehr behutsames Auftreten erheischte. Etwas Besonderes zu bedeuten hatten seine Besuche, das wußte man; aus der ganzen Vergangenheit dieses geborenen Proselytenmachers ließ sich dieser Schluß hinlänglich sicher ziehen.

Mr. Jonathan Temple mochte etwa Ende der Dreißiger stehen, obgleich er jedermann weit älter erschien; seine Stirn war von Furchen gepflügt, sein Gesicht besonders um die Augen in Falten gelegt, sein Haupthaar sowie der schmale Backenbart bereits stark ergraut; er ging etwas vorgebeugt und war sehr mager. Ein hastiger, unsteter Gang, eine schmale, dürre

Hand, die alles, was sie umfaßte, krampfhaft festzuhalten schien, eine zudringliche und dabei doch ganz fremd klingende Stimme, ein scharfer und doch darum scheuer Blick vollendeten das Unheimliche dieser ganzen Gestalt. Er hatte fast noch im Jünglingsalter Irland verlassen und in Amerika längere Zeit als Missionär gelebt, namentlich aber an den Salzseen von Utah an der Bekehrung der Mormonen gearbeitet, deren moralische Pest damals die Aufmerksamkeit der ganzen Union auf sich gezogen. Nach seiner Rückkehr war er zuerst Vikar auf dem Lande, bis er endlich zum Domherrn von St. Patrick erwählt und als erster Prediger dieser Kathedralkirche nach Dublin berufen wurde, wo ihm seine glühende Beredsamkeit bald einen weithin berühmten Namen erwarb. Er besaß wie wenige die Gabe, die Gemüter der Menschen fortzureißen, und wenn er an hohen Festtagen das Evangelium verkündete, so pflegten sich ganze Scharen sogar von Katholiken und Sektierern mit den Bekennern des anglikanischen Bekenntnisses vermischt nach den Toren von St. Patrick zu wälzen. Kurz, er war unbestritten der erste Kanzelredner in Dublin, bewundert von allen bis auf etliche alte und bedächtige Leute, die seine Worte zu schwärmerisch und häufig sogar nimmer mit der Lehre der Kirche in Übereinstimmung fanden.

Gleichwohl genoß Mr. Temple als Mensch keine verbreitete Achtung, und selbst diejenigen, welche die Gewalt seiner Beredsamkeit und seine Bibelkunde zu den eifrigsten Hörern seiner Predigten gemacht, empfanden in der Nähe dieses Mannes eine unerklärliche Beunruhigung. Einige überkamen sogar Zweifel an der Echtheit dieser Gestalt und an dem aufrichtigen Wohlmeinen dieses in sich verschlossenen Mannes. Schien doch sein ganzes Weben und Leben rätselhaft. Er bewohnte für sich allein ein ehemaliges Kloster, indes seine Vorgänger regelmäßig seit vielen Jahren diese Dienstwohnung wegen ihrer Weitläufigkeit und ihres baulich verfallenen Zustandes ausgeschlagen hatten. Er war unverheiratet geblieben, obgleich die englische Hochkirche die Priesterehe sogar begünstigt, und obwohl sein Einkommen zur Ernährung einer Familie hinreichend groß war. Aber auch jedes anderen geselligen Umgangs schien er gänzlich zu entbehren. Nie empfing er Freunde in seiner Wohnung, keinen, der ihn aus irgendeinem Grund besuchen wollte, ließ er vor; nicht einmal einen Dienstboten hatte er aufgenommen. Der einzige Mensch, dem

es gestattet war, seine Schwelle zu übertreten, war der Sakristan von St. Patrick. Dieser durfte wenigstens bis in das offenstehende ehemalige Sprechzimmer des Klosters vordringen, wo er durch das in eine Art Schiebfenster verwandelte Sprechgitter die für den Domherrn gemachten Einkäufe, Briefe oder sonstiges einlassen konnte. Hatte er aber mit dem Domherrn persönlich zu verkehren, so pflegte er sich durch ein eigenes Pochen mit dem altertümlichen Klöpfel als der Richtige anzumelden. Nach einiger Zeit sollte dann der Angerufene, gewöhnlich eine große Katze an der Seite, bei der Tür erscheinen und den begehrten Bescheid geben oder, wenn ihm eine kirchliche Funktion oblag, die Puderperücke und den Chorrock von dem Arme des Sakristans abnehmen und damit in seine Behausung zurückgehen, daraus er nach einigen Minuten, den Kopfputz vollständig gerichtet, im Ornat wieder erscheine, um dem Kirchendiener nach St. Patrick zu folgen.

Mr. Jonathan Temple hatte außer seinen Kanzelvorträgen keine andere kirchliche Verrichtung vorzunehmen; der Primas hatte ihn von der Erteilung der Taufe, vom Einsegnen von Ehepaaren und Toten gänzlich dispensiert, ja, sogar die Kommunion sah man ihn nie erteilen. Bei großem Andrang an hohen Kirchenfesten reichte immer ein zur Aushilfe aus einer anderen Pfarrei requirierter Presbyter statt seiner den Kelch herum. Diese Berücksichtigung und Schonung seiner Kräfte von seiten des Bischofs war übrigens sehr erklärlich, sie entsprang aus derselben Ursache, weshalb auch viele Bürger Dublins und namentlich solche aus dem Mittelstande ihr Verdammungsurteil über diesen Priester zurückhielten, sie entsprang seiner großartigen Wohltätigkeitsliebe, die wir schon oben in Kürze charakterisierten.

Den Feinden dieses Mannes konnte wirklich vorgehalten werden, daß ihre Abneigung auf unbestimmten Gefühlen beruhe, indes die Tatsachen sehr zugunsten des Angefeindeten sprachen. Seine Verdienste um das städtische Armenwesen, um die Milderung des irischen Pauperismus überhaupt, so urteilten die Gemäßigten einstimmig, seien nicht zu bestreiten. Wenn er die Reichen beschleiche und ihnen auf dem Totenbett zusetze, so habe er dabei nicht *seinen*, sondern den Vorteil der gesamten Bürgerschaft, der Allgemeinheit im Auge, und es könne gar nichts schaden, wenn Leute, die sich auf Kosten anderer ihr

ganzes Leben hindurch bereichern, beizeiten noch an ihr Unrecht gemahnt und dazu angehalten werden, sich eines Teiles ihrer Beute zu entäußern. Man betrachte den Palast des neuen Findelhauses, die neue Gebäranstalt, das vergrößerte Waisenhaus und frage sich, ob in früheren Zeiten in einem so kurzen Zeitraume je so viele Stiftungen und Werke der Wohltätigkeit in Dublin zustande gekommen. Er habe die Kapitalien hierzu aufgebracht, reiche Vermächtnisse bewirkt und überhaupt den Mildtätigkeitssinn unter den Vermögenden auf jede Art gefördert. Wohl habe er zunächst das Los armer gefallener Frauen sowie der unschuldigen Früchte sündhafter Fleischeslust zu bessern getrachtet, aber jeden interessiere eben in dem großen menschlichen Elend vornehmlich eine Klasse von Leidenden; der fühle am meisten Erbarmen mit den Kranken, jener mit den Siechen oder am Leibe Verkrüppelten, mit den Blinden, Tauben, Lahmen. Diesen jammere das hilflose Alter, jenen die schutzlose Kindheit und die verführte Unschuld. Mr. Jonathan Temples Spezialität seien nun arme Wöchnerinnen und ausgesetzte Säuglinge; diesen sei er ein Schützer und Vater, ein unermüdlicher Beistand. Bei einem Manne, der die Greuel der Vielweiberei unter den Mormonen mit angesehen, sei diese erbarmungsvolle Teilnahme für das andere Geschlecht sehr wohl zu erklären und anzuerkennen.

Es lag so viel Wahres in diesen Worten, und sie waren von so gerechtem Sinne eingegeben, daß die gegenteilige Ansicht, die rückhaltlose Verurteilung dieses Mannes, wie sie andere aussprachen, anfangs nur wenig Hoffnung hatte, durchzudringen und die Stellung desselben jemals zu erschüttern.

Aber zu seinem Unglück wirkten für ihn ein Häuflein allzu eifriger Freunde, die den von ihnen bewunderten Seelenhirten geradezu als einen Heiligen und unsündigen Menschen, als ein Exemplar von einem Priester hinstellten, dem kein zweiter unter dem Klerus in ganz Großbritannien an die Seite zu stellen. Die soziale Zusammensetzung dieses Anhangs war seltsam genug; er bestand teils aus Eingewanderten, die ungefähr um dieselbe Zeit wie Mr. Temple aus den Vereinigten Staaten nach Dublin gekommen waren, teils aus geborenen Dublinern, die nach vieljährigem Aufenthalte in der transatlantischen Fremde wieder nach der Vaterstadt sich aufgemacht hatten, den Abend ihres Lebens daselbst zu verbringen, teils endlich aus wenigen Einheimischen, die aber häufigen Umgang mit gemeldeten Leuten

pflegen. Diese meist auch sonst sehr sonderbaren, sogar äußerlich in ihrer Tracht erkennbaren Leute, die nie einem öffentlichen Gottesdienst anwohnten, dagegen aber in abgeschlossenen Zusammenkünften durch Gesang und Bibellesen ihren Herrgott feierten, waren für Mr. Jonathan Temple eine schlimme Bundesgenossenschaft, und sein überschwängliches Lob aus ihrem Munde erschien in kurzer Zeit allen bedenklich, ja sogar anstößig. Wenn wir reden dürften, pflegten diese absonderlichen Freunde öfter zu sagen, und eure Vorurteile öffentlich bekämpfen, ihr würdet uns alle recht geben und nicht ruhen, bis Jonathan Temple Primas und Hoherpriester von Irland. Solches Lob schadete dem Gepriesenen sehr in der öffentlichen Meinung, und öfter war es schon nahe daran, das Presbyterium der Kirche zu berufen und Mr. Temple zu einer öffentlichen Lossagung von diesen zweideutigen Christen zu veranlassen.

Wie es aber einmal zu gehen pflegt, wenn in den Köpfen der Menge irgendein Gedanke arbeitet und die Furcht oder das Mißtrauen die Phantasie ebenso wie das Denken zu beeinflussen anfängt, bald kamen noch viel ungeheuerlichere Gerüchte in Umlauf.

Da wollten einige zu Nacht die rückwärtigen Fenster des Klosters sämtlich erleuchtet gesehen und aus denselben einen feierlichen Gesang vernommen haben, dem viele helle Frauenstimmen beigemischt gewesen. Zuletzt sei aber der Gesang in ein förmliches Toben übergegangen und endlich ein Tanz zu seltsamen Melodien erklungen, während dessen man Tänzer und Tänzerinnen an den Fenstern habe vorbeiwirbeln sehen. Ein andermal hatten sonst glaubwürdige Männer beobachtet, wie aus der Hintertür der Karthause, die auf einen Kanal herausgeht, viele Männer mit niederen Hüten und in langen Mänteln zu später Stunde herausschritten und sich in bereitstehende Kähne setzten, worauf sie die Ruder schweigend ergriffen und nach dem Liffey hinabfuhren. Unter allerlei unbekannten Gestalten und Gesichtern hatten diese, ihrer Aussage nach, auch einige ihnen sehr wohlbekannte wahrgenommen, und zwar diejenigen der frommen Anwälte Mr. Temples, deren wir oben bereits Erwähnung getan. Ein drittes Mal endlich hatte man darunter sogar Frauen von unvergleichlicher Schönheit bemerkt, deren man in den Straßen von Dublin sonst nie ansichtig geworden, und deren Anblick dem uneingeweihten Auge auch jetzt wieder

allsofort ertzogen wurde, indem diese Houris auf die Aufforderung der Männer hin sich alsbald dicht zu verschleiern begannen. In dieser Weise wurde das alte Kloster, an dessen grauem, fremdartigem Mauerwerk sich ohnedies schon manche Sage und romantische Geschichte aus vorigen Tagen anrankte, manche Ballade von entführten und eingemauerten Nonnen, von verstoßenen Königstöchtern und heimlichen Meerfrauen, ja selbst die ganze rührende Schicksalstragödie von Hero und Leander, nach irländischer Weise zugerichtet, aufs neue in einen schlimmeren Ruf gebracht und mit einem neuen Gewebe von Wahrheit und Dichtung umsponnen.

Der gegenwärtige Bewohner dieses Klosters, Mr. Jonathan Temple, zu dessen Ohr wahrscheinlich keine dieser über ihn ausgestreuten Erzählungen und Vermutungen gedrungen, lebte inzwischen unbekümmert in gewohnter Weise dahin und vollendete auf das glücklichste die Bekehrung des alten Brocke. Er hatte zu diesem Zwecke dessen ganzes Haus bis in die Gesindestube hinein mit Traktätchen und Erbauungsschriften förmlich überschwemmt und auf allen Kasten und Kommoden konnte man neben der schwarzen Bibel diese schwärmerischen Schriften liegen sehen. So oft er seinen Besuch erneuerte, hatte er ein anderes Druckwerk vorzulegen, das die erprobtesten und eingehendsten Vorschriften zur Heiligung der Seele und zur Einrichtung eines guten Lebenswandels enthielt. Die meisten dieser Büchlein wiesen einen fremden Druckort auf, irgendeine entlegene Stadt in den Vereinigten Staaten, am großen Mississippi oder in Kalifornien, deren Namen selten selbst in Seestädten wie Dublin genannt wird; in einigen las man zur besseren Orientierung im Lande Déseret beigesetzt. Manche hatten das Titelblatt mit seltsamen Figuren verziert, und alle führten sehr bezeichnende und erbauliche Aufschriften, als: „Vom wahren geistlichen Leben“, „Urim und Thurim“, „Der fleischliche Tabernakel“, „Die Erzväter Abraham und Jakob“, „Sarah und Hagar“, „Rachel und Bilhah“. Aber trotz dieses wirksamen Bekehrungsapparates, der von den nachhaltigsten persönlichen Bemühungen verstärkt wurde, wollte die Erweichung und Bearbeitung des alten Menschenhassers anfangs nur langsame Fortschritte machen. Dasselbe tiefe Mißbehagen, das alle empfanden, die mit Mr. Temple in die erste Berührung kamen, äußerte sich auch bei Mr. Brocke, ja, es schien ihn das verwandte Wesen des be-

kannten Erbschleichers doppelt abzustoßen. So gebot er denn gleich nach den ersten Besuchen des Presbyters der betroffenen Haushälterin in dem entschiedensten Tone, denselben nicht mehr vorzulassen. Er wolle mit diesem unaufrichtigen Menschen nichts zu tun haben; er durchschaue ihn genugsam und kenne das ganze Gelichter. Allein dieser Widerspruch half ihm wenig.

Mr. Temple hatte sich einen sicheren Feldzugsplan entworfen. Er konnte sich einem General vergleichen, der eine Festung mit einem Handstreich nehmen soll, in der er selbst als Kundschafter vorher Wälle und Glacis beschlichen. Die alte Wirtschafterin, das sah er allsogleich, war das Ravelin, das er vorher erobert haben mußte, wenn er in den Hauptturm gelangen wollte. Das Ravelin ergab sich aber ohne allen Widerstand, und auch Francis, der taube Türhüter, kapitulierte. Was wollte jetzt noch der einsame „Kavalier“ auf dem Hauptwalle? Eine kurze Kanonade, und er war demontiert. Die Haushälterin entschuldigte sich, daß sie nicht den hinreichenden Mut besäße und überhaupt zu christlich sei, den würdigen Domherrn abzuweisen, und der eigensinnige Hausverschließer erklärte rundweg heraus, daß er, nachdem er nun einige der Traktate des Mr. Temple gelesen, lieber in das Pfründnerhaus gehen wolle, wo ihm als ehrbarem Bürgerssohn ohnehin die Aufnahme gesichert wäre, als Seine Hochehrwürden, der der gelahrteste Mann in ganz Irland sei, so leichthin, wie man einen hungrigen Bettler von der Tür jage, fortzuschicken. Nun hatte Mr. Brocke, so wenig Umstände er auch anderen Menschen gegenüber machte, und so sehr er auch sonst den ganzen Tag durch schalt und polterte, diesem willensstarken Individuum gegenüber keine feste Stimme, keinen offenen Mut, und so war denn niemand im Hause, der die Erklärung hätte abgeben können; denn Miß Fanny hatte in solche Angelegenheiten das wenigste dreinzureden. Auf diese Weise blieb die völlige Unterwerfung des einmal Umgarnten nur eine Frage der Zeit. Sehen wir, wie dieselbe allmählich vonstatten ging.

Ein jeder hat sich aus seinem Leben mancherlei vorzuwerfen, jeder Lebende trägt Schuld mit sich herum, und alle Geschichte ist eine fortlaufende Kette von Unrecht. Würde daher irgendeinem unter uns ein völlig Makelloser oder ein vollkommen Bußfertiger begegnen, und ihn an seine Schuld gemahnen, Zerknirschung, Seufzer und Tränen würden uns seine Worte ab-

nötigen. Freilich sind es nur seltene Augenblicke, wo wir das verletzte Ganze höher zu achten vermögen als den elenden Kampf um das individuelle Dasein, aber es gibt solche Momente, und jeder hat dieses an sich selbst erfahren, wie wir überhaupt nichts verstehen und von nichts Kenntnis haben, das nicht geschichtlich aus uns selbst hervorgegangen. Das Bild eines Mörders, dessen Seelenzustand vor, während und nach der Tat würde uns so unbegreiflich sein, daß wir nicht einmal seinen Richter abzugeben vermöchten, wenn wir nicht alle selbst die nämliche Tat in Gedanken schon einmal selbst begangen hätten, vielleicht, indem wir auf die bloße müßige Vorstellung von einer an einer werten Person vollbrachten Missetat, den von unserer Einbildungskraft verkörperten Täter zu Boden warfen und zerrissen, vielleicht indem wir eine einstens wirklich erlittene große Unbill im Traum einmal blutig gerächt, indem wir die in der Wirklichkeit nie eintreffenden Voraussetzungen zur Wiedervergeltung darin eintreffen sahen und so in der Lage waren, unserem lange verhaltenen Groll vollkommen freien Lauf zu lassen.

Uns scheint aber kein Gewissen belasteter zu sein, als das des Habsüchtigen, des Geizigen. Dieser sieht in Augenblicken der inneren Beängstigung einen ganzen Chor von vorwurfsvollen Gestalten vor sich schweben. Keine bis zu ihrem Gipfel gestiegene Notdurft, kein entfesselter, die Stimme des Herzens plötzlich übertäubender Sturm der Leidenschaft hat ihn unselig gemacht, sein Handeln ist zugleich seine Ruhe, seine Erholung, und seine Selbstanklage kann daher nur gegen seinen innersten Kern gerichtet sein; er muß sich geradezu als der Verworfenste erscheinen. Und doch hat er eigentlich nichts vollbracht, was der irdische Richter nicht wissen dürfte, was die heutigen Gesetzgebungen mit Strafe bedrohen. Seine Sünde ist nicht so fast, daß er das Schlechte getan, ja vielleicht einmal das, wovor alle unsere Sinne schaudern, sondern daß er nie das Gute getan, so daß vielleicht selbst der größte Verbrecher, den die menschliche Gesellschaft wie einen Auswürfling von sich stößt, zu ihm noch sagen könnte: Ich habe doch einmal dem oder jenem wohlgetan; ich war ein Tier als ich die Tat vollbracht, du warst nie ein Mensch. Nichtsdestoweniger wird die Reue eines Geizigen nie eine vollständige werden, es wird ihm nicht um die Sühne, um den Rückersatz sondern allein um die Beschwichtigung und Recht-

fertigung seines Inneren zu tun sein. Er möchte durch Werke, die keine Liebeswerke sind, durch Entsagungen, die seiner eingewurzelten Neigung nicht widersprechen, ja ihr eher noch frönen, durch eine Reue, die ihn, der nur am Mammon hängt, im Grunde nichts kostet, pharisäisch seinen Gott versöhnen. Zum Beten, Fasten, zur Kasteiung kann man ihn bewegen, zur Herausgabe des fremden Gutes, zur Entäußerung von seinem Überflusse niemals oder höchstens in der Stunde des Todes.

Als daher Mr. Brocke gewahrte, daß er zu nichts Weiterem von dem zelotischen Priester vorläufig vermahnt und angehalten werde, als zu gleißnerischen Worten, zur Schönfärberei seiner Handlungen vor Gott, schwanden seine Bedenken, ja, sie kehrten sich geradezu in ein Wohlgefallen an dieser Abfindungsmethode um. Seine Rückhaltung ging in eine geschwätzige Offenheit, seine Geringschätzung in eine blinde Verehrung über. Es ward ihm zum förmlichen Bedürfnisse, mit seinem geistlichen Freunde einige Stunden des Tages in Gebet und Betrachtung zu verbringen, über seine Fortschritte in der Gnadenerlangung sich mit demselben zu unterhalten oder in Augenblicken des Kleinmuts sich seine Furcht vor dem Gerichte, das wir alle nach dem Tode zu erwarten haben, sophistisch ausreden zu lassen.

Jetzt war Mr. Jonathan Temple bei dem Punkte angelangt, den er längst erstrebt. Nie verließ er von nun an mehr diesen abhängigen Alten, ohne ihn entweder aufgerichtet oder niedergeschmettert zu haben. Entweder strahlte, wenn er die Stube des Kranken verließ, Mr. Brockes Gesicht vor Wonne und Entzücken, oder der Erschütterte saß, schweißbedeckt vor sich hinstarrend, mit dem Ausdruck des Entsetzens und der Verzweiflung in den Zügen, seufzend und sich die Stirn zerschlagend da, als hätte er eben sein Verdammungsurteil durch den ewigen Richter gehört. Dann nahm er einen Tag durch weder Speise noch Trank zu sich und versagte sich allen Schlaf. Ohnmächtig erschien er wie eine von ihrem Stab gesunkene Rebe, die auf den Winzer harrt, daß er sie wieder aufrichte. Alle Augenblicke fragte er, was es an der Zeit, und ob der Abend noch nicht anbreche, endlich, ob sich noch nicht der Schritt seines Beraters vernehmen lasse. „Segne mich und richte mich auf, rief er dem Wiedereintretenden entgegen; gib mir Wasser von der Quelle zu trinken, denn mich dürstet sehr, und meine Lippen sind in ihrem Lechzen gesprungen. Siehe, ich bin wie ein Wild,

das die Jäger umstellt haben, ihm den frischen Morgentrunk im Quell mißgönnend."

Gefiel es aber nun dem wohlberechnenden Priester, die Qual und Marter des zerknirschten Greises zu beenden und ihn der Gnade Gottes aufs neue als würdig zu erklären, so gab es dafür auch vielleicht auf dem Erdenrund keinen von seiner Würdigkeit und Gottgefälligkeit überzeugteren Christen, als diesen hartherzigen, jedes Mitgefühls für andere Geschöpfe baren, feig an seinem elenden Dasein hangenden Menschenwurm. Wenn es daher Mr. Jonathan Temples alleinige Absicht war, wie sich die Trödler unten in ihren Buden erzählten, diesen alten Sünder mürbe zu machen und ihn langsam auf die Abfassung seines letzten Willens vorzubereiten, so mußte man sagen, Mr. Temple verstehe sich vortrefflich auf sein Geschäft.

Allein der Plan des beharrlichen Hausfreundes schien weiter angelegt zu sein, er schien sich mit der vollbrachten Tatsache der Bekehrung einer Seele nicht begnügen zu wollen. Ihm lag daran, vollständig Herr der Situation zu sein.

Miß Fanny Brocke war in trauriger Einsamkeit, man konnte sagen auf dem Schemel zu Füßen ihres Vaters zu einer herrlichen Jungfrau herangewachsen. Sie war schlank und groß, und an die Stelle jener unbestimmten Formen, die die Grenze der Kindheit beim Mädchen kennzeichnen, war die volle Plastik der Gestalt getreten; ihre Gliedmaßen, vornehmlich Hand und Fuß, waren nicht von jener zierlichen Kleinheit, die in den Augen so vieler für vornehm gelten, sondern von jenem vollendeten Ebenmaß der kleinsten Teile untereinander, von jener rhythmischen Schönheit, von jenem den schönsten Gebrauch dieser Glieder vermittelnden Bau, der die Stärke neben der Grazie zur Geltung bringt. Reich wallte ihr das goldgelbe Haar den blühenden Nacken herab und verbreitete sich in goldenen Wellen über den vollen Schultern, die das reife Weib verkündeten. Wenn sie vollends ihr großes Auge, das von einer wunderbaren Bläue und strahlenden Tiefe war, zum Blick erhob, so sah man darin den erkannten Ernst des Lebens vollkommen ausgesprochen. Ihre Stimme war klangvoll und stark, ihre Sprache dabei von einem seltenen Wohllaut, ihre Rede klar und herzlich.

Mr. Temples Auge pflegte denn auch mit sichtbarem Wohlgefallen auf dieser Gestalt zu ruhen und selbst in solchen Gesprächen, die über die Körperwelt hinaus die Regionen des

absoluten Geistes streifen und allen Erdendunst überfliegen, schien er an dieser warmen Bluterscheinung die erstorbene Glut, die erloschene Teilnahme für das Reich der Sinnlichkeit wieder zu entzünden. Den größten Eindruck aber schien diese edle Gestalt auf ihn zu machen, wenn er sie in einiger Entfernung von sich, etwa vom Fenster herab unten im Garten wandeln sah, wie sie ihre Rosen begoß oder sich sonst über die von ihr gepflegten Blumen beugte, um sie von Raupen und Unkraut zu befreien oder ihre umgewehte Stütze wieder zu befestigen. In Bewegung, ich möchte sagen handelnd mußte man diesen tadellosen Organismus sehen, um in seiner Zweckmäßigkeit zugleich das erfüllte Gesetz der Schönheit doppelt zu erkennen. Vielleicht hatte gerade diese Einsicht auch mit dazu beigetragen, daß der Presbyter eines Tages die Aufstellung eines zweckmäßigen Turnapparats für Fanny auf dem großen Rasenplatze in dem ziemlich umfangreichen Garten als Ersatz für ihre sonst geringe Motion auf das wärmste befürwortete und sich sogar ihr die nötigen Lektionen selbst zu erteilen erbot. Was den Körper stähle, pflegte er zu motivieren, kräftige auch den Geist. Ein Weib habe oft mehr Fährnisse und Kämpfe, und zwar nicht bloß seelische, sondern auch physische zu bestehen, als mancher erprobte Mann. Dadurch aber, daß er den Unterricht selbst erteile, werde das allein Bedenkliche, einen fremden Lehrer, dessen moralischer Tüchtigkeit man doch nie ganz sicher sein könne, herbeizuziehen, gänzlich vermieden. Die Argumente leuchteten dem alten Brocke ein, und schon in den nächsten Tagen konnte die kleine Turnschule eröffnet werden. Mr. Temple hatte den Festplatz mit Fähnchen geschmückt und ein Emblem, von einem Eichenkranz umwunden, inmitten derselben angebracht, das die sinnreich-poetische Aufschrift trug:

„Wenn ich den Körper stähle,
Erfrisch' ich auch die Seele."

Diesen Satz wiederholte der eifrige Turnwart in den ersten Tagen, so oft sich der volle gesunde Körper des Mädchens vom Barren hinausschwang, und als ein reizender Pendel sich unter seinen Augen bewegte. Dabei erwies er sich als durchaus providentiell. Ihrem Absprung vom Reck zum Beispiel wußte er stets zuvorzukommen, indem er die doch umsichtig genug umhergebreitete Lohe nicht für hinlänglich weich erachtete, um das Gewicht eines geschwungenen Körpers jählings darauf nieder-

zulassen. „Ich habe die Verantwortung zu tragen, wenn Ihnen etwas begegnet," waren seine gewöhnlichen Worte ihrem erklärlichen Widerstande gegenüber. Aber Miß Fanny schien diese Leibesbewegung sehr bald für eine höchst überflüssige zu halten, denn schon nach den ersten Unterrichtsstunden weigerte sie sich standhaft, dem Herrn Turnwart in den Garten zu folgen. Alles Vermahnen und Drohen von seiten ihres Vaters nützte nichts, und Mr. Temple blieb nichts übrig, als seine olympischen Spiele einzustellen. Dafür warf er sich jetzt, nachdem er mit den körperlichen Exerzitien Fiasko gemacht, um so energischer auf geistliche Übungen.

Ihre Erziehung, sprach er mit lebhafter Betonung, sei noch lange nicht vollendet. Vielmehr fehle noch die Krone derselben, die religiöse Vervollkommnung. Wenn sie sich vielleicht über diese vermeintliche Kinderkrankheit hinausgewachsen glaube, so irre sie sich; der Schule entwachse der Mensch, der Kirche nie. Die Unterweisung und Befestigung, nicht so fast in den Wahrheiten der Religion, als in den Gnadenmitteln und in der Heilsordnung, sei die Hauptaufgabe der geistlichen Erziehung. Man müsse dem Teufel die kostbaren Seelen der unerfahrenen Jugend streitig machen, der sich in allerlei Gestalten, namentlich an Jungfrauen heranschleiche, wie denn überhaupt dieser feine Herr, was schon Milton so richtig ausgesprochen, ein gefallener Engel und Gentleman zugleich sei; man müsse unaufhörlich jäten und das Unkraut ausrupfen in dem Garten Gottes, auf daß die ihm wohlgefälligen Blumen einen um so angenehmeren Geruch verbreiteten.

So wohlgemeint nun diese Worte auch sein konnten, und so sehr sie auch dem alten Herrn in seinem Sorgenstuhle als der Ausbund aller Weisheit erschienen, auf Miß Fanny machten sie nicht den gewünschten Eindruck, im Gegenteil, eine Stimme im Innern, die sie eben nicht für die des Beelzebub hielt, sagte ihr: das ist nicht Gottes Stimme, die aus diesem Manne spricht, und wenn er es tausendmal beteuert. Ja, eine förmliche Furcht ergriff sie vor ihm, und wenn mit dem hereinbrechenden Abend die Gegenstände in dem ohnehin düsteren Krankenzimmer undeutlicher in ihren Umrissen wurden und das Herz überhaupt bangere Schläge tat, da heftete sie von ihrem Schemel weg furchtsam die Augen auf die gegenüberstehende Tür, durch die der lange hagere Mann nun alle Augenblicke eintreten konnte;

denn nie pflegte er seine Besuche vor angebrochener Abenddämmerung zu machen, aber regelmäßig alle Tage mit Ausnahme des Donnerstag konnte man seiner gewärtig sein. Wohl würde auch jedes andere Herz eine Beklommenheit verspürt haben, wenn dieser unheimliche Gast, ohne sich vorher durch das übliche Klopfen anzumelden, plötzlich, als wollte er Vater und Tochter noch im Gespräche überraschen, in das Zimmer trat und, noch unter der Tür stehend, auf eines der beiden einen durchdringenden Blick richtete, gleichsam, um auszuforschen, ob die Lage noch die nämliche wie gestern, ob ihm inzwischen niemand das Feld streitig gemacht, ob die gute Meinung, die der alte Brocke gestern bei seinem Abschiede von ihm gehabt, auch heute noch bestehe. Denn wandelbarer noch als ihre Stimmungen sind die Ansichten der Menschen, und selbst die Urteile unbestochener Richter sind augenblickliche Produkte nie in gleicher Zusammensetzung wiederkehrender Gedankenreihen. Doch diese Wandlungen fürchtet das Gewissen des Beunruhigten weniger als die rasche und totale Vervollständigung der Faktoren, die ein letztes Urteil zusammensetzen. Keine Tat wird so heimlich verrichtet, daß kein Mitwisser darum vorhanden wäre, und kein Lebenswandel wird so verborgen geführt, daß nicht ein Zweiter darüber Rede stehen könnte. Was daher heute noch Ehrfurcht erweckt, kann morgen schon Abscheu erregen. Der unter Lobpreisungen Eingeschlafene kann unter Verwünschungen erwachen. Da er bewußtlos dalag, konnte die nimmer rastende Nemesis Kläger, Zeugen und Richter berufen, von ihnen den Spruch gefordert, und Greuel und Missetat den draußen horchenden Brüdern enthüllt haben. Auch Mr. Temple schien von ähnlichen Gedanken beunruhigt zu sein, und stets war er bei seinem Erscheinen zaghaft, aber die ausgestreckten Arme des alten Brocke, dessen mit bebender Stimme hervorgebrachte Willkommworte: „Endlich kommt Ihr, ich harrte lange auf Euch" bewiesen dem Eingetretenen sofort, daß er alles in dem Zustande vorfinde, wie er es gestern verlassen, daß seine Papiere noch hoch im Kurse stehen und seine Macht eher zu- als abgenommen. Nur Miß Fanny blieb seinen sanften wie strengen Worten gegenüber dauernd unzugänglich, der gleiche Widerspruch, die gleiche Antipathie waren heute wie gestern auf ihrem Gesichte zu lesen. Auf die Frage des geistlichen Hausfreundes, ob sie diesen oder jenen Traktat auf seine Empfehlung hin vor-

genommen, ob sie, seiner Vermahnung folgend, das oder jenes bedacht, antwortete sie kalt und ohne den strengsten Tadel zu scheuen: „Nein, ich hatte keine Zeit dazu.“ Seine katechetischen Fragen würdigte sie entweder keiner Antwort, oder wenn sie eine solche abgab, verlieh sie ihr sozusagen eine epigrammatische Spitze; oft machte sie unwillkürlich ein Bonmont. Gefragt zum Beispiel, ob sie an einen leibhaftigen Teufel glaube, erwiderte sie einmal: „Sicher, ich sah ihn oft genug.“ Überhaupt ließ sie mit hinlänglicher Offenheit durchblicken, daß sie die ehrwürdigsten Gegenstände in seinem Munde sich in profane Dinge verwandeln sehe, daß sie ihm die Berechtigung gar nicht zuerkenne, sich mit ihren Angelegenheiten der Seele zu befassen, daß ihre Achtung für ihn unwiderbringlich verloren sei. So sah sich denn bald der weltkluge Presbyter vor die Alternative gestellt, entweder seine Bekehrungsversuche ganz aufzugeben oder andere Saiten aufzuziehen. Er entschied sich für das letztere.

Eines Tages, als er gerade wieder eine beschämende Abfertigung erfahren, bat er plötzlich den alten Brocke, seine Tochter aus dem Zimmer zu schicken, indem er ihm Wichtiges anzuvertrauen habe, wozu es keiner Zeugen bedürfe. Auf den Wink des Vaters verließ Miß Fanny das Zimmer. Sie durchschritt ohne Verzug den langen Korridor und eilte die Stiege hinab, dem Garten zu, um dort unter dem freien Himmel und im frischen Grün der Natur aus voller Brust aufzuatmen.

Mr. Temple war ihr nachgeeilt und hatte, als ihr letzter, von seinem Ohr gierig aufgesogener Schritt verhallt war, die Tür des Vorzimmers verriegelt, um die Möglichkeit, von der geschwätzigen Haushälterin belauscht zu werden, fernzuhalten. Ebenso heftig wieder eingetreten, ließ er sich jetzt, bleich und sichtlich aufgeregt, neben dem alten Brocke auf dem Stuhl nieder und hub nach einer kurzen Pause also zu reden an: „Eure Tochter, Mr. Brocke, ist auf dem besten Wege, dem Teufel in die Hände zu fallen. Aller Sünde geht Verblendung voraus, wie jeder Erniedrigung ein strafbarer Hochmut. Solange nicht die ersten Tränen der Reue geflossen, sieht ein lüsternes Auge die Dinge anders gefärbt und gestaltet, als sie wirklich sind. Aber man muß diesen dünnen fleischfarbenen Gazeschleier, um mich so auszudrücken, hinwegziehen von den Augen der Betörten, auf daß sie ihre vorige Sehkraft gewinne und gut von böse wieder zu unterscheiden lerne. Ihre Tochter zählt jetzt neun-

zehn Jahre, lieber Mr. Brocke, das ist ein gefährliches Alter für die weibliche Tugend, die in dieser Periode gerade zu ihrer Vollblüte und Vollkraft, kurzum zu ihrer vollen Fülle gelangt und daher schwer zu zügeln und zu bändigen ist. Schwer, Mr. Brocke, sehr schwer. Es bedarf eines besonderen Erziehungstalentes, einer besonderen Routine dazu und außerdem, wie zu allen Dingen, auch zur Ausübung dieser Pflicht einer besonderen Gnade des Himmels. Denn ohne sie ist unser Wissen und Können eitel nichts. Sie aber sind, wie Ihnen bekannt sein dürfte, noch zu sehr im Sündenzustand, noch zu sehr der alte verstockte Adamssohn, als daß diese Erleuchtung so bald über Sie kommen möchte; ich wenigstens zweifle sehr daran. Sehen Sie sich daher um einen würdigen Beistand um, erwählen Sie sich unter den Priestern in Dublin einen, dessen Frömmigkeit Ihnen ein besonderes Vertrauen einflößt, und bekleiden Sie diesen mit außerordentlicher Vollmacht, erwählen Sie ihn geradezu als Beivormund für Ihre Tochter, und legen Sie ihm die Verpflegung und Beaufsichtigung der armen Betörten in die Hände. Endlich ernennen Sie ihn auch für den Fall Ihres Todes zu Ihrem Testamentsvollstrecker. Suchet, und ihr werdet finden, klopfet an, und es wird euch aufgetan. Ich habe gesprochen. Der Herr erleuchte Euch, der Herr erbarme sich Eures Kindes. Amen!“

Mit sichtlicher Erregung hatte der alte Brocke diesen Mahnworten zugehorcht, an deren Eingebung durch Gott er keinen Augenblick zweifelte. Jetzt ergriff er mit beiden Händen die Rechte des warnenden Freundes, und mit zitternder Stimme bat er denselben, ihm seinen Beistand zu leihen. Wenn er unter den Geistlichen in Dublin Umschau halte, so erscheine ihm keiner auch nur im entferntesten so würdig als derjenige, den er täglich unter seinem Dache zu empfangen die unverdiente Auszeichnung genieße, und dem er, wenn es dem Rate Gottes gefalle, auch noch die Rettung seiner Seele zu verdanken hoffe. Er sei alt und schwach und bedürfe einer Stütze, die Welt sei zudem in den letzten Jahren so schlecht geworden, daß er, auf dessen Seele kein Lot Unrecht gegen seine Mitmenschen laste, sondern nur Versäumnis Gott gegenüber, sich in dieser allgemeinen Verderbnis doppelt verlassen vorkomme. Er müßte verzweifeln bei dem Gedanken, sein einziges Kind den Gefahren dieser Welt ausgesetzt zu wissen und möglicherweise in dieser kritischen Zeit abgerufen zu werden, wenn ihm der liebe Gott

nicht noch zuletzt einen so zuverlässigen Freund geschickt. Möge Gott alles in seine Hand nehmen und seine Tochter vor Sünde und Schuld bewahren!

Mr. Temple, von diesen Worten keineswegs befriedigt, beantwortete diese schmeichelhafte Apologie nicht allsogleich, sondern bedachte sich vorerst hinlänglich lange. Endlich fuhr er wieder fort: „Mr. Brocke, Ihr scheint mich doch nicht vollkommen verstanden zu haben. Ich sagte nicht bloß, daß es nötig sei, Eure unerfahrene Tochter zu überwachen, sondern ihr geradezu einen Wächter zu bestellen, der sie bei sich aufnimmt und behütet, denn in Eurem Hause kann dieses nicht geschehen. Auch würde es gut sein, wenn Ihr nur bald daran denkt, Euer Testament zu machen und überhaupt alles zu ordnen."

Brocke, der diesem kühnen Ansinnen vorher absichtlich ausgewichen war, schien jetzt in einige Verlegenheit zu geraten. „Sie wissen," brachte er zögernd hervor, „daß ich längst damit umgehe, meinen letzten Willen niederzusetzen, aber noch fühle ich mich nicht würdig genug zu diesem feierlichen Abschied von der Welt. Wenn ich dazu meine Tochter, die die Stütze meines Alters ist, mir entfremde, so bin ich ganz der Willkür fremder Leute anheimgegeben, zumal wenn sie wissen, daß ich mein Testament schon gemacht."

Mr. Temple erhob jetzt drohend den Finger und entgegnete mit sehr ernster Miene: „Mr. Brocke, Eurer Tage sind nicht mehr allzu viele, und möget Ihr am Leben hangen, wie Ihr wollt, Gott fragt nichts danach, sondern wenn Euere Stunde gekommen, und es kann die nächste sein, so schickt er Euch seinen Engel und macht Euch den Prozeß. In die Hölle mit dem alten Brocke, lange genug hat er meine Langmut mißbraucht! Ihr wißt, werter Herr, im Himmel macht man keine Späße, und glaubt mir, dort entschließt man sich ebensoleicht, Euch in die ewige Verdammnis zu schicken, als Ihr, Eure Katze zu ersäufen. Doch ich sehe, Ihr bedürft einer Zeit zur Überlegung, Ihr trennt Euch ungern von Eurem Mammon, das weiß alle Welt und ich, der die mühselige Aufgabe hat, Euch hartgesottenen Sünder zu erweichen, am allerbesten. Zieht daher die ganze Lage noch einmal in Betracht und überlegt Euch, was ein kindischer Greis zu tun hat, wenn er nicht ruchlos in die Grube fahren soll wie das liebe Vieh auf dem Schindanger."

Eine Wolke des Unmuts ging bei diesen verächtlichen Worten über die Stirn des alten Brocke, und ein langes Stillschweigen, das nur von einigen tiefher heraufgeholten Seufzern des gedemütigten Alten begleitet war, folgte dem heftigen Auftritt. Als aber jetzt der Presbyter sich von dem Stuhl erhob und ein unwirsches „Gute Nacht, Mr. Brocke!" vernehmen ließ, verlor der Alte gänzlich die Fassung, und mit kläglichen Gebärden und aufgehobenen Händen bat er den erzürnten Freund, ihm sein Wohlwollen nicht zu entziehen, und ihn um einer einzigen Schwäche willen nicht zu verurteilen. „Ihr dürft glauben, daß ich Euren Tadel wohl beherzige, und was meine Tochter anlangt, so werde ich ihr allsofort eröffnen, daß sie künftighin Euch in allen Stücken treulich zu gehorchen hat."

„Wir sprachen von einer Beaufsichtigung bis in das kleinste, von einer förmlichen Kuratel," präzisierte aufs neue der andere, „und diese könnt Ihr ohne die Gerichte keinem übertragen, bloße Worte und Erklärungen nützen da nichts. Doch ich pflege nicht gerne vor tauben Ohren zu predigen, wie es die Euren sind." Bei diesen Worten ergriff er Hut und Stock und entfernte sich. Lange aber saß noch der alte Brocke nachdenklich und vor sich hinbrütend da.

Während die beiden Freunde droben also beratschlagt hatten und in Zwist geraten waren, wandelte Miß Fanny, in ihrem Innern mehr und mehr beruhigt, in den Laubgängen des Gartens umher. Allmählich war sogar ein leichtes Vergessen in ihre Seele gekommen, und ihre Gedanken schweiften von der traurigen Gegenwart hinweg in die fernen Tage zurück, da sie hier in den Gängen des Gartens und dort auf dem Rasen mit jenem fremden schönen Knaben gespielt, von dem sie weder Namen noch überhaupt Näheres gewußt, und der ebenso unverhofft, als er aufgetaucht war, auch eines Tages verschwand, ohne ihr je wieder vor die Augen zu kommen, obgleich sie häufig nach ihm ausgesehen und das Windspiel vom Fenster noch viele Tage lang zu erspähen gesucht hatte, mit dem er allemal gekommen war. Heute sah sie ihn wieder besonders deutlich in der Erinnerung, und es war ihr, als müßte er jeden Augenblick dort aus dem Flur heraustreten, noch gestaltet wie ehedem, schlank und schmächtig, ein stiller bleicher Knabe, das blonde Haar über die Schultern verbreitet, in feinen Kleidern, den breiten umgeschlagenen Hemdkragen über den Spenser gelegt, einen Reif

oder Ball in der Hand, von dem voranspringenden munteren Hunde begleitet. In dieser Anwandlung von wehmütigen Gefühlen, in diesem schwermütigen Traumwachen blieb sie manchmal regungslos stehen, bis sie, von sehnsüchtigem Drang ergriffen, wieder vorwärts getrieben wurde. Und jetzt mit einem Male sah sie im Geiste den holden Gespielen nicht mehr als Kind, sondern erwachsen, als Jüngling von hohem Wuchs und kräftigem Bau, noch immer das gelockte Haar um das kühnere Haupt gerollt, bleich wie sonst, aber jetzt, da sie sich beide älter wiedersehen, plötzlich erglühend. Sie schritt hastig vorwärts, und es war ihr, als müßte sie dem ihrem Geist Erschienenen an das Herz fliegen und ihn auf Stirn, Mund und Auge küssen. Sehnsüchtig breitete sie die Arme aus und schloß sie heftig wieder, aber es war die leere Luft, die sie als die Gestalt des Wiedergefundenen umfaßt hatte. Reichliche und stürmische Tränen brachen ihr jetzt aus den Augen hervor, und sie weinte wie noch nie in ihrem Leben. Noch war der Strom ihrer Zähren nicht versiegt, da ertönte die heisere Stimme der Haushälterin, welche auf Befehl des Vaters die einsame Jungfrau wieder hinauf in das trübselige Krankenzimmer berief.

So standen die Dinge damals in diesem traurigen Hause, und solcher Natur waren die wohlüberlegten Vorbereitungen, die Mr. Temple seinem geheimnisvollen Unternehmen vorangeschickt. Die Nachbarn aber und andere teilnehmende oder neugierige Menschen, die früher ein so großes Wesen aus den Besuchen des Presbyters bei dem alten Brocke gemacht, gewöhnten sich allmählich an den Anblick des unheimlichen Proselytenmachers und Erbschleichers, und wie es in der Welt selbst bei ungewöhnlichen Vorgängen zu geschehen pflegt, wenn sie einige Zeit ohne Unterbrechung und auffallende Zwischenfälle geschehen, sie fanden es bald nicht mehr der Mühe wert, ein Wort darüber zu verlieren.

Aber plötzlich brachte ein Gerücht alle Gemüter in Dublin zu vollem Aufruhr. Ein besonders kühner Bettler nämlich beschlich eines Tages auch die Pforte des erwähnten Klosters, und war es Zufall oder Veranstaltung (man dachte an den möglichen Verrat durch den Sakristan), derselbe meldete sich durch den Klöpfel genau in den keinem anderen sonst bekannten Taktschlägen dem heimlichen Bewohner der Karthause an. Auf dieses Zeichen hin, so erzählte der durchtriebene Müßiggänger

in allen Branntweinstuben Dublins herum, sei der Presbyter an der Tür erschienen und habe verblüfft, anstatt den erwarteten Gehilfen eine fremde Gestalt zu erblicken, sich allsofort und ohne ein Wort zu sagen, zurückgezogen, nachdem er die Tür zuvor gegen ihre Angel geworfen. Er jedoch, unwillig über die schnöde Abfertigung und begierig zugleich, einmal einen näheren Einblick in diese berüchtigten Räume zu gewinnen, habe mit seinem Fuß die schwere Eichentür unbemerkt aufgehalten, und nun sei er dem entschwundenen Domherrn ohne weiteres nachgedrungen. Nachdem er einige Gemächer durchschritten, sei er zuletzt in einen weiten Saal gelangt, darinnen er einige schöne Frauen beisammen sitzen und stumm vor sich hin spinnen gesehen. Aber alsbald habe ihn eine darunter bemerkt und einen lauten Schrei ausgestoßen, worauf auch die anderen von ihren Spindeln aufgefahren und in ein durchdringendes Geschrei ausgebrochen seien, alle bis auf eine aus Schreck, diese aber, die die weitaus schönste ihm erschienen, aus Freude und Jubel, ihren vermeintlichen Retter zu erblicken. In diesem Augenblick sei aber auch schon der Domherr, bleich und verstört, ein gespanntes Terzerol in der Hand, aus dem anstoßenden Nebenzimmer hervorgestürzt und habe ihm, das Gewehr auf die Brust setzend, befohlen, eilends aus seiner Behausung zu entweichen. Er habe nun sein Leben zu lieb gehabt, um nicht der Aufforderung Folge zu leisten und, die Augen auf das entgegengehaltene Pistol gerichtet, Schritt für Schritt rückwärts tretend, das Weite zu suchen. An der Pforte habe ihm der Presbyter, ohne ein Wort zu reden, einen Schilling vor die Füße geworfen, worauf der Geistliche, die Tür zuschlagend, in seinen gestörten Hausfrieden zurückgegangen.

Diese Mär lief, nachdem sie mehrere Tage in den Spelunken und Diebshöhlen kursiert hatte, und daselbst von dem dicht umdrängten Rhapsoden hundertmal mit den nötigen Gesten und Pantomimen vorgetragen worden war, allmählich zur näheren Kunde der wohlhabenden Gesellschaftskreise gelangt, endlich von Mund zu Mund, und bereits war der gefährliche Berichterstatter auf den anderen Tag vor den Sheriff geladen, als er noch in der voraufgehenden Nacht, plötzlich in einer Schenke von heftigen Leibeskrämpfen befallen, vor den Augen seiner erschrockenen Zechbrüder jäh verschied.

Nun war aber erst recht Öl in das Feuer gegossen, und die irdische Gerechtigkeit in die größte Verlegenheit versetzt.

Der als Auswurf der Gesellschaft verachtete, gewöhnlich jede Berührung mit den Wächtern der öffentlichen Sicherheit scheuende Pöbel von Dublin veränderte plötzlich seine Haltung und fragte, wo die Vollzieher des Gesetzes seien, warum der Haftbefehl gegen Mr. Temple auf so große Schwierigkeiten stoße.

Wohl waren mehrere Zusammenrottungen und Aufläufe, namentlich einer vor dem Anatomiegebäude, dahin der Leichnam des mißliebigen Bettlers gebracht worden war, durch die stets vorher gewarnte Polizeimacht zerstreut und alle Vorkehrungen getroffen worden, eine allzu laute Kundgebung sogar der anständigeren Vox populi zu ersticken. Indes konnte die Sicherheitsbehörde angesichts der allgemeinen Aufregung doch nicht umhin, ihr über alle offen oder im Verborgenen geschehenden Taten wachendes Auge auch der Erforschung des wahren Tatbestandes in dieser rätselhaften Sache zuzuwenden. Am Tage der Beerdigung des vermeintlichen Opfers der Wahrheit erschien in den Zeitungen eine von dem Alderman und Sheriff unterzeichnete Publikation, darin zwar zuvörderst von böswillig ausgestreuten Gerüchten und der Entschlossenheit der Behörden, jede Demonstration nötigenfalls mit der Gewalt der Waffen zu unterdrücken, die Rede war, nebenbei aber doch auch die Zusicherung einer genauen Eruierung der Tatsachen und der Veröffentlichung der gewonnenen Resultate enthalten war. Vielleicht hätte denn auch diese bedingte Bereitwilligkeit von oben genügt, die Gemüter, namentlich der rohen und leichtgläubigen Volksmassen, zur Ruhe zu bringen, wenn nicht verschiedene gravierende Indizien als neue Aufreizung in Umlauf gesetzt worden wären.

Unter anderem war jener Schilling, den der Bettler bei seinem Austritte aus der Wohnung Mr. Temples von diesem gewissermaßen zur Abfindung erhalten hatte, zwar als von echtem Silbergehalt, dagegen als keine gangbare Münze erkannt worden. Derselbe wies nämlich anstatt das Bild der britischen Königin anscheinend das eines ehrwürdig bebarteten Monarchen auf, das aber sich aus der Umschrift als das eines Josef Brigham, Hohenpriesters im Lande Déseret, herausstellte. Auf der Rückseite sah man zudem das Bildnis eines von den Strahlen der Sonne umgebenen Tempels, und darüber stand im Halbkreise die Devise: „The holy Temple of Zion."

Der Wirt, in dessen Besitz diese sonderbare Münze gelangt war, beschloß, dieselbe vorläufig nicht zu Gerichtshänden abzu-

liefern, da er damit, wie er sich äußerte, bessere Geschäfte zu machen gedenke. Denn die Nachricht von seinem numismatischen Besitz, die sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitete, lockte eine Menge Neugierige an, die sich die Beschauung des Geldstückes durch eine kleine Zehrung erkaufen mußten. Schmunzelnd sah dieser schlaue Geschäftsmann, wie der Raum seiner unterirdischen Trinkstube kaum hinreichte, alle Gäste zu fassen, und namentlich freute es ihn, daß auch anständige Herren ihre Hosen mit den klebrigen Bänken in Berührung zu bringen kein Bedenken zeigten. Um aber das Geschäft möglichst hinauszuziehen und lukrativ zu machen sowie sich zugleich vor Taschendieben zu versichern, hatte er sich folgende Ausstellungsmethode ersonnen: Er hatte das Geldstück durchlöchert und eine Schnur durchgezogen, mittels der er dasselbe wie eine Ehrenmünze um den Hals trug, aber nicht entblößt und jedem profanen Blicke ausgesetzt, sondern in das Gehäuse einer Kinderuhr, die bloß gemalte Ziffern hatte, hineingesenkt. Dieses Gehäuse hatte er, die vergoldete Deckelplatte nach außen gekehrt, außerdem noch zwischen Hemd und Hose geklemmt, was bei seiner Leibesdicke eine große Spannung hervorbrachte, so daß ohne seinen Willen keiner des interessanten Schillings ansichtig werden konnte. Das Schaustück pflegte er jedem Gast erst nach langem Ersuchen hinter einem eigens angebrachten Vorhange zu zeigen und dabei die nötigen Erklärungen beizusetzen. Erstaunt traten denn auch alle aus dem kleinen improvisierten Schautempel hervor, und die meisten ließen sich sodann erst noch in einen mehrstündigen Meinungsaustausch mit ihren Tischnachbarn ein, wobei die infolge der vielen Reden und Gegenreden getrockneten Kehlen von Mr. John Smith, denn so hieß dieser Wirt, auf das bereitwilligste mit Ale begossen wurden. Außen vor der Schenke aber, die in einer sehr winkeligen Gasse im ärmlichsten Quartier Dublins jenseits dem Liffey lag, hatte der industriöse Geschäftsmann eine Tafel mit folgender Aufschrift ausgehangen: „Hier ist der berühmte Schilling zu sehen, den der ehrenwerte Mr. John Brown an Geldes Statt von Mr. Jonathan Temple im alten Kloster erhalten hat. Auch ist der Stuhl zu sehen, darauf der erwähnte Gentleman an merkwürdigen Leibeskrämpfen gestern Punkt 6 Uhr abends verstorben. Eintritt umsonst. Es empfiehlt sich hochachtungsvollst John Smith."

Nie sah man aber auch diesen klugen Gastwirt aufgeräumter,

als am Tage der Beerdigung seines alten Stammgastes Mr. John Brown, von dem er sich, wie er öfter äußerte, eines so schlauen Streiches nie versehen hätte. „Er war immer so still und eingezogen, aber ich sah es dem Menschen doch an, daß etwas Besonderes hinter ihm steckte. Gut für ihn, daß er sich seine Berühmtheit nicht am Galgen erworben. Er ging in Unschuld in ein besseres Land." So sprach Mr. John Smith von dem Toten, indes derselbe aufgebahrt in der Dubliner Morgue lag, von einem ganzen Schock Konstabler in großer Paradeuniform umgeben, letzte Ehren, von denen sich der bescheidene Mann in seinem Leben außer in vielleicht seltenen Stunden gänzlicher Niedergeschlagenheit nie hätte träumen lassen. Aber während noch immer der Zulauf zu den Reliquien des so rätselhaft aus der Welt gegangenen Säufers im Wachsen war, erschien plötzlich ein Polizeibeamter und gebot Schluß. Tief ergrimmt vernahm Mr. Smith diesen Erlaß, der, wie er sich ausdrückte, in einem parlamentarischen Staat ein unerhörter Eingriff in die Rechte des einzelnen sei und augenblicklich beschloß er im stillen, sich an den Vätern der Stadt gehörig zu rächen.

Catilina in seinen besten Tagen hatte keinen größeren Anhang resoluterer Gesellen hinter sich als Mr. John Smith. Er hielt sein Geschäft ausschließlich für Leute der nichtarbeitenden Klasse offen; Bettler, Hausierer, Vagabunden und Taschendiebe fanden hier stets eine freundliche Aufnahme und selbst, wenn ihnen die mobilen Konstabler auf der Ferse waren, bereitwillig einen sicheren Schlupfwinkel. Dem Wohle dieser Menschenklasse hatte der edle Menschenfreund alle seine Kräfte von Jugend auf geweiht, und es war in Dublin keiner, seit er Wirt war, gehenkt worden, den er nicht unter seine Stammgäste gezählt hätte. Sein ganzes Haus, das er schuldenfrei besaß, war in Ansehung seines Zweckes eingerichtet; außer den Unterkunftsräumen für steckbrieflich und anderweitig verfolgte Untertanen Ihrer britischen Majestät hatte er mehrere Kupplerinnen, Kartenschlägerinnen und Käuferinnen gestohlener Gegenstände bei sich wohnen. Für sich selbst und seine Gemahlin hatte er nur im ersten Stock ein Zimmer reserviert, womit nicht gesagt sein soll, daß er nicht auch dieses zu vorbesagten Zwecken in dringenden Umständen hergab. Öfter mit der Ehre von Hausdurchsuchungen ausgezeichnet, hatte er für möglichst viele Durchgänge und Ver-

bindungen in allen sechs Stockwerken gesorgt, und für den äußersten Fall standen rückwärts im kleinen Hof stets hohe Leitern an die Mauern in hinreichender Zahl gelehnt, um verzweifelte Fluchtversuche zu begünstigen, und Mr. John Smith rechnete die Fälle, da er der Polizei eine Nase gedreht, zu hunderten. Nichtsdestoweniger war ihm ein gewisses Martyrium auch nicht erspart geblieben, und mehrmals hatte er wegen Begünstigung von Diebstahl, Hehlerei und dergleichen sich auf einige Monate seiner persönlichen Freiheit begeben müssen.

Diese Opfer und Einbußen hatten aber gerade seine Popularität erhöht und ihm die Reputation eines sicheren Mannes verschafft, der nicht im Rücken mit der Polizei und ihren Organen in Verbindung stehe, wie das leider notorisch bei so manchem Herbergsvater in Dublin der Fall sei. Rückhaltlos vertrauten sich ihm alle schönen Seelen an, Diebe, Falschmünzer, Räuber, ja sogar mitunter Mörder. In seinem Busen war jedes Geheimnis wohl verwahrt, und wenn es auf ihn angekommen wäre, würde die Todesstrafe aus Mangel an Hinzurichtenden längst in Abfall gekommen sein. Seine höchste Idee, äußerte er oft, wäre, sein Haus in ein Hotel und Absteigequartier aller Spitzbuben in ganz England umzuwandeln, wobei er die unteren Räume als „Schwemme“ für das niedrige Diebsgesindel beibehalten würde; „aber“, pflegte er hinzuzusetzen, „ihr würdet trotzdem den besten Porter zu trinken kriegen, und des Abends käme ich manchmal auf ein Stündlein zu euch herunter“. Den ersten Stock wollte er ausschließlich für Minister und Diplomaten reservieren, denn er sei überzeugt, daß diese, von der Liebenswürdigkeit und Vornehmheit seiner Manieren gewonnen, nirgends sonst mehr absteigen würden als bei ihm. Die Mansardenzimmer unter dem Dach, die er doch nicht trotz allen Insektenpulvers ganz von Wanzen werde befreien können, wollte er für literarische Ehrabschneider und journalistische Freibeuter einrichten; denn alle Klassen von Malefikanten gedachte der liebevolle Mann bei sich zu vereinigen. Doch das seien hochfliegende Pläne, fügte er resigniert bei, deren einstmalige Erfüllung erst eine vollständige Reorganisation und Umdisziplinierung der Polizei voraussetze. Mit richtigen Konstablern, meinte er, könnte man dermal nicht dieses alles und noch mehr durchführen. Hoffentlich sei die Zeit nimmer ferne, wo auch der irische Bettler und Taschendieb seine Vertreter im Parlament, ja selbst

im Hause der Lords habe und eine Bill zugunsten seines Standes durchzusetzen vermöge.

Dieses waren aber lauter Späße: denn Mr. Smith hatte allen Grund mit seinen gegenwärtigen Honoratioren zufrieden zu sein. Seine Redouten und Gesellschaftsabende in diesem dumpfen und qualmigen Kellerraum (es war ein ehemaliges Zwirchgewölbe) waren nicht eben diejenigen in Dublin, auf denen das wenigste Geld springen gelassen wurde. Nach Wettrennen, Aufzügen, Volksfesten an Weihnachten, Neujahr und Fasching konnte man auf diesen schmutzigen Tischen das Beste aufgetragen sehen, was der Markt von Dublin und dessen renommierteste Kaufgewölbe an Nahrung und Delikatessen feilbieten. Der Champagner und die edelsten Weine flossen in Strömen, Hummern und Austern kitzelten den Appetit, und auf elendem Zinngeschirr wurden Gerichte dargeboten, deren sich die Tafel des Vizekönigs von Irland nicht zu schämen gehabt hätte. Eine harte Rindskeule, ein unblutiges Beefsteack kritisierte jeder der Gäste als feiner Kenner, und Flaschen mit gefälschten Etiketten würden nicht ungestraft vorgestellt worden sein. „Lieber Lords bedienen, als euch, pflegte daher Mr. Smith den Unzufriedenen zuzurufen. Jene nehmen auch einmal mit Geringerem vorlieb, ihr werft einem die Bouteillen gleich an den Kopf.“ Aber auch schon mehrere Tage vor einem solchen Feste des Bettlerklubs konnte man den behäbigen alten Smith in die Keller der größten Weingeschäfte niedersteigen und ihn nach sorgfältigen Proben stattliche Einkäufe machen sehen. Seine Stammgäste brachten zu diesen größeren Unterhaltungen gewöhnlich ihre Weiber, Kebsweiber und Töchter mit und manche Ehe war in diesem unterirdischen Raume verabredet und später lustigerweise abgehalten; denn es ist Grundsatz der Dubliner Bettler nur untereinander zu heiraten, und je mehr eine Jungfrau Kinder in die Ehe mitbringt, desto willkommener ist sie ihrem Künftigen. Kinder sind unter ihnen Mitgift, und zwar erklärlicherweise. Denn während vorher oft fremde Kinder um Geld von Dritten geliehen werden müssen, da sie das vornehmste Objekt des Mitleids bilden, ist der Bettler durch Heirat einer kinderreichen Dirne dieser Auslage ein für allemal enthoben. Den Glanzpunkt in Mr. Smiths Hause bildeten aber die kleinen Bälle, die zum Schluß solcher Festivitäten von den anwesenden Gästen beiderlei Geschlechts improvisiert wurden,

wobei der joviale Wirt als Ersatz eines Orchesters wacker die Gitarre schlug.

Dieser mächtige und wohlorientierte Mann also hatte den Vorsatz gefaßt, der Dubliner Polizei zum Dank für ihre Rührigkeit ein Schnippchen zu schlagen, und allsogleich begann er auch sein Vorhaben in Szene zu setzen. Er winkte einige der Unternehmendsten aus dem Dubliner Pöbel in sein Haus, führte sie eine Treppe hoch auf sein Zimmer und begann dieselben folgendermaßen zu haranguieren: „Sekt, soviel euch schmeckt, wenn ihr euren armen Kollegen gehörig begraben habt. Tüchtigen Skandal müßt ihr machen, und je mehr euer werden, desto trotziger dareinschreien. Nieder mit ein paar solchen Kerls von Konstablern, herab mit ihnen von den Pferden! Man sagt, ihr seid der Janhagel und könnt Rippenstöße gut vertragen. Wenn auch ein paar von euch unter die Hufe kommen, das macht nichts. So denken die Gut- und Hochgestellten, wie ihr ja selber wißt. Drum drauf los einmal! Hinein mit den Fensterscheiben wenigstens; die Glaser wollen auch leben! Prügelt mir die Jungens auf ihren Pferden, sie sind nicht mehr wert. Nehmt euch tüchtige Stöcke mit und nutzt die kurze Zeit, da ihr obenauf seid. Im Trüben ist gut fischen, im Dunkeln gut munkeln. Weder zu spät noch zu früh dürft ihr aber losschlagen; nach Acht ist jeder unter euch schon betrunken, und da braucht es keiner Kavallerie mehr, euch in die Gosse zu werfen. Bei diesem Talisman — setzte er mit erhobener Stimme zu, indem er mit dem Finger feierlich auf die verbotene Schaumünze wies — bei diesem Familienstück, das ich als Andenken an den guten alten Brown bis zum Ende meines Lebens teuer halten will, auch wenn ihr alle mit blutigen Köpfen hernach zu mir kommt, ich will euch die Wunden mit Sekt auswaschen. Aber jetzt geht, liebe Freunde, die Stunden des Menschen sind kostbar, geht und bereitet mir dem unglückseligen Gentleman ein würdiges Begräbnis. Es kommt so bald kein zweiter, wie dieser Mann einer gewesen.“ Nach diesen Worten zog er einen um den anderen, da er sie noch immer in tiefes Nachdenken versunken sah, vor einen stark duftenden Schrank, öffnete diesen, nahm eine dicke, runde Flasche heraus und ließ sie der Reihe nach unter ihnen herumgehen. Jetzt tauten alle auf; der Sekt tat Wunder, und wie aus einem Munde erscholl die Losung: „Fort zur Morgue!“ Eilend stürzten die Überredeten die Treppe hinunter und ver-

loren sich in dem Volksgewühl, das noch immer vor diesem berüchtigten Hause hin und her wogte. Mr. Smith aber rieb sich vergnügt den Bauch und sprach, ein Glas Franzwein oben vor seinem Büfett leerend, in selbstgefälligem Tone für sich: Die hätten wir hineingehetzt! Kommt heraus, was da will, ich salviere mich, und jeder zahlt seinen Sekt selbst!

Wirklich rotteten sich bald in der Nähe des Friedhofs starke Massen und drangen aufs neue gegen die stillen Unterkunftsräume der Toten vor. Aber welches Staunen ergriff die dichten Scharen, da alsbald ein höherer Polizeioffizier von dem Platze, darauf die allgemeine Tragbahre für die Särge steht, und wo der Priester insgemein die Leichname einsegnet, unter allgemeiner Stille laut verkündete: „Der, den ihr sucht, ist auf Befehl der Obrigkeit schon vor mehreren Stunden eingegraben worden.“ „Die Nummer des Grabes!“ ertönte jetzt ein hundertstimmiger Ruf, dessen dumpfer Widerhall sich an den Mauern des Friedhofs brach. „Diese wird heute nicht mitgeteilt werden,“ erwiderte, ohne sich in einen weiteren Dialog einzulassen, der kurzangebundene Auskunftsmann die Interpellation der Menge und zog sich in das Leichenhaus zurück. Ein lautes Gemurre lief durch die Reihen der Umstehenden, aber geballte Fäuste, erhobene Stöcke zeigten genugsam den Ernst der Situation; jedoch zu Tätlichkeiten schritt man an diesem Orte nicht. Man wollte die Ruhe der dort aufgebahrten, morgen schon in der Erde gebetteten Schläfer nicht weiter stören. Aber rächen wollte man sich gleichwohl, bitter rächen für die erfahrene Unbill, für das Begängnis des Bruders ohne Sang und Klang. Nur über die Richtung, wohin man sich ergießen und ein Beispiel der Selbsthilfe aufführen wollte, waren die Meinungen geteilt. Da ließ sich plötzlich in dem Kopf an Kopf gedrängten Haufen eine Stimme hören: „Vor das Kloster! Zum Domherrn!“

Mit lautem Beifall ward dieser Vorschlag begrüßt, und da ein Zweck wieder diese vielköpfige Menge verband, so wälzte sich bald der ganze Strom nach der Stadt zurück und schwoll durch neuen Zulauf in den Straßen zu einem gewaltigen Haufen an, den in seinen Wogen aufzuhalten nur noch die reguläre Militärmacht das hinreichende Vermögen besaß. Bereits auf dem Wege nach der Karthause wurde Verwüstung und Schaden genug angerichtet und an mehreren in ihrer Pflicht ausharrenden Schutzmännern Roheit und Wut bei entfesselter Leiden-

schaft und bei Wegfall der Verantwortlichkeit für den einzelnen ausgelassen. Offenbar war die Absicht des Pöbels, die allgemeine Mißstimmung in der Stadt zu benutzen und auf eigene Faust Skandal zu machen. Als Schild und Vorwand war aber der Name des unter so seltenen Umständen gestorbenen und nun auch noch heimlich begrabenen Bettlers benutzt. Rache für unseren Bruder, für den ermordeten Brown war die allgemeine Losung.

Inzwischen waren die Behörden keineswegs untätig geblieben, und umfassende Vorkehrungen aller Art und am rechten Ort bewiesen, daß dieselben bis ins kleinste von den Intentionen der Ruhestörer unterrichtet waren. Eine ansehnliche Militärmacht zu Fuß und zu Pferde war auf den Hauptplätzen der Stadt aufgestellt, die Brücken über den Liffey, der, wie bereits eingangs bemerkt, die reichere Stadt von den Wohnungen der Armen scheidet, waren faktisch abgesperrt und ebenso die Zugänge zu dem Stadtviertel, dazu das Kloster gehörte. Freilich brach sich die angeschwollene Masse der Tumultuanten dahin unaufhaltsam Bahn und vereitelte hierdurch schon den wohldurchdachten Plan des Militärkommandos; aber gleichwohl flößte die Klugheit der getroffenen Maßregeln dem in solchen Dingen richtig blickenden Volkshaufen einigen Respekt ein. Nichtsdestoweniger wäre es zweifellos zum vollen Gebrauch der blanken Waffen, zu einem hitzigen Kampfe gekommen, wenn nicht, nachdem kaum einige Verwundungen auf beiden Seiten stattgefunden und weder zu einer Charge noch Attaque geschritten worden war, ein zweites, noch wirksameres Dämpfungsmittel in Anwendung gekommen wäre. Kaum hatte nämlich die Volksmasse den Kordon um das Kloster durchbrochen und die ehemalige Freiung vor demselben erreicht, so tauchten auf allen Seiten Männer, in Mäntel gehüllt und die Hüte ins Gesicht gedrückt, unter der angestauten Vorhut der Aufrührer auf und versuchten unter eigener Lebensgefahr durch Worte und klingende Münze die Hauptschreier zu begütigen. Anfänglich wollte dieses nicht gelingen, als aber auch Goldstücke unter das Silber gemischt auf den Händen der Überredeten zum Vorschein kamen, da löste sich deren Ingrimm gar bald, und der Ruf: „Auseinander!“ ward aus ihrer Mitte vielfach gehört. Dieser bald zum Chor anwachsende, weil immer neu durch neue Geldspenden hervorgelockte Ruf teilte sich bald den entfernteren Haufen mit und ward endlich zur friedlichen Losung.

Nicht wenig zu dieser Wendung der Dinge hatten aber auch die beschwichtigenden Worte des Aldermans, der an einem Fenster des Klosters erschien und die Menge in wenigen Worten ansprach, beigetragen. Bewies doch schon seine Gegenwart in dem verrufenen und als ein heimliches Gefängnis und dergleichen mehr verschrienen Hause, daß er daselbst nichts Verdächtiges gefunden, sowie zugleich, daß die Behörde sich durch den Eigensinn des Bewohners nicht hatte abhalten lassen, in sein Domizil einzudringen und mit den Augen des Gesetzes darin umherzublicken. So trug denn an diesem entscheidenden Punkte weniger der Sinn für die Gesetzlichkeit, als die nachsichtige Haltung der Obrigkeit und die von Privaten angewendete Besänftigungsmethode den Sieg davon. Daß aber gleichwohl die Lenker der Stadt entschlossen waren, im Notfalle rücksichtslos das äußerste Mittel anzuwenden und mit Aufbietung aller Kräfte den Platz zu behaupten, das konnte man an der Art sehen, wie bald darauf andere Plätze und Straßen Dublins von dem schreienden und teilweise bloß ausgelassenen Pöbel geräumt wurden. Es wurde dabei von der blanken Waffe fleißiger Gebrauch gemacht, ja selbst überflüssiger. Auch einige Verhaftungen fielen vor, und rücksichtslos und ohne Unterschied von Schuldig oder Unschuldig wurde die Beraubung der persönlichen Freiheit sogar über solche verfügt, die von den Patrouillen in sonst ruhigen Straßen angetroffen wurden. Durch diese Kombination gelinder und scharfer Mittel wurde der nächste Zweck der Behörde, die Dämpfung des Tumults, in kurzer Zeit erreicht, und der Mond war noch nicht lange Zeit über die Giebel und Häuser der Stadt hinaufgestiegen, als er schon auf eine gänzliche Stille, ja, man konnte eher sagen Öde heruntersah. Der friedliebende Bürger, der wohlanständige Familienvater waren nach Hause zu den Ihrigen geeilt und hielten es für geratener, an diesem Abend die gewohnte Gesellschaft im Klub oder an anderen Orten nicht aufzusuchen; die Theater und öffentlichen Vergnügungsorte blieben geschlossen, nur spärliche Wirtschaftshäuser zeigten durch ihre erhellten Fenster die Anwesenheit von Gästen an; solches war auch bei den Kellerfenstern der Schänke „Zum Seestern“, den uns bereits bekannten Gasthauslokalitäten des Mr. John Smith, der Fall.

Diese Wirtschaft war an jenem Abend ungewöhnlich lebhaft besucht, denn einmal hatte manchen der versprochene Sekt herbei-

gelockt, sodann hatte auch eine flotte Bettlerhochzeit neue und anspruchsvollere Gäste gebracht. Für diese war ein eigener Tisch reserviert, der, was sonst in diesem Speisehaus selten der Fall war, mit einem beblumten Tischtuche bedeckt worden, und darauf ein riesiger Blumenstrauß, meist aus Astern, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, zusammengestellt, als besonderes Ehrenzeichen prangte. Aber trotzdem Mr. Smith, der sich wohl gehütet hatte, den Krawall in der Nähe mit anzusehen, indessen auf eine reichliche und angemessene Bewirtung seiner Gäste im Verein mit seiner unter Tag stets arbeitsamen und erst auf die Nacht dem Trunke ergebenen Gattin, bedacht gewesen war und trotz mancher kurzen Fröhlichkeit, die dann und wann eine aus dem Stegreif gehaltene Erzählung von Dubliner Bettlergeschichten und Abenteuern neuesten Datums unter den Anwesenden auch an den anderen Tischen hervorrief, herrschte im ganzen genommen doch eine düstere Stimmung in der bunten Tischgesellschaft. Die Neuvermählte, den Jungfernkranz auf dem Kopf, schaute ganz schläfrig darein; sie schien nebst ihren beiden gleichfalls am Tische placierten Kindern erster und zweiter Liebschaft von den fernen Tagen ihrer Unschuld zu träumen, die sie nun bald zum dritten Male verlieren sollte; ihr Anvermählter spielte in Gedanken mit seinem Totschläger und goß Glas auf Glas die stumme Kehle hinab. Er hatte den abgegriffenen Zylinder tief im Nacken sitzen, und auf seiner Stirn konnte man deutlich den Gedanken lesen, der ihn innerlich bewegte und ihm seinen schönen Ehrentag gänzlich vergällte. Dieser Gedanke lautete: Die Ehre der Dubliner Bettler ist kompromittiert. An demselben Tische saß auch noch eine andere abgeblühte Schönheit, eine bekannte Gassensängerin, Miß Hale, die ihrer Freundin Kranzjungfer darzustellen schien. In einem grünen, abgebleichten Kleide, einen altmodischen Strohhut mit Blumen auf dem Kopf, saß sie bleich und mit eingefallenen Wangen, recht wie ein Bild der frühen Ermattung und Abspannung, da. Vergebens hatte ihr der berechnende Wirt die Gitarre aufzudringen versucht, von der er wußte, daß ihr Klang die Anwesenden aufheitern und allenfalls Vorübergehende in seine Schenke herunterlocken würde. Noch einige männliche Gestalten gehörten zu diesem engeren Kreise, denen die reichlich genossenen Getränke die Wimper bereits sehr herabgezogen, ja, wechselweise ließ der eine oder andere sogar ein monotones Schnarchen vernehmen, wor-

aus er aber von dem vorsichtigen Wirte, der die Ansteckung anderer Gäste fürchtete, jedesmal mit einigen Rippenstößen in den wachen Zustand wieder zurückgeführt wurde. An den drei übrigen Tischen der Spelunke war es, obgleich sie dicht besetzt waren, und viele Personen noch am Büfett und sonst an den Wänden herumstanden, ebenso still und einförmig. Zeitweise konnte man wirklich die Mäuse rascheln hören, die in diesem Kellerraum ihr besonderes Refugium hatten, da dem Mr. John Smith eine besondere Apathie vor Katzen innewohnte, weil, wie er sich auszudrücken pflegte, diese Geschöpfe so gar falsch seien. Benahm sich aber eines von diesen furchtsamen Tierchen allzu zutraulich, und ließ sich gar eines irgendwo am Boden vorbeihuschend sehen, so erfolgte ein allgemeines Scharren mit den Füßen, eine seltsame Unterbrechung der allgemeinen Stille. Dem Docht der Öllampe, die von der Decke des Gewölbes herunterhing und einen brenzlichen, von den Sektflaschen und anderen Delikatessen, deren unterschiedliche auf dem Büfett standen, kaum moderierten Geruch verbreitete, schien sich diese allgemeine Schläfrigkeit mitgeteilt zu haben, indem mehrmals die Leuchtkraft ihres Lichtes auf ein Minimum heruntersank, ohne daß die bereits seit einer Stunde hinter dem Büfett in den Armen Morpheus ruhende sattsam von Ale, ihrem Lieblingstrank, berauschte Wirtin ihm nachzuhelfen versucht hätte und natürlich der sparsame Haushälter am allerwenigsten. „Bei mir wird keine Times gelesen, von euch Tagedieben verdirbt sich keiner die Augen", pflegte er denen zu antworten, die ihn auf diesen Mißstand aufmerksam machten. „Begießt euch den Magen mit Sekt, der brennt besser. Wollt ihr lieber, daß ich Gas anschaffe, das doch der Feind ist aller Diebe und Strolche?" Einige solche schlagfertige Antworten waren das einzige, was wieder einiges Leben in diese abgestorbenen Geister brachte und, indem sie neuen Widerspruch hervorriefen, zeitweilig dem mangelnden Gesprächsstoff zum Ersatz dienten. Aber fehlte es wirklich an einem solchen? War nicht heute die Beerdigung Browns gewesen, des alten Stammgastes in diesem Raume, dessen Gestalt man hier zu sehen so sehr gewohnt war, und den man jeden Augenblick durch die Tür hereintreten erwarten mußte, wenn man den Geist ohne Erinnerung nur mit der Einbildungskraft arbeiten ließ. Waren nicht um die Mittagszeit die Schergen der Nacht in dieses harmlose Lokal eingedrungen, und

hatten sie nicht, nachdem es ihnen nicht gelungen war, Mr. Smith zur Deponierung jenes Schillings bei Gericht zu vermögen, die fernere Vorzeigung dieses Schaustückes an Neugierige untersagt? Endlich: Hatten nicht arge Exzesse in Dublin stattgehabt, von deren bedenklicher Natur vielleicht jetzt schon halb Irland sprach, da der Telegraph gewiß nicht versäumt haben mochte, die Kunde davon nach nah und fern zu tragen? Dazu: Waren nicht Verwundungen und Verhaftungen vorgefallen, hatte nicht das ganze Schauspiel ein unnützes blutiges Ende durch das übermütige Einschreiten der Soldateska nach bereits erfolgter Auflösung des Tumults? Weshalb war es also so stille in diesem Raume, darin doch mit Fug und Recht das größte Mißfallen geäußert, ein oratorisches Nachspiel zu dem mißlungenen Putsch, ein Vorzeigen der Stöcke und Totschläger mit der Verheißung: ein andermal treffen wir euch, erwartet werden konnte? In der Tat, weder die Geringfügigkeit des Tages noch Unlust zu Mitteilungen war Ursache dieses wortkargen Wesens in unserer Gesellschaft. Hatte doch jeder innerhalb des allgemeinen Ergebnisses noch besondere Auftritte und Zufälle zu erleben gehabt. Der war vielleicht mit Mühe dem blanken Säbel eines uniformierten Bauernburschen entronnen, jener hatte einen berittenen Schutzmann an den Beinen vom Pferde herabziehen und durch die Gosse schleifen helfen, diesem wieder war von jenem geheimnisvollen Goldregen etwas auf der Hand haften geblieben, jener war zwar leer ausgegangen, allein er hatte aus einiger Entfernung um so freiere Beobachtungen über die Gestalten und Physiognomien dieser freigebigen Vermittler anstellen können, die ihm, wie er hoffte, noch einmal zugute kommen sollten. Auch der Aufschneider und Renommist, deren es immer unter dem niederen Volke viele gibt, hätte eine willkommene Gelegenheit zu Übertreibungen und selbstgefälligen Ausschmückungen gehabt, und so würden beredter Ernst und Humor gewiß in diesem Kreise genugsam gewaltet und die Stunden zu eiligem Laufe beflügelt haben, wenn nicht ein Umstand jede Unterhaltung in der Schenke zum „Seestern" allsofort im Keime erstickt hätte. Forschen wir demselben näher nach! Der Grund der Mißstimmung lag tiefer als der Uneingeweihte wohl erraten mochte. Er lag in der Weigerung Mr. Smiths, den feierlich versprochenen Sekt nun wirklich zu verabreichen. Dieser hinterlistige Wortbruch warf einen düsteren Schatten auf alle

Anwesenden, und alle faßten die Bedeutung desselben in seiner vollen Tragweite auf. Im Glauben an seine honigsüßen Worte hatten sie den Kriegszustand über Dublin verhängt und Bajonette wie Kugeln riskiert. Wie erbärmlich nahmen sich nach diesen abgelegten Proben von Mut seine Worte aus: sie hätten sich den Sieg aus den Händen spielen, ja sich sogar bestechen lassen. Nach diesem kläglichen Ausgang des Putsches könne er zur Einhaltung seiner Wette, denn zu einer solchen suchte er seine bedingungslose Zusage sophistisch umzustempeln, nicht mehr angehalten werden. Bereits waren mehrere derbe Repliken gefallen, und sicher würden die Gäste, die Hochzeiter nicht ausgenommen, nach Zertrümmerung der trotzigen Flaschenburg auf dem prahlenden Weinschrank samt und sonders abgezogen sein, wenn sie nicht durch so mancherlei Interesse an diese Firma gekettet gewesen wären, Verhältnisse, die der schlaue Wirt gar wohl von vornherein in Rechnung gezogen hatte. Wußte doch Mr. Smith eines jeden Zukunft und Vergangenheit, seine Schleichwege und Konflikte mit dem Gesetz, seine entdeckten und unentdeckten Handlungen, sein ungefähr verdientes Strafmaß. In seiner Hand lag es, ohne daß es ihm nachgewiesen werden konnte, jeden einzelnen unter ihnen zugrunde zu richten, jeden augenblicklich den herumschleichenden Spähern anzuzeigen und den Gerichten in die Hände zu liefern, hingegen ihm, so offenkundig sein Gewerbe, kaum beizukommen war; denn seit geraumer Zeit erfreute er sich, das konnte man im äußersten Fall, und wenn seine Person ins Spiel kam, wahrnehmen, des Schutzes der Obrigkeit.

Dieses gefeite Wesen, diese persönliche Unfehlbarkeit, um uns in neuester Wendung auszudrücken, imponierte dem vogelfreien Gesindel sattsam und verschaffte ihm das hinlängliche Ansehen zur Handhabung einer kräftigen Hauspolizei und -ordnung, deren es am Ende auch bei außer dem Gesetz Lebenden immerhin bedarf.

Betrachtete man sich aber auch diese behäbige und joviale Wirtsgestalt näher, so befremdete einen an derselben ein kühner, unternehmender Zug, der besonders um Mund und Nase ausgeprägt war, eine listige, lauernde Überlegenheit, die besonders aus den Augen sprach und bisweilen sogar einen erschreckenden, fast großartig zu nennenden Charakter annahm. Kurz, dieser Mann, das lehrte ein genaueres Betrachten seiner Physiognomie,

konnte bei aller Gutmütigkeit, wenn es darauf ankam, eine ganz absonderliche Energie entfalten, und im Notfall und vielleicht früher noch schreckte er, um seinen Zweck zu erreichen, nicht vor den blutigsten Mitteln zurück.

Aber es war noch einer in der Schenke, der hier als seltener Gast einzukehren pflegte, dessen Äußeres die resolute Erscheinung unseres Herbergsvaters beinahe noch überbot. Ein betagter Bettler mit weißem struppigem Haupthaar und verwildertem Bart, ein Riese von Gestalt, dem die Natur so trotzige Züge verliehen, daß er, um bei seinem Almosensammeln einiges Mitleid zu erregen, stets wechselweise einen Arm in der Binde tragen und sich, um die wilden Augen entzündet darzustellen, die Lider mit Mergel bestreichen mußte, hatte an einem der Tische in einer Ecke Platz genommen und den Rücken an die weiße Wand gelehnt, von dort aus den Wirt öfter mit bedeutungsvollen Blicken fixiert. Dieser seinerseits behandelte den verwitternden Alten mit einer besonderen Zuvorkommenheit, ja mit einer gewissen Scheu, die fürs erste schon von dem ganzen Wesen dieses prächtigen Gesellen hervorgerufen schien. Er erblickte in diesem Manne die höhere Potenz seiner eigenen Naturanlage und dazu einen Überschuß von Eigenschaften, die ihm selbst nicht verliehen worden waren. Was er in sich nur als letzten Rückhalt, als Reserve für den entscheidenden Moment vorhanden wußte, darüber verfügte dieser entschlossene Mensch jeden Augenblick. Seine Augen, die denen des Adlers nachgebildet waren, verrieten allein schon den nur im Element der schrankenlosen Freiheit sich wohlbefindenden Erdensohn.

In der Tat hätte dieser Kopf, von dem Auge eines Flaxmann betrachtet, in demselben sogleich den Wunsch hervorrufen müssen, ihn als Modell zu einem als Bettler verkleideten Odysseus benutzen zu dürfen.

Dieser Respekt einflößende Bettler also hatte, wie gesagt, lange dem rücksichtslosen Wirt zugesehen, und jetzt erst unterbrach er das allgemeine Stillschweigen mit folgenden befehlenden Worten: „Schneuzt doch einmal die Lampe, Mr. Smith, das Licht brennt gar zu schlecht. Seid doch nicht gar zu karg und stellt den Brautleuten dort, wie es sich geziemt, ein Talglicht auf den Tisch. Es kommt uns allen zugute.“

Auf diese Anrede holte der Wirt sofort aus dem Schranke eine halbe Unschlittkerze, steckte sie in einen hölzernen Leuchter,

zündete dieselbe, nachdem er den Docht der Ampel beschnitten und ein wenig Öl aufgegossen hatte, an dem Lampenlicht an und stellte sie auf den angewiesenen Tisch. Sodann eilte er an das Büfett zurück und ergriff eine reserviert stehende Flasche, die er dem befehlshaberischen Alten mit den halblaut gesprochenen Worten hinstellte: „Trinkt, Mr. Grow, es kostet Euch nichts; ich bin ohnedies stolz genug, daß Ihr mir die Ehre wieder einmal schenkt, bei mir einzusprechen. Es ist dies eine seltene Ehre.“ Weil jedoch diese Freigebigkeit sofort in der ganzen Runde und auch an den anderen Tischen bemerkt wurde, fügte er alsobald mit erhobener Stimme folgende Anfrage an den geehrten Gast bei: „Was sagt Ihr, Mr. Grow, zu diesen trübseligen Gesellen? Das soll eine Hochzeit sein; daß Gott erbarm, so feiern die Würmer in der Erde ihren Leichenschmaus, aber keine Gäste des lustigen Wirts zum ‚Seestern‘. Keiner spricht was, keiner lacht, keiner singt oder schlägt ein Tänzchen vor, wie wir das bei solchen Gelegenheiten allemal sonst gehalten haben. Der Teufel hole sie! Ihre Taschen sind voll Schillinge, und mancher unter ihnen hat sich von seiner langfingerigen Dulzinea, bevor er hierher ging, die aufgerafften Dublonen in den Rock einnähen lassen. O, ich kenne diese tapferen Landsoldaten von der Bettelkompanie! Sie schneiden sämtlich betrübte und demütige Gesichter, auch wo sie die unumschränkten Herren spielen könnten. Anstatt zu rufen: ‚Heda, fauler Smith, was ist das? Mein Glas ist schon wieder leer, habt Ihr denn keine Augen in eurem dicken Kopf‘, sagen sie lieber: ‚Gnädiger Mr. Smith, feiner Herr, ehrenwertester Gentleman, haben Sie doch die große Güte und schenken Sie uns einen sauren Rest von Ihrem abgestandenen Ale. Wir küssen Euch die Hand dafür, Mylord!‘ Pfui, schämt euch! Ihr seid es nicht wert, daß man euch seine Nachtruhe opfert und wegen euch die Polizeistunde übertritt.“

Mr. Grow, dem die spezielle Aufmerksamkeit des Wirtes bei seiner sonstigen Grobheit besonders wohlgetan hatte, und der die Situation allsofort richtig überblickte, sekundierte, nachdem er einen langen Schluck getan, seinerseits mit einem Male selbst dem listigen Wirt, indem er also anhub: „Ihr habt recht, Mr. Smith. Es ist kein Leben in den Gesellen, sie sitzen traurig beieinander wie die eingesalzenen Heringe. Aber weil ich gerade von diesen unschuldigen Fischen rede, so scheint mir

da drüben auf dem Schenktische, wenn mich meine alten Augen nicht täuschen, ein solcher Freund zu stehen, den Ihr mir füglich abtreten könntet. Bringt aber auch eine frische Flasche dazu — der Alte trank bloß Porter —, denn diese Fische rächen sich an dem, der sie ißt, durch einen schmählichen Durst, den sie ihm gewaltiglich verursachen. Es ist das so der unerforschliche Gang der Natur, und wir müssen uns darein finden. Der Herr will es so, Mr. Smith, der Herr will, daß ich den Hering da drüben aufzehre, er hat es mir durch ein besonderes Zeichen geoffenbart, durch ein dumpfes Rollen im Magen, das ein ganz unzweifelhaftes Orakel ist. Geht darum und tut seinen Willen."

Diese launige Apostrophe war nötig gewesen, um der übrigen Tischgesellschaft die Bevorzugung des einen Gastes minder fühlbar zu machen. Wirklich stand einer der Tischnachbarn des Hungrigen selbst auf und holte nach bereitwilliger Zustimmung durch den Wirt den vermeinten Hering herbei, vielleicht in der naiven Meinung, er würde für diese Höflichkeit von dem Abonnenten eingeladen werden, das Meergeschöpf gleich mit ihm zu verzehren. Aber siehe da, Mr. Grow wartete nur noch, bis die verlangte zweite Flasche als Löschapparat sorgsam auch neben ihm aufgepflanzt war; sodann zog er sehr fein sein Taschenmesser und zerlegte den Hering in mehrere Stücke, die er dann hintereinander allein aufaß.

Der Wirt sah dem Appetit des Alten, neben den er sich gesetzt hatte, behaglich zu und beobachtete denselben indes mit manchem scharfen Blick, der so viel sagte als: Warte, aus dir muß ich heute noch etwas herausbringen, das mir schon lange zu wissen notwendig! Kaum hatte denn auch der Gastronom seine Mahlzeit beendet und sich den Mund mit dem Ende des Tischtuchs am Nachbartische abgewischt, als Mr. Smith sich mit folgender Anrede an ihn wendete: „Mr. Grow, Ihr seid weit in der Welt herumgekommen, und wir wissen alle, daß Ihr mehrere Jahre in Amerika verbracht, wo Ihr verheiratet und in besseren Umständen vielleicht gelebt als hier in Dublin. Auf jeden Fall kennt Ihr das amerikanische Geld besser als wir, und vielleicht seid Ihr imstande, mir über diesen sonderbaren Schilling mehr zu sagen, den ich von dem verstorbenen Mr. John Brown, Gott habe ihn selig, an Geldes Statt empfangen, und den ich nunmehr als Andenken an den trefflichen Mann doppelt wertschätze." Bei diesen Worten zog der Wirt jenes bekannte Silber-

stück hervor und reichte es dem Befragten mit um so größerer Unbefangenheit hin, als er dasselbe noch immer an der bewußten Schnur, aber außerhalb des Uhrgehäuses, um den Hals hängen hatte.

Kaum hatten die Augen des Bettlers einen Blick auf die Münze geworfen, als er auch schmunzelnd und mit dem Gefühle geistiger Überlegenheit nicht nur an den Wirt, sondern an die gesamte Tischgesellschaft folgende Erklärung abgab: „Ich erkenne diese Münze sehr wohl; es ist ein Schilling, geschlagen zu Utah im Mormonenlande. Hier auf dieser Seite ist das Bild des Brigham Young, Präsidenten im Mormonenstaate, und hier auf der Rückseite seht ihr den künftigen Zionstempel, an dem die Mormonen nun schon dreißig Jahre bauen, und der ebenso prächtig werden soll, als es einst der alte Tempel in Jerusalem gewesen, den der weise König Salomon gebaut und dann sein Nachfolger David, der den Riesen Goliath mit seiner Schleuder im freien Felde erschlug, vollendet hat, wie ihr selbst als gute Anglikaner wissen müßt. Ich habe diesen Wunderbau mit eigenen Augen gesehen, da ich als Goldgräber aus Kalifornien über die hohe Sierra herüber an den Salzsee gekommen war, nächst welchem die Hauptstadt der Mormonen, die sie das neue Jerusalem nennen, gelegen ist. Ich fand dort, das muß ich den Mormonen nachsagen, freundliche Aufnahme und erhielt selbst von ihrem Propheten, von eben diesem Brigham Young da, den ihr auf dem Schilling abgebildet seht, den Antrag gestellt, unter ihnen zu bleiben und ein Bürger dieser Stadt zu werden, darin jeder Mensch, er sei von welchem Land und welchen Standes er immer wolle, gerne aufgenommen und freundlich auch als bloßer Fremdling behandelt wird. Die Prahlerei der Christen hier und in aller Welt, daß sie ihren Nebenmenschen lieben, wird nur dort nicht Lügen gestraft; doch freilich sagt man auch, die Mormonen seien keine Christen, weil sie in ihrem Glauben in manchen Stücken von dem eurigen abweichen und mehr noch in ihren Sitten große Unterschiede zwischen sich und den Yankees aufweisen. Die Welt ist halt mit ihrem Urteil gleich bei der Hand, und welche Meinung einmal über etwas von etlichen Schreibern in die Welt hinausgeschrieben ist, die wird von jedem Lumpenhund nachgebetet, ob es wahr ist oder erlogen, darum kümmert sich von den Schöpsen keiner."

Der Wirt, der diesen Worten mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt war, freute sich heimlich darüber, daß der Ausersehene so leicht angebissen, und nach einem unschuldigen Lächeln, wozu er den Mund sehr geschickt verzog, hub er, dem Bettler mehrmals sanft über den Ärmel seines abgeschabten Samtrockes streichend, seinerseits also zu reden an: „Hättet Ihr keine Lust, der ehrenwerten Gesellschaft einige von Euren hübschesten Abenteuern unter den Mormonen mitzuteilen, so etwa Euren Lebenslauf, wie Ihr dahingekommen seid, und was Ihr dort gefunden habt, ob es dort schön ist, und wie es sich dort lebt. Auch könntet Ihr an schicklicher Stelle einfließen lassen, mit welchem merkwürdigen Menschen, Eingebornen und Fremden, Ihr etwa dort zusammengetroffen seid, und ob Ihr vielleicht auch etliche werte Landsleute dort gesehen habt, wie zum Beispiel den Prediger von St. Patrick, Mr. Temple, der, wie Euch bekannt sein wird, dort gewesen und gegen den Greuel der Vielweiberei aufgetreten ist. Ihr hättet manches zu erzählen, lieber Mr. Grow, wenn Ihr uns lustieren wolltet. Es verlautet so allerlei in der Welt, und einem Menschen wie unsereinem, der mit so vielen verkehren, und der so vielerlei Diskurse mit anhören muß, kommen oft wunderliche Dinge zu Ohren, die man sich im Kopfe kaum zurechtsetzen könnte, wenn man nicht wüßte, daß, je toller etwas klingt, desto eher es wahr sein kann. Auch reden die Leute insgesamt offen vor mir, da sie mich alle als einen verschwiegenen und unabhängigen Mann und wackeren Patron kennen, der alle Fünfe gerade sein und jeden seinen Weg gehen läßt, welchen er gehen mag. Nichts steht auch wahrlich so einem Gemüt, wie ich es gottlob besitze, ferner, als heimliche Angeberei und gemeine Verräterei um Geld, von der in dieser Zeit so manche Leute meines Standes und Zeichens leben, die das edle Herbergsrecht und die vernünftige Zungenfreiheit in ihrem berauschten Zustand zu allerlei Verunglimpfungen und Hinterlist mißbrauchen. Die Pest über solche Menschen, über solche Schurken von Herbergsvätern! Wenn es Euch demnach gefällig wäre, uns etwas zum besten zu geben, so nähme ich mir vorher die Freiheit, euch ein Gläschen Grog vorzustellen, da dieser Porter, so trefflich er ist, doch sehr leicht die Zunge beschwert und einen des Gedächtnisses beraubt." Auf diese Worte hin ergriff der Wirt das Licht auf dem nebenanstehenden Tisch und trat zu einer Tür, die in den gegenwärtig als Küche benutzten Keller

hinabführte, indes unlängst noch darin eine Falschmünzerbande ihr Wesen trieb. Der alte Bettler blickte dem Hinabsteigenden mit einem verächtlichen Blicke nach, und nachdem er auch den Kreis der umhersitzenden und umherstehenden Gäste, die alle mit Aufmerksamkeit der Wechselrede zwischen ihm und dem Wirt gefolgt waren, mit den Augen durchlaufen, sprach er mit halblauter Stimme und zugleich nach der schnarchenden Wirtin hinüberschielend, als sei ihm ihr Schlaf keine Gewähr dafür, daß sie nichts höre, die nachfolgenden von allen beifällig mit Kopfnicken aufgenommenen Worte: „Freunde, tut mir den Gefallen und mischt euch nicht zur unrechten Zeit in unser Gespräch! Der Schelm hat etwas mit mir vor, und er hofft mich in seine Falle zu locken. Doch er wird sich irren und an mir seinen Mann finden. Unterstützt mich also, und wenn ich euch mit den Augen winke, so ist dieses ein Zeichen, daß es mir lieb wäre, wenn ihr euch entfernen und uns beide allein lassen wolltet."

In diesem Augenblick stieg der Wirt wieder aus der Kellertiefe herauf, in der, nach der dampfenden Bowle zu schließen, die er vorsichtig, mit seinem Schnupftuch umwickelt, in Händen trug, noch irgendein dienstbarer Geist so spät walten mußte. Der kluge Mann hatte sich unten zu einer größeren Liberalität und Hospitalität auch den übrigen Gästen gegenüber entschlossen, als er anfangs, wie wir gesehen haben, beabsichtigt hatte, und indem er jetzt aus der auf dem Büfett niedergesetzten Porzellanschüssel mit einem Löffel so viele Gläser anfüllte, als Gäste in der Herberge waren, sühnte er wieder einigermaßen, was er durch die Verweigerung des Sektes ehevor verdorben hatte. Der Eindruck, den dies machte, war denn auch ein vortrefflicher, und selbst die Stirn des alten Bettlers, die der Unmut in noch mehr Falten gelegt hatte, als sie an sich schon zählte, glättete sich einigermaßen. Ja, als der Wirt einem jeden sein Glas dargeboten, lud ihn sogar der milder gestimmte Bettler, indem er mit der Hand auf den hölzernen Sitz des neben ihm stehenden Stuhles schlug, zum Niedersetzen ein: „Laßt uns denn noch ein Viertelstündchen schwatzen, Mr. Smith; es muß schon bald um die Mitternacht sein. Ich bin ein Langschläfer, eine Gewohnheit, die ich von den Mormonen angenommen, die (hier lächelte er schelmisch) wohl wissen, warum sie so bald zu Bette gehen. Aber, ich versichere Euch, es ist nicht so schlimm mit

den Leuten, als man hierzulande glaubt. Ländlich, sittlich. Doch Ihr wollt ja vor allem darüber Nachricht haben, wie ich unter die Mormonen überhaupt gekommen. Nun, ich sagte Euch schon, daß ich als Goldgräber in Neu-England gewesen und das an die acht Jahre. Freilich sieht mir keiner die Berührung mit diesem edlen Metalle mehr an, aber sie war auch selten genug. Goddam über diese Goldbergwerke und kalifornischen Minen, darin einer vor lauter Glück verhungern kann! Ich plagte mich wie ein Teufel und kam doch nicht vorwärts. Also gab ich denn endlich mein Geschäft auf und ward hintereinander Trapper, Fuhrmann, Händler und Straßenagent, was so viel heißt als einer, der die Straßen nicht sicherer macht, als sie an sich schon in diesem sauberen Lande sind, wiewohl ich keiner der Schlimmsten war. Monatelang trieb ich mich also in den Prärien herum unter Wilden und Zahmen, wie es sich eben anließ. So stieß ich denn eines Tages auf einen Zug Auswanderer, der sich nach dem fernen Lande dahin vorwärts bewegte. Ich traf sie rastend in der einsamen Gegend an. Es waren meist junge Leute aus England, Dänemark und Schweden. Der Frauen waren ungleich mehr als der Männer, die Schar der Kinder war aber ungemein groß. Sie hatten einen alten ehrwürdigen Greis, den sie Patriarchen hießen und sehr ehrfürchtig behandelten, zu ihrem Haupte; unter sich nannten sie sich aber Brüder, er hieß sie Älteste. Sie führten ihr Hausgerät und Handwerkszeug auf Wagen mit. Auch hatten sie hinlängliche Lebensmittel bei sich, und ohne den geringsten Streit und Zank zogen sie, seit Monden unterwegs, über Meer und Land rastlos einem Ziele zu. Untertags hielten sie, seit sie Franzisco verlassen, nur an Quellen, aber die Nacht brachten sie an jedem beliebigen Orte der Prärie zu. Des Morgens vor dem Aufbruch hielten sie Gottesdienst und vernahmen aus dem Munde ihres Führers das Wort Gottes und seiner herrlichen Verheißungen. Gläubig und stille hörten sie ihm zu, und ich sage Euch, es war etwas Großes, wenn, während sie alle an der Erde saßen und der Alte mit ausgestreckten Armen predigte, die Sonne fern am Rand der riesigen Ebene heraufkam und der Morgen die im Tau glitzernde Welt beleuchtete. Dann brachen sie wieder auf und setzten rüstig ihren Weg fort, den sie nach der Himmelsgegend und mit Hilfe eines Kompasses einschlugen; denn Pfade gibt es dort keine. Folge uns, sprachen

sie zu mir, als sie ihr Lager den Tag darauf, da ich mit ihnen zusammengetroffen, wieder aufhoben, und ich folgte ihnen und wanderte mit, liebevoll behandelt als ihr Bruder, als kennten wir uns schon lange, und sie teilten mir von allem mit, was sie als Wegzehrung besaßen. So zogen wir Tage und Wochen unablässig fort, und dennoch schien die Fläche vor uns nicht enden zu wollen.

Am Donnerstag aber hielten wir allemal den ganzen Tag Rast und verbrachten denselben mit Gebet und Gesang und angenehmen Freuden. Abends aber, wenn die Sterne über uns alle am ganzen Gewölb hervorkamen, schieden wir Erwachsene uns nach den Geschlechtern, und nach einem Preislied im doppelten Chorgesang auf die Herrlichkeit und Weisheit der Schöpfung nahten wir alle wieder einander, und jubelnd vermischten wir uns aufs neue zu Reigen und Gesang. Endlich ward es stille, und alle kehrten in langen Reihen, die Arme ineinandergeschlungen, in den Corral zurück, der aus den Wagen gebildet war zum Schutz gegen Schlangen, Raubtiere und Indianer. Die Männer nahmen ihre Weiber zu sich in ihre Zelte (die Kinder waren lange zuvor zur Ruhe gebracht worden), und so schlummerten alle dem nächsten Morgen zu. Der Ruf aber: ‚Wachet auf, es graut der Tag!‘ aus dem Munde der für die Nacht in der gewissen Reihenfolge aufgestellten Wächter erweckte uns wieder zu neuer Fortsetzung der langen Reise.

In dieser Weise ging es fort, wilde Büffel, im hohen Gras sich rollende Schlangen mit ihren schimmernden Leibern und roten spitzen Zungen, neugierig aus ihren Löchern in der Erde hervorlugende Präriehunde, die Hasen dieser jagenden Schlangen, waren, wenn man die Schwärme der Insekten und Moskitos sowie die Züge und Einzelflüge der Vögel über uns abrechnet, die einzigen lebenden Wesen, die uns wochenlang begegneten. Endlich erblickten wir in der Ferne ein hohes Gebirge, das uns einige als die Sierra Newada bezeichneten, dahinter das verheißene Land Déseret liege. Jetzt hatten wir doch einmal ein sichtbares Ziel vor Augen, und je tiefer vor uns die Bläue der Bergkette ward, desto näher wußten wir uns der neuen Heimat. Aber es vergingen noch Tage, ehe wir, denen in der reinen Luft, die in jenen heißen Gegenden herrscht, das Ferne näher erschien, als es wirklich der Fall war; von den Winden aus den Bergen berührt wurden, und ehe wir einmal solchen

eilenden Gewässern, die der Schnee der Berge ernährt, begegneten. Vor uns aber wuchs es und wuchs, und die Bergkette ward zu einer riesigen Mauer, die mit zahllosen Gipfeln und Zacken in den Himmel ragte. Endlich ward es an der Gestalt des Landes und an den Gewächsen, die den Boden bedeckten, erkenntlich, daß wir uns dem ersehnten Berggebiet näherten. Die Unebenheiten des Bodens, seither wellenförmige und kuppelartige Erhöhungen, die aber auch oft eine hübsche Höhe gehabt, wuchsen zu Hügeln und endlich zu Bergen. Wir sahen andere Bäume und neue kräftigere Pflanzen, farbigere Blumen. So gelangten wir nach und nach bis hart an das Gebirge in ein Tal, das quer durch jenes durchzieht und selbst eine Straße hat, die ohne übermäßig große Steigungen und Gefälle in das Land am großen Salzsee hinüberführt. Unter Gesang betraten wir das Tal; auf beiden Seiten hatten wir jetzt, was uns nach dem langen Marsche durch die Ebene nicht wenig seltsam vorkam, steile, himmelhohe Wände, von denen wilde Wasser dann und wann herniederstürzten, und so ging es jetzt wieder tagelang in der Enge fort, wie vorher in der Weite.

Nach mehreren Tagen gelangten wir zu der Stelle, da die Wasser nicht mehr gegen uns, wie seither, sondern mit uns nach vorwärts liefen; das Meer, dem sie zueilen, und das sie aufnimmt, ist der Stille Ozean geheißen, ein gar ungeheures Wasser, auf dem das ganze Jahr wegen der großen Hitze Gewitter und Stürme vorkommen, und wo die eigentlichen Windhosen zu Hause sind. Bald öffnete sich uns auch der Blick in die tiefe Ebene, und wir sahen hinab in das ersehnte Land der Ruhe. Es erschien uns nicht eben fruchtbar, aber doch stellenweise gut angebaut. Ein großer See von tiefer dunkelblauer Färbung blitzte herauf, es war der Salzsee. Wir sahen Dörfer und Farmen und ziemlich nahe dem See gewahrten wir eine ansehnliche Stadt, deren Häuser aus Gärten und Bäumen hervorschimmerten; es war das neue Jerusalem. Die Straße ward immer besser und bequemer, und bald gelangten wir zu dem ersten Mormonendorfe. Der dortige Bischof, der unser Nahen beobachtet haben mußte, kam uns mit den Ältesten weit im Felde noch zum Gruße entgegen, und die Mitglieder der Gemeinde labten uns mit Milch, Brot und frischem Obst. Sie nannten uns alle Brüder und drückten uns oft die

Hände zum Danke, daß wir uns entschlossen hätten, aus den Ländern der Heiden in das Land der Heiligen vom Jüngsten Tag uns aufzumachen, wo allein die wahre Religion und die wahre Menschenliebe zu finden seien. Von jetzt an glich unser Weg einem Triumphzuge; Dörfer, Weiler und einzelne Farmen schmückten sich, uns zu empfangen; wir fanden überall den besten Willkomm. So gelangten wir zum Weichbilde der Hauptstadt, aber auch hier war die Kunde unserer Ankunft uns bereits vorangeeilt, und der Prophet empfing uns, umgeben von seinen zwölf Aposteln, vielen Bischöfen und den Ältesten der Hauptstadt, und führte uns nach feierlicher Anrede und Begrüßung in die Stadt und auf den Tempelplatz, wo er uns vorläufige Wohnungen bestimmte und uns nochmals zur Tätigkeit und Selbsthilfe ermahnte, damit jeder imstande sei, seine Weiber — hier schmunzelte der Wirt — und Kinder anständig zu ernähren und zu erziehen. Einstweilen wurden uns Speise und Trank unentgeltlich verabreicht, und so verteilten wir uns mit den Unsrigen in die Stadt. Am anderen Tage wurde jedem ein Bauplatz angewiesen und er um sein Gewerbe, und was er sonst gelernt, befragt; wer, wie ich, keines hatte, wurde zu Gartenarbeiten oder zum Häuserbau eingeschrieben, denn ohne Beschäftigung lassen die Mormonen keinen unter sich wohnen; nur, wenn er alt, krank oder sonst arbeitsunfähig ist, wird er auf Kosten des Gemeinvermögens ernährt. Auch zum Tempelbau muß jeder beisteuern, und jeder muß sich zum Schutze der Mormonenstadt — denn sie fürchten dort immer einen Einfall aus den Vereinigten Staaten zur Unterdrückung ihres Glaubens — mit Waffen versehen. Auch ich fand bald mein Auskommen, und es ging uns ganz leidlich; doch auf einmal packte mich wieder die alte Unruhe und Wanderlust, und ich reiste wieder über die Berge, rückwärts durch die Prärien nach der See, wo ich zu Schiff ging und in mein Vaterland mit meinem Ersparten zurückkehrte, das aber nicht gar sehr lange vorgehalten hat, wie Euch mein ganzes Aussehen und der Umstand beweist, daß ich in dieser Spelunke sitze."

Der Wirt, der mit allen übrigen mit gespannter Aufmerksamkeit dieser Erzählung zugehört hatte, begann nun eine Menge Fragen aufzuwerfen, die der Alte jedoch, da sie sehr ins einzelne gingen, nur ausweichend beantwortete,

„Wie lange habt Ihr Euch in dieser seltsamen Stadt aufgehalten?"

„Nicht ganz zwei Jahre, Mr. Smith, wenn Ihr nichts dagegen habt."

„Eine lange Zeit das, Mr. Grow, während der Ihr selbst ein Mormone hättet werden können! Sprecht, waret Ihr verheiratet?"

„Wohl, aber schon vordem."

„Nahmt Ihr noch ein Weib dazu?"

„Wohl, denn ich war Witwer; mein Weib war früher schon in Virginia an der Cholera gestorben."

„Nahmt Ihr noch ein drittes Weib?"

„Ich wollte kein Bischof werden, Mr. Smith, und diese allein müssen drei Frauen haben."

„Wo ließet Ihr Euer zweites Weib?"

„Sie starb mir auf dem Herausweg; doch jetzt ist es genug dieser zweideutigen Fragen, Mr. Smith."

„Noch eine: Saht Ihr dort je Mr. Temple, den Prediger von St. Patrick?"

„Ich sagte Euch, daß ich nimmer antworten werde."

„Billigt Ihr im allgemeinen das Mormonentum?"

„Ob ich es billige oder nicht, ist meine Sache; daß es übrigens bereits Anhänger genug zählt, werdet Ihr wissen. Wer in das neue Jerusalem kommt, ist dort willkommen, und Brigham Young ist aller Vater."

„Kommt es vor, daß Mormonen wieder auswandern?"

„Selten, und dann nicht aus feindseligen Gründen."

„Also etwa, um neue Anhänger unter ihren früheren Mitbürgern oder anderswo zu werben?"

„Das kommt vor."

„Verbergen diese vor der Welt ihre Überzeugung?"

„Je nachdem die Gesetze des Landes, dahin sie ziehen, beschaffen sind."

„Um ihres Glaubens willen wird sie niemand verfolgen; aber es gibt einen Punkt . . . ."

„Reden wir nicht weiter über Dinge, die weder Ihr noch ich genug durchschauen. Mit Eurer Moral, Mr. Smith, ist es keineswegs so bestellt, daß Ihr über andere Leute Euch zu Gericht setzen könnt, Ihr müßtet denn einen Stein an der Stelle des Gewissens haben. Zwingt mich nicht, daß ich deutlicher rede."

„Nichts für ungut, Mr. Grow, Neugier ist keine Schande;

ich wollte bloß wissen, wie man es dort treibt, und ich glaube, es ist niemand unter uns, der Euch nicht mit der größten Aufmerksamkeit zugehört; denn wunderliche Leute bleiben diese Mormonen immerhin."

Damit war dieses Gespräch zu Ende.

Wirklich hatte die Rede des Alten den tiefsten Eindruck auf alle Anwesenden gemacht, was noch eine Reihe von Für- und Gegenreden an den einzelnen Tischen bekundete. Der Bräutigam zum Beispiel ergriff lebhaft Partei für, die Neuvermählte gegen die Mormonen, und bald wurde der Disput zwischen den beiden Gatten ein so heftiger, daß der Wirt allen Ernstes sich ins Mittel legen mußte.

Noch war der Streit nicht völlig zu Ende, als einer der Hochzeitsgäste, ein langer, hagerer Mann, der den Zylinder in den Kopf gedrückt und die Vatermörder bis an die Ohren stehen hatte, zu dem alten Bettler herüber gewendet, also zu reden begann: „Erlaubt, Mr. Grow, daß ich noch ein Erlebnis mitteile, das mir im vorigen Jahre begegnet, und das, ich weiß nicht warum, mir vorhin, während Ihr Euer Schicksal erzähltet, eingefallen. In einer finsteren stürmischen Nacht stand ich draußen im Hafen vor einer Matrosenschenke in der Überlegung, ob ich noch eintreten solle oder nicht. Meine Augen hafteten auf der Springflut, die jetzt behende an dem Steindamm emporspritzte und jetzt wieder jählings hinunterglitt, wie es so das Wasser im Zorne tut. Ich hatte schon einige Zeit dem Treiben der Wogen zugeschaut und mir meine Randglossen über das Meer und über das Hundeleben der Matrosen und Seeleute gemacht, die ein solches Wetter draußen auf der hohen See erleben müssen und jahraus, jahrein nicht loskommen, höchstens daß sie alle paar Monate ein paar Tage festen Boden unter den Füßen haben, und in der Schenke sitzen können, wie das in der vor mir stehenden der Fall war, daraus die Stimmen von Mannsleuten und Dirnen durcheinander hervordrangen. Noch war ich in diese Gedanken vertieft (denn ich war, auf mein Wort, ganz nüchtern und hell im Kopfe und nicht etwa dämisch, wie ihr meinen könntet), als ich plötzlich ganz nahe vor mir einen durchdringenden Schrei vernahm. Im ersten Augenblick glaubte ich, es habe sich unter den Schiffen, die vorne im Hafen vor Anker lagen, und deren Rippen ich durch Wind und Wellensturz krachen hörte, etwas begeben, und allsofort schlug ich mit beiden Fäusten

wider den Fensterladen der Schenke. Doch, sei es, daß man drinnen vor Gestampf und Schreien meinen Lärm nicht hörte, sei es, daß man, begierig zu Bette zu gehen, sich nicht noch einen Gast auf den Hals laden wollte, mein Alarm blieb ohne Wirkung. Ich setzte aber auch das Pochen nicht weiter fort, indem ich mir ausrechnete, bis die Leute in ein Boot steigen und nach der Richtung hinausfahren, wo der Hilferuf hergekommen, ist das Unglück schon geschehen. Das dachte ich mir, und schon hatte ich meine Gedanken wieder auf etwas anderes gekehrt, als ich auf dem Steindamm, der, wie Ihr wißt, sehr dick ist, plötzlich mehrere Männergestalten erblickte, die eine Frauensperson gewaltsam dahin schleppten und sie gerade vor mir bis vorn an den Rand der Mauer zogen, offenbar mit dem Zwecke, sie in das Meer hinabzustürzen. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, und ich schlug daher noch einmal mit allen Leibeskräften wider den Laden, und rannte selbst mit dem Rücken dawider, aber umsonst; die Kerle drinnen sangen und jodelten fort. Ein Hilfegeschrei wollte ich nicht ausstoßen, denn ich fürchtete, wenn ich dieses täte, würden die elenden Gesellen das Weibsbild nur um so schneller hinabstoßen und davoneilen, um sich im Dunkel der Nacht zwischen den Docks und Schiffswersten zu verbergen. Ich verhielt mich daher still und kroch auf allen vieren vor, um die Kerle zu beobachten, wie sie das halb ohnmächtige Weib, das, von edler, vornehmer Gestalt, in schwarze Seide gekleidet war, umstanden. Es waren drei Männer, darunter einer von Eurer Statur etwa, Mr. Grow, die beiden anderen schienen mir schwächer, und einer, der mir besonders hager und schmächtig vorkam, hatte ungefähr die Größe und Gestalt des spindeldürren Domherrn zu Patrick, Mr Temple. Diese drei Männer also hielten die Umgesunkene am Leibe fest, und einer davon, nämlich eben der an Kräften Schwächste, schrie mit lauter Stimme, so daß ich es selbst durch das Rollen des Meeres vernehmen konnte: ‚Schwöre, schwöre, daß du dich darein ergeben und nie mehr einen Versuch zur Flucht von dem Eheherrn, dem du angesiegelt bist, unternehmen willst. Schwöre, oder das Meer hat dich!‘ Jetzt hörte ich das Weib, das auf den Knien lag, den abgedrungenen Schwur ablegen und, allsofort wurde sie wieder von den Männern ergriffen und in Eile, denn ich glaube, man hatte mich bemerkt, davongeführt, den Damm hinab in der Richtung

gegen die Mündung des Liffey. Diese Untat habe ich mit eigenen Augen angesehen und mit eigenen Ohren gehört, wie ich denn bereit bin, sie jeden Augenblick vor dem Richter zu beschwören."

Der alte Bettler hatte diese Rede unruhig und totenbleich mit angehört, und jetzt, nachdem der Erzähler zu Ende war, schwieg er düster in sich gekehrt, ohne seine Ansicht oder sein Urteil darüber abzugeben. Der Wirt dagegen tadelte das Benehmen des Zeugen dieser Begebenheit sehr lebhaft: „Ihr hättet den Kerlen mit ein paar handfesten Matrosen nachlaufen und sie auffangen sollen. Oder meint Ihr nicht, Mr. Grow, daß er so hätte verfahren sollen?" fügte er mit schlauer Miene hinzu.

Der Alte, an den diese Frage gerichtet war, saß unruhig und finsteren Gedanken hingegeben da, welche Erregung aber allen, außer dem scharf beobachtenden Wirt, zu entgehen schien. Die übrigen in der Schänke tauschten in lebhaften Wechselreden ihre Ansichten und ihre Gedanken über den unerhörten schauerlichen Vorfall aus, der ihnen eben erzählt worden war, und sie bemühten sich, die unglückselige Person zu erraten, welche diesen ruchlosen Verbrechern in die Hände und zum Opfer gefallen.

Waren doch in den letzten Jahren auffallenderweise unterschiedliche Frauen und Mädchen in Dublin auf geheimnisvolle Art verschwunden, und wenn auch in einer so bevölkerten Stadt und bei den häufigen Fällen von Schwermut und Lebensüberdruß, die die Statistik dieses unter einem so rauhen Himmelsstriche gelegenen Landes nachweist, von jeher unaufgeklärte Selbstmorde vorkamen und auch mannigfache Unglücksfälle sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit ereigneten, so hatte doch die Fama diese natürlichen Erklärungsgründe bezüglich der in Frage stehenden Unfälle nicht gelten lassen, sondern andere dafür substituiert, die unschwer zu erraten sein dürften. Kurz, darüber, daß diese Begebenheiten in einem gewissen ursächlichen Zusammenhange standen, sowie auch darüber, daß alle Schicksalsfäden in den Händen des Domherrn zu Patrick im alten Ursulinenkloster zusammenliefen, waren alle Stimmen einig.

Aber der Aldermann und mit ihm der Sheriff hatten ja heute dort offenbar Haussuchung gehalten und sich die berüchtigten Räume näher angesehen. Sollten die Gerichte also wirklich absichtlich blind und parteiisch zu Werke gehen? War die Verhaftung eines Menschen, gegen den sich so viele Vermutungen

und Anschuldigungen gehäuft, nicht eine selbstverständliche Maßregel, eine Rücksicht, die man dem guten Ruf der Stadt schuldete, auch wenn sie denjenigen, den sie betraf, im Falle er unschuldig, auf das schwerste geschädigt haben würde? Wie schnell ist man bei der Hand gewesen, Leute zu verhaften und die Habeaskorpusakte solchen gegenüber außer Wirksamkeit zu setzen! Weshalb diese Zögerungen, diese Bedenken, diese Umschweife, diese Langmut gerade in diesem Falle, bei diesem Manne?

Diese und ähnliche Urteile wurden von den bislang so schweigsamen Gästen in wirrem Durcheinanderreden ausgesprochen, und zuletzt wuchsen der Lärm und das vielzüngige Geschrei derartig an, und die Stimmung gestaltete sich so ernst und drohend, die Fäuste wurden so vielfach geballt und die Totschläger so heftig auf die Tische geschlagen, daß der stets vorbedachte Wirt, einen Tumult in seinem eigenen Hause und die darauf folgende Sperre seines Lokals befürchtend, es für notwendig hielt, sich persönlich in das Mittel zu legen.

So holte er denn eilig die Gitarre herbei, und nachdem er sie noch mitten in dem wüsten Stimmenwirrwarr unbemerkt gestimmt, reichte er sie der vorerwähnten Kranzjungfer an dem Hochzeitstisch, Miß Hale, mit der Bitte hin, doch zum Schluß aus dem reichen Vorrat ihrer Lieder eine oder die andere Ballade zum besten zu geben.

Die früher vergeblich Aufgeforderte griff denn auch mechanisch nach dem dargebotenen Saiteninstrument, schlug einige Akkorde und hub, indes allgemeine Stille eintrat, mit monotoner, die abgenutzte, seelenlose Sängerin verratender Stimme also an:

Größer kein Herzeleid,
Als in der Rosenzeit
Einsam verkümmern;
Lieber auf nackter Heid
Unter Menschen verwimmern,
Als in der Rosenzeit
Einsam verkümmern.

„Es ist doch sonderbar," brummte halb unwillig der Wirt die übel aufgelegte Sängerin an, die jetzt wieder stumpf vor sich hinsah und mit dem Band der Gitarre spielte, „es ist doch sonderbar, daß ihr euch alle miteinander diesen Abend mit so trüben Gedanken plagt, anstatt lustige Weisen zu singen und kurzweilige Gespräche zu führen, wie es sich für Hochzeitsgäste schickt. Also, Miß, bitten wir Euch um ein heiteres Liedchen, dabei

man so mitsummen und mit den Fingern den Takt schlagen kann, trala, trallala; Ihr wißt schon, welche Melodie ich meine, so etwas vom fröhlichen Jägersmann, der des Morgens in den grünen Wald geht und seinem Liebchen begegnet, oder etwas von Robin Hood, dem vogelfreien Waldgesellen, den wir alle wie einen Bruder hochschätzen und lieben. Fanget denn an und lasset die Finger hüpfen."

Die neu Ermunterte griff wieder in die Saiten und nach einem kurzen lebhafteren und fröhlichen Vorschlag begann sie wieder, in ein gemessenes Tempo und zu klagenden Akkorden zurückkehrend:

Der Mond ist aufgegangen:
Mein Schatz, komm her zu mir!
Ich hatte groß Verlangen
Den ganzen Tag nach dir.

Die Welt darf ja nicht wissen
Um die verbotne Lieb;
Sich selten nur zu küssen
Das macht das Leben trüb.

Unmutvoll, ja von einer gewissen Trauer ergriffen, hatte der Alte diese in einer seltsam ergreifenden Weise gesungenen Strophen mit angehört, und kaum war der letzte als Refrain wiederholte Vers verklungen, als er sich sehr ernst und nachdenklich mit den wenigen an alle gerichteten Worten erhob: „Es ist höchste Zeit, daß wir aufbrechen." Diese Aufforderung begleitete ein heimliches Augenwinken, das die sämtlichen Gäste auch sofort als das längst erwartete Zeichen begriffen, den resoluten Alten mit dem Wirt allein zu lassen. Alle standen daher auf und begehrten ihre Schuldigkeit zu wissen. Eilig machte der Wirt jedem die Rechnung, kassierte mit einer höflichen Danksagung die verschiedenen Pennys und Schillinge ein, holte den über dem Stuhl seines schlafenden Eheweibes an der kahlen Wand hängenden, dicken, rostigen Hausschlüssel von seinem Nagel herab und öffnete damit, die vorn Stehenden geschäftig beiseite schiebend, leise und kaum hörbar die Haustür, worauf einer nach dem anderen von der Zechgesellschaft, die Hochzeiter mit Miß Hale an der Spitze, die ehrbare Schenke „Zum Seestern" schweigsam verließen. Kaum waren sie aber einige Schritte auf der Straße weitergegangen, als sie auch bereits der dichte Nachtnebel in seinen Schleier genommen und unsichtbar gemacht hatte.

Auch der alte Bettler hatte sich anfangs angestellt, als wolle er mit den übrigen die Spelunke verlassen; kaum aber waren die Gäste sämtlich bis auf ihn hinweg, so trat er plötzlich wieder in das Gewölbe zurück und sprach, den Wirt dabei scharf ins Auge fassend, mit Nachdruck folgende Worte: „Mr. Smith, schließt wieder die Tür hinter uns ab, ich möchte mit Euch noch ein paar vertrauliche Worte plaudern; aber schafft mir zuvor Euer Weib hinaus, wir brauchen keine Zeugen und Ihr wißt wohl selbst, wie leise so ein Weiberschlaf unter Umständen sein kann.“

Der Wirt, dem die bedeutungsvolle Umkehr dieses Gastes nur erwünscht zu sein schien, gehorchte mit der größten Bereitwilligkeit der Mahnung des gebieterischen Alten. Er verschloß eilends aufs neue die Tür und trat, ohne viel Federlesens zu machen, zu seiner noch immer in tiefem Schlummer in der Schenke hockenden Ehegesponsin, sie so lange am ganzen Leibe schüttelnd, bis sie die verschlafenen Augen aufschlug und nach mehreren fortgesetzten Wiedererweckungsversuchen endlich ins Bewußtsein zurückkehrte.

„Mache, daß du hinauf in das Bett kommst,“ herrschte der Ungeduldige jetzt unwirsch die ihn verdutzt anschauende Alte an, „ich habe mit dem ehrenwerten Mr. Grow etwas im Vertrauen zu reden, wobei man dich nicht brauchen kann.“

Die Auferwachte erhob sich langsam, und ohne eine gute Nacht zu wünschen, schritt sie stark schwankend durch die enge Hintertür in den finsteren Hausgang hinaus, wo sie, mit den Händen an der Wand vorsichtig hintastend, die Treppe zu gewinnen suchte. Aber noch war ihr der Kopf von dem übrig reichen Abendtrunk so wüst und nebelig, daß sie zweifelsohne einigemal an die Mauer angerannt und vielleicht selbst vor der Treppe zu Boden gestürzt sein würde, wenn nicht der alte Grow, des Sprichwortes eingedenk, daß selbst die Wände Ohren haben, das beinahe herabgebrannte Talglicht auf dem Tisch, daran die Hochzeiter gesessen, ergriffen und der Schlaftrunkenen so lange bedächtig nachgeleuchtet hätte, bis sie die steile und winkelige Stiege mit jenem Betrunkenen eigentümlichen Glück überstanden hatte und sich ihr Schritt oben auf den Dielen vor der Schlafkammer vernehmen ließ.

Nach dieser getroffenen Vorsichtsmaßregel wieder in die Trinkstube zurückgetreten, zog er den erwartungsvollen Wirt, der in-

zwischen den Docht der Lampe neuerdings etwas getränkt und gerichtet hatte, zu sich in die Fensterecke und begann dort, indem er denselben auf den Stuhl neben sich mit beiden Händen an den Schultern niederdrückte, seine Rede also:

„Mr. Smith, zeigt mir doch noch einmal den bewußten Schilling und offenbart mir im Vertrauen, um welches Geld er Euch feil ist. Ich sagte Euch schon, daß er hierzulande nicht gangbar, und da Ihr denselben an Neugierige auch nicht mehr vorweisen dürft, so könnt Ihr davon keinen Ruhm mehr erwarten, wohl aber Euch durch längeren Trotz und Widerstand großen Schaden durch mächtige Feinde zuziehen. Daß Ihr gestern noch Euch geweigert, die wertlose Spielmarke in die Hände des geheimen Polizeiagenten, der Euch hierzu bereden wollte, niederzulegen, fand ich allenfalls begreiflich; aber ich würde von Eurer Klugheit fürder eine üble Meinung bekommen, wenn Ihr das wertlose Ding nicht um einen honetten Preis losschlagen wolltet. Nun denn, seht her, ich biete Euch dafür einen ganzen Souverän."

Bei diesen Worten zog der Bettler wirklich ein blinkendes Goldstück aus der Tasche hervor und legte es auf den Tisch. „Besinnt Euch nicht lange, Mr. Smith," fuhr er in eindringlichem Tone fort, „es wird so bald nicht wieder jemand zu Euch kommen, der Euch ein solches Angebot macht, wie ich es soeben aus Gründen, die bei mir stehen, getan!"

Der Wirt, den der Anblick des Goldstückes, das ihm der Bettler für eine geringe Silbermünze aufzunötigen suchte, in einige Verwunderung gesetzt, bedachte sich wirklich einen Augenblick, ob er nicht Topp sagen solle; aber rasch wieder anderer Gedanken geworden, entgegnete er mit einem überlegen ironischen Lächeln, den hervorgeholten Schilling mehrmals in der Hand herumdrehend:

„Das ist kein Angebot, Mr. Grow, für einen Gegenstand, der ein so gravierendes Beweismittel in den Händen eines auftretenden Anklägers."

„So biete ich Euch denn noch diesen zweiten dazu," erwiderte schnell entschlossen der Alte, dem es darum zu tun schien, den Kauf über Hals und Kopf abzuschließen, indem er einen neuen Souverän hervorholte, bei welchem Griff sich ein eigentümliches Klingen in der Tasche des Bettlers vernehmen ließ, als ob der Zusammenstoß noch etlicher anderer Goldstücke darin stattgefunden.

Aber der Wirt, dem bereits der Verdacht gekommen war, es möge der listige Vermittler zugleich ihn und andere zu prellen im Sinne haben, dadurch nämlich, daß er den kritischen Schilling an sich brächte und gleichwohl von der Summe, bis zu der er gehen konnte, möglichst viel in der Tasche zurückbehielt, dieser entgegnete jetzt unter mehrmaligem Kopfschütteln und mit etwas grämlicher Stimme: „Mr. Grow, erspart Euch lieber die Mühe; auf diese Weise werden wir doch nicht handelseinig. Ihr habt mir nicht so viel anzubieten, als ich Euch in die Hand zu drücken vermag, wenn Ihr mich in Euer Geheimnis einweiht."

„Ihr scheint mich für einen Schurken zu halten, Mr. Smith," fiel ihm hier der andere verdutzt in die Rede, indem er zornig den Kopf emporwarf; „aber Ihr werdet bei mir Euren Zweck nicht erreichen."

„Ihr ebensowenig bei mir," wendete höhnisch der Wirt ein, „ich gebe nun einmal die Beweismittel nicht aus den Händen."

„Gegen wen soll es Euch dienen? Habt Ihr weitere Anhaltspunkte? Unsere Gerichte sind nicht so leichtfertig, als Ihr glaubt . . ."

„Es muß doch gewissen Leuten sehr an diesem Objekt, wie man ein solches Ding in der Gerichtssprache nennt, liegen, weil sie sich um dieser Spielmarke willen, wie Ihr den Schilling vorhin nanntet, sonst nicht so leicht ihres guten Goldes entledigen würden!

Glaubt mir, Mr. Grow, wenn es solche Leute gibt, so haben diese auch die Macht und die Mittel, sich auf anderem Wege in den Besitz dieses Schillings zu setzen, wenn die gütlichen Mittel nichts ausrichten.

Was ich von Rechts wegen besitze, das behalte ich auch, solange es mir gefällt, Mr. Grow. Kein Sheriff oder Alderman auf der Welt, mag er auch noch so groß tun, ist imstande, mir mein Eigentum zu konfiszieren. Ich stehe unter dem Schutz Ihrer britischen Majestät, die Gott erhalten möge, wie jeder andere Untertan auf der grünen Insel."

„Und doch zweifle ich daran, Herr Smith, daß man Euch wirklich nichts anhaben könnte. Ihr habt von früher her noch einige Jahre Zuchthaus gut, und wenn ich recht unterrichtet bin, so seid auch Ihr derjenige gewesen, der dem früheren Inhaber dieses Schillings auf fremdes Zureden das bewußte Pulver in das Glas geschüttet."

„Vernehmt, es war ein bloßer Schlaftrunk, Mr. Grow, weil Ihr doch alles wißt.“

„Das sagten vielleicht die beiden gedungenen Gesellen, die Euch droben in Eurer Stube geheim dazu beschwatzt; aber stieg Euch gar kein Verdacht dabei auf?“

„Wahrlich nicht; sie gaben an, den gefährlichen Aufwiegler lediglich betäuben zu wollen, um einen Vorwand zu haben, ihn in das Hospital zu schaffen. Beim Himmel, das beteuerten sie!“

„Es war Gift, sage ich Euch, was Ihr ihm eingegeben. Ihr möget einen Glauben vorschützen, welchen Ihr wollt, Ihr waret sein Mörder!“

„Ha, bei der Dreifaltigkeit, ich wußte es nicht! Nie hätte ich mich zu dieser entsetzlichen Beihilfe hergegeben.“

„Die Tatsache besteht, Ihr mögt leugnen, wie Ihr wollt. Ehrlichkeit hat Euch wahrlich nicht in die Falle gehen lassen, sondern Euer schurkischer Sinn, Eure käufliche Seele. Für diese Missetat wie für alle anderen Schlechtigkeiten, die Ihr seit dreißig Jahren fast ungestraft verübt, dafür erwartet Euch aber auch nunmehr der Galgen am Hochgericht.“

Bei diesen mit gewaltiger Stimme gesprochenen und mit einem Faustschlag auf den Tisch begleiteten Worten hörte man es draußen plötzlich am Fensterladen sehr heftig pochen, und gleichzeitig verlangte eine gebieterische Stimme sofortigen Einlaß. Dazu verriet das Gemurmel einer zweiten gleichfalls männlichen Stimme, daß der Eintritt Begehrende nicht allein sei, sondern noch einen Begleiter und Gehilfen bei sich habe.

Entsetzt war der Wirt bei dem ersten Schlag vor dem Fenster aufgefahren und hatte einen Augenblick zitternd und ratlos dagestanden wie ein armer Sünder, der den Strick für seinen Hals in den Händen des Henkers sieht; aber bald hatte er sich wieder ermannt und seine Fassung gewonnen. Mit einem Ruck befreite er sich jetzt von dem Arm des Bettlers, der ihn mit einem festen Griff plötzlich angefaßt hatte, und indem er einen raschen Blick nach der in den Hausgang führenden Tür warf, verriet er zugleich, wohin er zu entfliehen beschlossen. Aber da zuckte aus dem Kamisol des Bettlers der Lauf eines Terzerols hervor, und in demselben Augenblicke schon sah sich der Fluchtbereite in der Entfernung von kaum zwei Schritt die kleine mörderische Waffe drohend vor die Brust gehalten. Wie fest-

gewurzelt blieb er jetzt stehen und erwartete wort- und widerstandslos den Befehl aus dem Munde seines Vergewaltigers.

„Gehet hin, Mr. Smith, und öffnet die Tür; es sind Konstabler draußen,“ gebot ihm dieser jetzt mit fester, aber gemäßigter Stimme.

Der Wirt holte, ohne ein Wort zu entgegnen, den Hausschlüssel und schickte sich an, die Tür aufzuschließen, bei jedem Schritt und jeder Leibesbewegung von der hin und her geschobenen, stets mitten auf sein Herz gerichteten Pistole des Bettlers verfolgt. Draußen aber wiederholte sich indes das ungeduldige Pochen, und der Ruf: „Macht auf!“ erklang unterschiedlichemal.

Jetzt ging die Tür auf, und zwei bewaffnete Konstabler traten in die Mitte des Gewölbes. Der Voranschreitende, dessen soldatische Haltung und energischer Gesichtsausdruck besonders zu imponieren geeignet war, fixierte kaltblütig den im Gefühl seiner Schuld beinahe zusammenbrechenden Wirt, hinter welchem sich der Bettler, nachdem er den Schlüssel an der Tür herumgedreht, behend postiert hatte, und nach einer kurzen Pause sprach der Diener der Gerechtigkeit in gemessenem Ton folgende Worte: „Mr. Smith, Ihr seid eingeladen, den in Eurem Besitz befindlichen Schilling, welchen Ihr von dem verstorbenen John Brown erhalten, zu Händen des Gerichtes abzuliefern“.

Der Wirt, aufatmend bei dem ihm nunmehr sehr annehmbar erscheinenden Kapitulationsantrage, nahm das verhängnisvolle Medaillon gelassen mitsamt der Schnur vom Hals herunter und legte es, ohne ein Wort zu reden, auf den nächsten Tisch.

Jetzt zog der Polizeimann eine Brieftasche hervor und schob diese zum Ersatz an die Stelle des von ihm eingesteckten Schillings, mit milderem Tone die Worte beifügend: „Hier sind hundert Pfund Sterling, die man Euch überschickt. Es wird gut sein, wenn Ihr über alles, was in Eurem Hause vorgegangen, ein unverbrüchliches Schweigen beobachtet; denn niemandem könnte ein Bekanntwerden dieser Begebenheiten mehr schaden als Euch.“ Nach dieser kurzen Schlußrede salutierte der Diener des Gesetzes und verließ, sich selbst die Tür öffnend, mit seinem lediglich den Zuschauer spielenden jüngeren Kameraden und dem durch einen Blick verständigten Bettler die Spelunke. Der Wirt aber schaute ihnen verwundert nach; der Schweiß lief ihm in dicken Tropfen von der Stirn herunter.

*
* *

Ehe wir nun in das Haus des alten Brocke zurückkehren, um zu sehen, wie sich inzwischen die Dinge dort gestaltet, müssen wir noch eines zweiten Ereignisses Erwähnung tun, das, wiewohl nicht vom allerneuesten Datum, doch gerade jetzt wieder in allen Gesellschaftskreisen Dublins besprochen und dessen Andenken sogar in einigen Journalen wieder aufgefrischt wurde.

Lord Purpus, einer der ersten Grundbesitzer Irlands, hatte von seiner zweiten Gemahlin, die geschieden von ihm mit wechselndem Aufenthalte auf dem Kontinent lebte, zwei Kinder, einen Sohn, welcher seit mehreren Jahren als Offizier zu Bombay in Diensten der indischen Kompagnie in einem Reiterregimente stand, und eine etwas jüngere Tochter, deren trauriges Schicksal uns noch näher beschäftigen wird.

Ein eigener Unstern waltete über diesem ehemals so glücklichen und angesehenen Hause. Kein Purpus seit Menschengedenken bis auf den jetzigen Majoratsherrn herab hatte sich eines dauernden ehelichen Friedens zu erfreuen gehabt; Untreue entweder von seiten des Lords oder der Lady hatten allemal solche Katastrophen herbeigeführt, die zu der ultima ratio der Ehescheidung schreiten hießen. Die einseitige Erziehung der Kinder in diesem Hause, denen auf diese Weise entweder der Einfluß des Vaters oder der Mutter frühzeitig entzogen wurde, begünstigte ihrerseits wieder in dem nachwachsenden Geschlecht den vielleicht ohnedies ererbten Hang zur Leichtfertigkeit in der Liebe, kurz, die stürmischen Ehen der Purpus waren nachgerade in Irland sprichwörtlich geworden.

Auch der jetzige Repräsentant dieses Hauses, Herr James Purpus, war nicht aus der Art seiner Ahnen geschlagen, weder was seine äußere Erscheinung noch was die Komposition seines Charakters betraf. Er war, wie die bejahrteren Pächter auf seinen Gütern erzählten, die getreue Kopie seines Vaters; hingegen noch ältere Männer behaupteten, er gleiche dem Großvater auf ein Haar; die ältesten Leute in der Gegend, deren Erinnerung noch weiter zurückreichte, schwuren ihrerseits wieder, Lord James Purpus sei das Konterfei seines Urgroßvaters, von dem er sogar die roten Haare, die freilich bei jenem Altvordern die große Allongeperücke kaum durchschimmern ließ, und die krummen Reiterbeine geerbt, womit die Natur offenbar andeuten wollte, zu welchem Berufe sie den edlen Lord erschaffen. Wirklich bildete der Sport die zweite Passion in dem kom-

plizierten Gemüt dieses distinguierten Mannes, dazu sich als dritte im Trifolium die Lust zur Schriftstellerei gesellte. Letztere anlangend, so hatte unser Lord frühzeitig alle seine Geisteskräfte konzentriert, um sein gesamtes merkwürdiges Wissen und seinen reichen Gedankenschatz in einer Reihe von Monographien und gelehrten Abhandlungen niederzulegen, die alle den Stammbaum dieses alten Geschlechtes zum Gegenstand der Forschung hatten. Den Altertumsfreund mußte an diesen historischen Arbeiten außer anderen Vorzügen namentlich die geschickte Nachahmung der alten unverdorbenen Landessprache entzücken, wie sie sich in solcher Reinheit nur in den untersten Volksschichten, Dank des Mangels an jedem überflüssigen Unterricht, fortzupflanzen und zu erhalten pflegt. Wirklich konnte man in den Schriften dieses „gelehrten Hauses" die gallische Sprache in ihrem primitivsten Zustande studieren, wobei überdies die Erlernung der Orthographie durchaus keine Schwierigkeiten machte, weil nämlich grundsätzlich keine darin beobachtet war. Ja, Purpus pflegte sogar nicht einmal seinen Namen ein für allemal gleich zu schreiben. Er unterschrieb sich in dienstlichen wie in Privatangelegenheiten bald als Burbus, bald als Purbus und nicht selten auch als Burpus. Hätte er gedichtet, er würde alle seine Verse nach dem Ohr gebildet haben, womit nicht gesagt sein soll, daß sie schlechter ausgefallen sein würden, als so manches Reimgedicht, das nach allen Regeln der Prosodie formgerecht und ohne Zuhilfenahme von Geist gedichtet ist. Aber Lord Purpus strebte nicht nach dem Ruhm eines Lyrikers, er strebte nur danach, der Welt zu beweisen, daß seine Ahnen bei Erschaffung von Adam und Eva bereits auf der Welt waren; so alt, behauptete er wenigstens, sei sein Geschlecht; und wirklich, wenn man ihn über diese Dinge so reden hörte, erschien einem die kühne Behauptung gar nicht mehr so unglaublich.

Bereits hatte er denn auch seine Ahnenreihe in gerader Deszendenz bis in das vierundneunzigste Glied festgestellt und er erklärte jedermann, sein Tagewerk sei vollbracht, sein Stolz als Heraldiker und Geschichtschreiber seines Hauses befriedigt, wenn er die Hundertzahl erreicht und das Vorhandensein der Purpus vor Erschaffung des ersten Menschen zur Evidenz bewiesen habe, durch welchen Nachweis er sich überdies noch den Anspruch erwerbe, dermaleinst in das britische Museum aufgenommen und unter eine der bekannteren Klassen des Linnéschen Systems ein-

gereiht zu werden — ein würdiger Abschluß eines so rühmlichen und wirkungsreichen Lebens, den man ihm füglich gönnen könnte.

Merkwürdig war auch bei diesem Adelsgeschlecht die durch seinen illustren Geschichtschreiber geschichtlich erhärtete Tatsache, daß die Mitglieder desselben eine um so größere Rolle in der Welt gespielt, je mehr sie sich jenem Nullpunkt ihrer Entstehung, der, wie gesagt, noch jenseits der Erschaffung des ersten Menschen fiel, näherten. Wenn die jetzt lediglich der Muse des Landlebens ergebenen Purpus vor noch nicht langer Zeit häufig das große Staatssiegel führten, so waren ihre direkten Vorfahren in früheren Jahrhunderten sogar einmal ein volles Jahrhundert lang Könige von Irland gewesen. Ihr Blut hatte in jenen Eroberern dieses Landes gerollt, die von dem ergiebigen Grasboden ferner Marschen zu den fetteren Triften der grünen Insel geschwommen, daher diese ehrwürdige Familie auch einen Ur in ihrem Wappen führen durfte. Ja, es ist sogar viel Grund zu der Annahme vorhanden, daß der gehörnte Siegfried zu diesem Geschlechte gehört, daher auch die Liebhaberei der Purpus, sich von ihren Frauen Hörner aufsetzen zu lassen. Kurzum, die Purpus waren eine alte Familie.

Außer diesem ritterlichen Einstehen für das Vollblut seiner Rasse hat Lord Purpus, wie bereits angedeutet, in seinen reiferen Jahren, die aber auffallend spät eintraten, nur noch Sinn für rasches Trabfahren, für sehr magere und langbeinige Pferde, die einen beim Reiten ordentlich stoßen und werfen, für das Graben im Schnee nach ausgehungerten Füchsen, für das Losschießen von geladenen Flinten auf unbewaffnete Hasen und Hirsche; endlich hörte er auch für sein Leben gern brünstige Auerhähne balzen, und für eine schöne Spielhahnfeder war ihm ein Pfund Sterling ein geringer Preis, wie er denn überhaupt sehr splendid und gentlemanlike gewissen Schichten der Gesellschaft gegenüber genannt werden mußte. Die Jockeis und Jäger schwärmten für ihn, minder die Pächter und Bauern, denen er ein absonderlich strenger Gerichtsherr war.

Mehr als die Hälfte des Jahres verbrachte dieser humane Lord, dessen Charakteristik wir beiläufig vollendet, wenn wir bemerken, daß ihm in jüngeren Jahren noch etwas lieber war als Sport und Literatur, auf welche Hauptpassion, nebenbei gesagt, ihrer Zeit seine beiden Frauen gar nicht gut zu sprechen waren, auf seinen weitläufigen Gütern und Besitzungen, die er

wahrscheinlich nicht besessen haben würde, wenn er sie nicht geerbt hätte. Den Winter aber und die erste Zeit des Frühlings durchlebte er nach altem Herkommen der Purpus in Dublin, wo er eines der schönsten Palais besaß, dessen Park an den uns bereits bekannten Hausgarten des Mr. Broke anstieß, und das jedermann durch einen über dem Portal in den Stein gemeißelten Ur erkenntlich war, dem der edle Lord noch kurz vor seiner zweiten Vermählung, die aber nur von sehr kurzer Dauer war, die Hörner hatte vergolden lassen.

Um die Erziehung seiner Kinder hatte er sich nie viel bekümmert; seine einzige Sorge der Tochter gegenüber war, zu überwachen, daß ihr der Reitunterricht gründlich erteilt werde, und bei dem Sohne, daß er die Spur eines Dachses von der eines Fuchses beizeiten unterscheiden lerne. Aber seltsamerweise zeigte dieser jüngste Abkömmling des alten Lordgeschlechts nicht die geringste weder innere nech äußere Familienähnlichkeit mit den stereotypen Figuren der langen Ahnenreihe des Hauses der Purpus; er schien der Sprosse von einem ganz anderen Stamme zu sein. Anstatt dumpf an der Scholle zu kleben gleich diesen hausbackenen Alltagsmenschen, die höchstens bisweilen auf ihren Rennern darüber hinwegflogen, zog es frühzeitig seinen lebhaften und rasch erglühenden Geist hinaus in die weite Welt zu Krieg und Gefahren, zu rühmlichen Abenteuern und heroischeren Bewegungen, als die Jagd und der Parforceritt gewähren. Der Hofmeister des Knaben staunte über das rasche Auffassungsvermögen und die Lernlust desselben, und öfter äußerte er vertrauten Personen, namentlich Pfarrern und Vikaren gegenüber, die ihn aus benachbarten Kirchsprengeln als einen ehemaligen Studiengenossen und nunmehrigen Nutznießer eines guten Weinkellers besuchten, offen und unverhohlen: „Lady Purpus muß sehr viel von dem Ihrigen hinzugegeben haben, daß sie aus dem verpfuschten Stoff noch so viel machen konnte.“ Dann und wann bemerkte hierzu ein von der zungenlösenden Gewalt des vorgestellten Weines besonders Ergriffener: „Wer weiß, wer da seinen Segen, um in seinen Studien nicht gestört zu werden, dazu gegeben.“

Allmählich war aus dem bleichen stillen Knaben, der seit dem zehnten Jahre die Stadt nicht wieder besucht, ein ernster, in sich gekehrter, keineswegs aber für äußere Eindrücke unempfänglicher Jüngling geworden, als welcher der junge Pairs-

sohn eines Tages mit entschlossener Miene vor Seine Lordschaft, den Herrn Vater trat und dem verblüfften Landedelmann, der so sehr dem öffentlichen Leben entwöhnt war, daß er nicht einmal mehr seinen Sitz im Parlament einnahm, rund heraus erklärte, er gedenke demnächst nach Indien zu gehen und dort, wo damals gerade mehrere eingeborene Stämme sich gegen die britische Herrschaft erhoben hatten, in den Reihen der vaterländischen Krieger mitzukämpfen.

Alle Einreden, Drohungen und zuletzt alle Bitten des verkehrten Vaters waren nicht imstande, den Entschluß des ritterlichen Irländers, in dem die Tatkraft seiner frühen Vorfahren wieder aufzuleben schien, umzuändern; und so erhielt er denn zuletzt, namentlich auf das Zureden der adeligen Gutsnachbarn, die dem Unerfahrenen eine Witzigung als heilsame Lektion wohl gönnen mochten, die Mittel zur Reise und Equipierung unter der bestimmten Erklärung ausgehändigt, daß er solange als ungeratener Sohn betrachtet und von der Familie als ausgestoßen angesehen werden solle, bis er von den Anschauungen und der Lebensart eines Abenteurers zu der Aufführung einer Standesperson zurückkehren und seinen Pflichten als Stammhalter eines so alten Geschlechtes nachkommen werde. So gelangte dieser im guten Sinn entartete Jüngling in die selbstgeschaffene Verbannung.

Nicht minder unglücklich war der stolze Lord mit seiner Tochter, deren Schicksal uns jetzt beschäftigen soll. Lady Mary, die ungefähr in dem Alter der Miß Broke stehen mochte, aber für ihre Jahre noch weit entwickelter und frauenhafter aussah, verriet in ihrem ganzen Wesen die selbstbewußte und doch rührende Grazie der vornehmen Engländerin. Wirklich war sie in ihrer Art eine hervorragende Schönheit zu nennen. Ihr Gesicht, von dichtem, etwas rötlichem Haar umgeben, hatte durchaus edle Züge; doch sprach mehr Rasse, ererbte Noblesse, als individuelle Eigentümlichkeit und Bedeutung aus denselben. Der Ausdruck ihrer Physiognomie hatte als getreuer Spiegel ihrer Seele etwas Schwärmerisches an sich, ein Zug, der namentlich von dem Schnitt und dem stillen Feuer ihres Auges erhöht wurde; ihr Teint dokumentierte seine außerordentliche, und daher den Wirkungen der Sonne mehr unterworfene Feinheit durch eine Anzahl leichter Sommersprossen, die aber durchaus nichts Entstellendes hatten, wie man denn überhaupt zu rötlichen

Haaren diese Hautflecken zu sehen gewohnt ist. Ihr Wuchs war tadellos, bis auf die etwas fehlerhafte Proportionalität der Füße im Verhältnis zu der übrigen Gestalt, ein bekannter Mangel an den sonst reizenden Gestalten der englischen Ladys. Am schönsten erschien sie zu Pferd im langen schwarzen Reitkleide, vom grünen Schleier, der ihr von dem Reiterhut herabwallte, Haar und Rücken überflossen, wobei die Linie der ihrem Geschlecht gebotenen Zurückhaltung etwas überschreitenden Körperbewegung, der Zug einer gewissen Emanzipiertheit, in ihrem Wesen zu einer ästhetisch sehr wirkungsvollen Äußerung kam.

Geist hatte sie im ganzen wenig, und von dieser Seite her war sie ihres Namens nicht unwürdig; dagegen war sie nicht ohne Phantasie und von sehr erregbarem Gemüt. Ihre Erziehung war, wie wir schon angedeutet, nicht dazu angetan gewesen, die in ihr vorhandenen edlen Keime zu entwickeln; ein enger Geisteshorizont umgab sie, innerhalb desselben aber hatte sie eine von der Imagination nur allzu bevölkerte Welt. So wenig ihr Auge in der langen Einförmigkeit ihres jährlichen Landlebens von wechselnden Gestalten und Szenen umgeben war, und so wenig ihr die kurze Saison im Winter, die sie in der Stadt zubrachte, sichere Eindrücke zuführte, indem hier das Leben mehr an ihr vorüberflog, als sie selbst in seinem Strome mit fortriß, so hatte sie sich doch eine Fülle konkreter Vorstellungen gebildet, die aber aus falschen Voraussetzungen abgeleitet und nichts weniger als den realen Verhältnissen entnommen sich erwiesen.

So waren denn bei der Komposition dieser Seelenkräfte überhaupt und bei der Richtung, die ihnen frühzeitig gegeben worden war, Exaltation und Überspanntheit die Klippen, daran diese, wenn richtig erzogen, sogar zu einer schönen Entfaltung befähigte, immerhin feinere weibliche Individualität unselig scheitern mußte. Wie wir aber bald sehen werden, verbanden sich wirklich auch alle Schicksalsmächte, um das vom Himmel beschlossene Verderben dieses Mädchens herbeizuführen.

Zu dem Ausscheiden der Mutter aus dem Doppelregiment der elterlichen Gewalt gesellte sich die Gleichgültigkeit des nur auf äußeren Firnis der Bildung bedachten Vaters und endlich die unselige Beeinflussung ihres Geistes in früher Jugend durch einen Mann, dessen unheilvollen Einfluß auf das weibliche Ge-

müt wir bereits an einem Beispiel kennen gelernt haben, durch den Fanatiker Mr. Temple.

Dieser war nämlich nach seiner Rückkehr aus Amerika um eine Vikarstelle auf dem Lande eingekommen, deren Verleihung dem Lord Purpus als Patrimonialherrn der betreffenden Kirche zustand. In einer Konkurrenzpredigt, die ein vom Lord aufgegebenes Thema behandelte, hatte er unter mehreren Mitbewerbern den Sieg davongetragen, und bald hatte ihm sein bedeutendes Rednertalent, im Verein mit seiner übrigen Menschenkenntnis, den Weg in den engeren Familienkreis dieses hocharistokratischen Hauses gebahnt. Er ward Lady Marys Religionslehrer, indes er bei dem jungen Lord Alfred, der damals noch nicht mit seinem Reiseprojekt hervorgetreten war, der aber vom ersten Augenblicke an einen besonderen Widerwillen gegen diesen Zeloten an den Tag legte, auf diese Vertrauensstelle verzichtet.

So hatte er auf das Mädchen mehrere Jahre hindurch einen begreiflicherweise großen und schädlichen Einfluß geübt, und es wäre daher seine Berufung nach Dublin an die Kathedrale von St. Patrick, die namentlich der alte Lord durch seinen Einfluß beim Erzbischof durchgesetzt, ein wahrer Glücksfall für die bereits nicht wenig geistig bevormundete Gutsherrschaft geworden, wenn nicht dieser herrschsüchtige Mann auch aus der Ferne noch durch Briefe und Übersendung seiner Predigten fortgefahren hätte, den gewonnenen Einfluß zu behaupten. Auch hätte, um eine heilsame Krise im Gemüt des exaltierten Mädchens herbeizuführen, die regelmäßige Übersiedlung nach Dublin im Spätherbst unterbleiben müssen, indem dort durch den persönlichen Eindruck des hinreißenden Predigers die vielleicht schon halberloschene Erinnerung an seine Lehre und Seelsorge jedesmal wieder aufgefrischt wurde.

Wirklich verfehlte Lord Purpus nie, während seiner Anwesenheit in der Hauptstadt mit seiner Tochter Mary beim Gottesdienst und den Kanzelvorträgen Mr. Temples anwesend zu sein, und stolz, ein solches Kirchenlicht entdeckt und der Welt aufgesteckt zu haben, saß seine Herrlichkeit allsonntäglich mit der jungen Lady und deren untrennbarer Amme, dem betreßten und bezopften alten Kammerdiener neben dem Türschlag in seinem weiten, altmodisch massiv gebauten, nußbraunen, mit allerhand altertümlichen Schnitzereien, ja an den Ecken sogar mit Engelfiguren und Messingleuchtern von getriebener Arbeit versehenen

Kirchenstuhle, darin schon seine Ahnen seit Jahrhunderten bis zu seinem seligen Vater herab in den wechselnden Kleidertrachten der Zeiten mit Weib und Kind gesessen und sich an dem Wort Gottes erbaut.

Stets überkamen den selbstbewußten Lord stolze und erhabene Gefühle, wenn er aus diesem alten Gestühl heraus seinen Blick hinausschweifen ließ in das ernste Halbdunkel der ehrwürdigen Kirche, und selbst unter dem gewaltigen Redestrom Mr. Temples wurde ihm sein Geist manchmal von der Erinnerung in die fernen und besseren Tage des Adels entrückt, da sich dieser noch von der Folie der Leibeigenschaft des Volkes um so glänzender abhob. Sah er doch sich seitwärts gegenüber neben einer der aufstrebenden Säulen, die das hohe Hauptschiff tragen, einen niederen Säulenstumpf, dem ein weites mit Tierköpfen geziertes Weihbecken von gelbem, ausgewaschenem Sandstein aufgesetzt war, den alten Taufstein von St. Patrick, daran seit beinahe unvordenklichen Zeiten seine christlichen Vorfahren mit dem Wasser der Wiedergeburt als kaum zur Welt gekommene Kinder benetzt und entsündigt worden waren, und gegenüber diesem gemeinschaftlichen Liebesdenkmal, wenn ich mich so ausdrücken darf, winkte dort aus dem düsteren Seitenschiff das gemeinschaftliche Grabdenkmal dieses vornehmen Geschlechtes, die stille Gruftstelle der schlafengegangenen Altvordern mit den lebenstreuen Bildern und knieenden Gestalten der einst auf Erden wandelnden Purpus in Harnisch und Halskrause, das Schwert oder selbst den Kommandostab in der Hand.

Hier war es denn auch, wo Lord James Purpus sich wöchentlich einmal außer in der gemeinschaftlichen Beschwingung der Seele durch den Gottesdienst noch auf seine eigene Weise das Herz erquickte, hier, wo er sozusagen in unmittelbarer Berührung stand mit seinen aus der Ewigkeit teilnahmsvoll auf sein spätes Erdenwallen niederblickenden Vorfahren, wo er von dem Moder und der Verwesung seines eigenen Fleisches angeweht (aus erster Ehe lagen ihm dort zwei Kindlein neben der Mutter begraben), wo er von diesen vorausgegangenen Lieben wie aus dem Himmel, den ihm die Farbenglut der hohen angemalten Fenster in seiner ganzen Glorie darstellte, mit Palmen und Händewinken begrüßt wurde. In diese räumlichen und zeitlichen Fernen verlor sich oft der Geist des Lords, indes Lady Mary die von einer nicht geringeren Sinnenglut gefärbten Worte des Mr. Temple, des

redegewaltigen Predigers von St. Patrick mit voller Seele aufsog und wie verzückt das Auge emporgerichtet hielt nach der von den Redeschauern und Donnern des großen Predigers erschütterten Kanzel.

Aber auch trübe und niederschlagende Gedanken befielen hier manchmal den alten Lord, hier, wo der untadelhafte Adel seines ruhmvollen Hauses in mehreren Reihen von Zinnsärgen unter dem Boden versammelt war; und oft erhob er sich mitten unter dem Wetterleuchten, das mit blendender Kraft von dem symbolisch von der Laube überschatteten Rednerstuhl ausging, oder unter den Gesängen der Gemeinde von seinem Sitz und mit gefalteten Händen flehte er demütig, in das mühsam gebogene Knie gesunken: „Großer Lord im Himmel, laß mich keine Schande an meinen Kindern erleben! Führe meinen Sohn, den Müßiggänger Alfred, den ich gerne noch auf die Schule nach Oxford geschickt hätte, wo ich selber erst perfekt reiten und fahren gelernt, führe ihn aus dem fernen heißen Indien bald wieder in unser Irland, damit er allhier als wackerer Christ und Edelmann sich betrage! Gönne ihm du auch, daß er sich bald mit einer Lady von hoher Geburt und nicht weniger Ahnen, als er selber hat (ich zählte bereits vierundneunzig), vermähle, und die Güter und Wiesengründe, die du uns, der uns stets vor anderen Menschenkindern geliebt, in deiner unerforschlichen Weisheit geschenkt hast, als ein würdiger Sprosse so herrlicher und tugendhafter Vorfahren verwalte und nutznieße, ja möglichst noch vermehre, da jetzt doch sehr viele mit Hypothekenschuld belastete Grundstücke zu kaufen sind. Mach einen tüchtigen Ökonom und Wirtschafter aus ihm, einen Mann, der den Sport liebt und gern dein heiliges Wort hört, wie ich es mein Lebtag getan. Für meine Tochter Mary aber bitte ich dich um weiter nichts als um sieben Gaben: gib ihr Schönheit, Gesundheit, Stolz, einen hochadligen Gemahl, häusliches Glück, Fruchtbarkeit und Treue gegenüber dem Lord oder Herzog, dem du sie vermählst. Herr, laß mich keine Schande erleben an meinen Kindern, weder an meinem ungehorsamen Sohn, noch an meiner unschuldigen Tochter. Das walte du dort droben!"

Aber noch eine zweite Seele beflügelte in diesem Stuhl ihr uneigennütziges Gebet zu Gott, um den Segen des Himmels auf das Haus der Purpus herabzuflehen, nämlich die alte treue Amme, in deren Herzen die große Lady noch ebenso-

gut als teuerstes Kleinod eingeschlossen war, als vormals die kleine. Diese rechtschaffene Person muß man beobachten, wie sie, angetan mit den längst aus der Mode gekommenen Kleidungsstücken, die Lady Purpus zurückgelassen, als sie dem Hause des ihr entfremdeten Ehegemahls den Rücken kehrte, neben der jungen Lady im großen Kirchenstuhle saß, und nachdem sie wacker den Choral mitgesungen, dessen Nummer in großer Zifferschrift mit Kreide auf eine schwarze Tafel aufgezeichnet und den Augen der Gemeinde ausgestellt war, ihre verschafften Hände, die zur Hälfte mit gestrickten Handschuhen bedeckt waren, übereinanderlegte und mit geneigtem Kopfe, der die grauen Haare um so besser sehen ließ, ihr herzliches Anliegen dem lieben Gott vorbrachte, das vorzüglich in dem Wunsch gipfelte, er möge die junge Lady recht schön und glücklich machen; und was sie selbst anlange, so möge er ihr einst in dem Hause der verheirateten Lady ein ruhiges Plätzchen, etwa als Verschließerin oder als Aufseherin über die Wäsche, zubereiten. „Auch werde ich,“ pflegte sie jedesmal beizusetzen, „gerne die Kleinen meiner Lady behüten und auf den Armen herumtragen, wie ich es mit ihr selbst getan, da sie noch ein kleines Püppchen war, denn die heutigen Ammen sind verluderte Weibsbilder und taugen alle nichts.“

So war ihr vertrauensvolles Gebet beschaffen; doch manchmal war es ihr, als ahnte sie ein nahes Unglück, das über dieses edle Haus, über ihre gute Lady hereinbrechen müsse, und es war ihr stets dabei, als würde der Prediger dort auf der Kanzel, aus dessen Mund oft so sonderbare Worte herauskamen, noch einmal einen großen Jammer ihnen allen bereiten. „Herr,“ flehte sie in diesen Augenblicken innerer Beängstigung, „laß diesen Mr. Temple nicht länger mehr unser Haus besuchen, und gib Seiner Herrlichkeit, deinem frommen Diener, klügere Gedanken, damit er die Listigkeit dieses grundfalschen Mannes durchschaut; denn willst du, daß ich heute sterbe, so ist keines mehr da, der diesem Schleicher auf die Strümpfe sieht und ihn verhindert, Böses auszuführen.“

Diese schlichte einfache Person war auch eine von denjenigen Kirchenbesuchern, denen nie eine Predigt des so viel bewunderten Mr. Temple zusagen wollte, und oft äußerte sie, daß sie nur ihres Fräuleins willen, und um ihm sein so kühn daherblickendes Auge zu strafen, noch in diese Kirche gehe; „außerdem“, fügte sie

hinzu, „würde ich lieber zu Hause bleiben und ein Stück Bibelverse für mich lesen, als diesem Verdreher des heiligen Wortes seine verdammlichen Lehren vortragen zu hören. Oder hat er ein Recht," äußerte sie im Zorn beim Nachhausegehen zu ihrer Nachbarin, der Frau eines Küchelbäckers, „die Erzväter des alten Bundes, wenn sie auch gottesfürchtige Männer waren, über die Apostel und Evangelisten, ja selbst über unseren Herrn Jesum Christum zu stellen, neben dem alles erbleichen und verschwinden muß, weil er der Sohn Gottes selber ist und bleibt in Ewigkeit. Auch führt er fortwährend das Beispiel von Sarah und Hagar an, die einträchtig miteinander in einem Hause gewohnt, jene als Frau, diese als Magd, beide gleich geliebt von Abraham. Was gleich geliebt! Ich diene jetzt an die zwanzig Jahre treu und redlich bei Seiner Herrlichkeit und brauche niemals zu hören, daß ich bloß ein Dienstbote im Hause bin; aber, sehe Sie Frau Nachbarin, wenn ich je von dem Tisch, daran meine gnädige Herrschaft speist, auch nur einen Brosamen hinwegzunehmen mich getraut hätte, so sollte mir der liebe Gott dafür die Hand herunterhauen. Sind das christliche Lehren, frage ich Sie? Wahrlich, der Primas sollte diesem schlimmen Ärgernis ein Ende machen; aber er sitzt beinahe das ganze Jahr im Parlament in London und bekümmert sich nicht darum, ob die reine Lehre in St. Patrick gelehrt wird oder eine verkehrte." So reflektierte dieses natürliche Gemüt, und wo die Alte es anbringen konnte, warnte sie ihre Lady Mary, zu der sie wie eine Mutter zu ihrem Kinde reden konnte, vor diesem gefährlichen und zweideutigen Mann, wie sie sich ausdrückte. Bei seinen Besuchen ging sie nie aus dem Zimmer, und wenn es deren zu viele wurden, so wußte sie den Portier zu beschwatzen, daß er unter irgendeinem Vorwand den Presbyter abweise.

Aber diese beiden treuen Augen sollten nicht mehr lange ihren Wächterdienst verrichten und bald für ewig geschlossen werden. Eine Erkältung, die sich die Alte am Sylvesterabend in der Kirche von St. Patrick zugezogen, warf sie anderen Tages schon auf das Krankenlager, und in wenigen Tagen war sie auch schon gestorben.

Ihren Tod hatte sie mit einer Art Hellseherei vorausgesehen. Da sie nämlich an jenem feierlichen Abend des Jahresschlusses in dem alten Gestühl neben ihrer jungen Herrin saß, förmlich überstrahlt von der Helle der Wachslichter, die auf den beiden

Enden des Lesepultes vor dem Stuhl brannten, hatte sie unter der Predigt, die der Primas von Irland selbst gehalten, plötzlich aus dem Nebenschiff, von der Stelle her, wo die Familiengruft ihrer Herrschaft sich befindet, eine weiße, bürgerlich gekleidete Frauengestalt hervortreten und ihr dreimal winken sehen, worauf die Erscheinung wieder verschwand. Nun meldete aber eine alte Familienüberlieferung, daß vor mehreren hundert Jahren eine im Hause der Purpus dienende Amme aus Dankbarkeit dafür, daß sie bei dem Brande des alten Schlosses der Purpus in Dublin mit Einsetzung ihres Lebens das von ihr gestillte Kind gerettet, nachdem sie ihren Brandwunden erlegen, in dem Familiengrab auf Anordnung des damals regierenden Lords beigesetzt worden sei.

Die von dem Glauben an Vorbedeutungen und Ahnungen ihr ganzes Leben durch erfüllte Alte erkannte sogleich, daß es ihre Vorfahrin gewesen, die sie von ihrer nahen Todesstunde in Kenntnis gesetzt, und noch auf der Heimfahrt in der Kutsche teilte sie der erschrockenen Lady mit, daß sie in Bälde sterben und sie allein lassen werde. Nichts beschäftigte nun in ihren letzten Lebenstagen diese treue Dienerin so sehr, als der Gedanke, daß ihre Pflegebefohlene von jetzt an schutzlos den Ränken des aufdringlichen Presbyters ausgesetzt sein werde, und das letzte Wort noch, das, während sie ihren Todeskampf wacker ausstritt, aus ihrem Munde kam, war eine an die weinende Lady gerichtete Warnung vor Mr. Temple.

Wirklich begannen mit dem Hinwegscheiden dieser treuen Seele für die unerfahrene Lady die Tage ihres Unglücks und ihrer Heimsuchung. Denn kaum waren einige Wochen vergangen, so war auch schon in dem beweglichen Gemüt des Mädchens der Eindruck jener Sterbeszene verwischt, und da auch der Lord, ihr Vater, das Seinige dazu beitrug, den ihr als trügerisch und verfänglich verdächtigten Seelenhirten wieder in neues Ansehen zu versetzen, so war unversehens die Situation sehr zugunsten des Mr. Temple verändert.

Der Grund aber, warum der Presbyter gerade in der letzten Zeit so sehr in der Gunst Seiner Lordschaft gestiegen, war dieser: Bisweilen beunruhigten den letzteren allerlei Gewissensskrupel ob seines rücksichtslosen Verhaltens als Ehemann und der Schuld, die ihn bei Auflösung seiner letzten Ehe traf. In solchen Augenblicken der Beängstigung war das Bedürfnis, die Ansicht

und den Ratschlag eines gottesfürchtigen, seelenkundigen Mannes zu hören, ein in der menschlichen Natur wohlbegründetes. Lord Purpus wendete sich deshalb an Mr. Temple und erhielt von diesem die beruhigendsten Auseinandersetzungen. Die Ehe sei kein Sakrament, zu welchem Irrtum sich allein die römische Kirche bekenne, und lediglich der Umstand, daß die übrigen christlichen Tochterkirchen infolge einer Lostrennung von jener alten Mutterkirche entstanden, habe die Überlieferung einer viel zu strengen Anschauung über den Wert der Ehe und der ehelichen Pflichten überhaupt in den Lehrschatz der abtrünnigen Kirche übergehen lassen, welche falsche Doktrin noch einmal ganz aus den Lehren und Vorschriften der Religionen werde verschwinden müssen. Natürlicherweise war seine Lordschaft mit dieser plausiblen Deutung und leichten Freisprechung äußerst zufrieden, denn er wollte um jeden Preis für einen rechtschaffenen und rechtgläubigen Mann gelten.

Aber der versöhnliche Sinn, den der Lord seiner Gemahlin gegenüber in letzterer Zeit manchmal an den Tag gelegt, und der ihn beinahe schon, wenn Mr. Temple sich nicht darein gelegt hätte, zu einem Ausgleich in Sachen des Vermögens geneigt gemacht hatte, schlug gleichzeitig auch aus äußeren Gründen plötzlich wieder in das Gegenteil um und gestaltete das gleichgültige Verhältnis der beiden geschiedenen Ehegatten zu einem offen feindseligen. Letzteres aus folgendem Grunde:

Lady Purpus, die Mutter Marys, erhob mit einem Male in mehreren sehr heftig abgefaßten Briefen an den Lord Anspruch darauf, eines ihrer Kinder, und zwar das Mädchen, zu sich nehmen und erziehen zu dürfen, indem ihr als Mutter das gleiche Recht hierauf zustehe, als ihrem Gemahl. Auf dieses wiederholte und stets leidenschaftlicher vorgebrachte Ansinnen, das dem Mutterherzen der Lady übrigens alle Ehre macht, erfolgte von seiten des Adressaten, vorzüglich auf den Rat Mr. Temples hin, keine Erwiderung, welche geringschätzige Behandlungsart die als Mutter und Gemahlin gleichermaßen beleidigte Frau so sehr aufbrachte, daß sie in einem förmlichen Drohbrief ihren Entschluß unverhohlen kundgab, sich ihres Kindes, auf welche Art es sei, zu bemächtigen und es auf immer aus Irland fortzuschaffen.

Diese exaltierten Drohungen machten begreiflicherweise auf den Lord, der dem Schutz der englischen Gesetze vollkommen

vertraute, nicht den geringsten Eindruck, und es wurde keinerlei Maßregel zur Behütung der jungen Lady auch nur im entferntesten angeordnet. Wie sonst, bezog der Lord mit der Tochter und seinem übrigen Haushalte nach Eintritt der besseren Jahreszeit sein Lieblingslandgut, das einige Meilen von Dublin unweit des Meeres gelegen und von reichen Forsten umgeben war, und unbesorgt gab er sich seiner alten Liebhaberei, der Jagd, hin, die ihn ganze Tage von seinem Landhause entfernt hielt.

Aber siehe, eines Tages, als er, gefolgt von mehreren mit Hirsch- und Hasenleibern bedeckten Wagen in das Tor seines mit Mauern und Türmen versehenen Landsitzes bei Hörnerklang und Hundegebell und unter Fackelbeleuchtung des Abends einritt, trat ihm verstört der Kastellan mit der schrecklichen Meldung entgegen, Mylady habe in der Frühe das Haus allein verlassen und sei bis zur Stunde nicht wiedergekehrt. Er habe gegen Mittag schon, da das gnädige Fräulein von ihrer Promenade nicht heimgekommen, sämtliches Gesinde, soweit es nicht zur Treibjagd verwendet worden, ausgeschickt, die Vermißte aufzusuchen, bereits aber seien die meisten wieder zurück, ohne eine Spur derselben entdeckt zu haben. Einige suchten noch, und mit Bangen harre er deren Bericht bei der Heimkehr. „Wenn nur nicht", fügte er mit bewegter Stimme bei, „ihr ein Unglück am Meere begegnet, indem sie sich zu weit gegen den Strand vorgewagt; denn es war gerade um die Stunde der Flut, als sie das Haus verließ."

Der alte Lord saß bei dieser Nachricht wie versteinert zu Pferde, und es brauchte einige Zeit, bis er sich von seinem Schreck so weit erholt hatte, daß er die Zunge wieder bewegen konnte. Endlich erhob er sich im Bügel, und mit lauter Stimme schrie er in den hinter ihm in der Halle mit dem Abladen des Wildes beschäftigten Treiber- und Bauerntroß: „Auf, ihr Leute, Mylady ist aus dem Schloß verschwunden, durchsucht mir die Küste und die ganze übrige Gegend in Feld und Forst! Wer mir zuerst auch nur die kleinste Nachricht über mein Kind zu bringen imstande ist, erhält zur Belohnung den Maierhof dort drüben, dessen Pächter ich unlängst davongejagt. Auf! Auf! Tummelt euch! Bei diesen Worten ließ sich der alte, zitternde Lord selbst eine Fackel reichen, wendete das Pferd und sprengte, von seinen Jockeis und berittenen Jägern gefolgt, den zu beiden Seiten weichenden Dienstleuten vorbei, durch das

hallende Tor in die Nacht hinaus, dem dumpfbrausenden Meere zu.

Auch die aufgebotenen Knechte und Hörigen ließen alles liegen, führten die gekoppelten Hunde in die Ställe, beratschlagten über Plan und Richtung der gemeinschaftlichen Spähe, und rannten sodann mit Pechfackeln und einige sogar mit Pechpfannen in der Hand in die dunkle Nacht hinaus.

Bald warf der Reflex Dunkelröte über die Küste bis in das Meer hinaus.

Jetzt begann eine Streife, die in immer weiter gezogenem Kreise abgehalten bis zum Nachmittag des anderen Tages währte. Aber aller Bemühungen ungeachtet blieb das Resultat ein vergebliches. Die Bewohner in den Fischerhütten hinter den Dünen hatten mit aufgerissenen Mäulern von dem schauerlichen Begebnisse gehört. Die Männer und Burschen bestiegen, bedenklich die Köpfe schüttelnd, ihre Boote, spannten die Segel und fuhren ein Stück weit in die nicht sehr bewegte See hinaus, worauf sie das Schiff in die Brackseite stellten und, der Küste entlang fahrend, mit scharfem Auge die Außenseite der Dünen und alle Vorsprünge des Landes prüften und musterten, indes die Weiber und Kinder und selbst Greise den Strand mit seinen Kegeln von Flugsand und seinem dem Meere täglich einmal preisgegebenen, von Algen und Muscheln überdeckten Untiefen durchforschten.

Doch auch dieses Aufgebot der zerstreut wohnenden Strandbewohner war vergeblich geblieben, und als der alte Lord nachmittags am anderen Tage nach einer halbstündigen Ruhe einen um den anderen von den Dienstleuten in sein Arbeitszimmer berief und ausfragte, konnte keiner eine auch nur einigermaßen wesentliche Mitteilung vorbringen. Bloß die Stunde, da Mylady das Haus verlassen, war konstatiert, sowie ferner der Umstand, daß sie sich, was übrigens regelmäßig ihre Gewohnheit war, in den angrenzenden Park in Begleitung ihres großen Neufundländers begeben, der gleichfalls nicht mehr heimgekehrt. Aus dem Park führte nämlich eine Gittertür, dazu die junge Lady einen Schlüssel hatte, seitwärts in das Feld dem Meere zu, und durch diese Pforte pflegte die einsam Wandelnde gewöhnlich, um den Durchgang durch das vor dem Schloß liegende Gehöfte zu vermeiden, ihren Austritt in das Freie zu nehmen; den übrigen Raum des Parkes, dem sich ein Hirschgarten an-

reihte, hingegen pflegte sie seltener zu betreten, indem ihrem Gemüt die offene Landschaft mehr zusagte als kultiviertes und eingehegtes Land.

Diesen Weg, dachte man sich daher, müsse die Entschwundene auch gestern genommen haben; und wie die Nähe des Meeres, das den anwohnenden Menschen stets für seine Wohltat häufige Opfer abfordert, dieselben überhaupt mißtrauisch gegen dieses ungeheure und launenhafte Element macht, so hatte sich auch gestern mit dem besorgten Auge des Lords jedes andere nach jener Richtung hin, wo nun am Tage der grüne Wellenspiegel herschimmerte, unwillkürlich gewendet. Aber gegen Abend kam der alte Parkhüter, der am Ende des mehrere englische Meilen langen Wildparkes bei der rückwärtigen Gittertür wohnte, deren richtigen Verschluß er auch zu überwachen hatte, von ungefähr in das Schloß herauf und erzählte, da er die Aufregung und den Auflauf im Schloßhofe bemerkte, den Knechten und Jägern des Lords, daß er Lady Mary gestern um die Mittagszeit aus dem Park treten und dem Walde, der vom Park nur durch eine Wiese getrennt bis auf eine Stunde von Dublin sich erstreckt, zuschreiten gesehen habe, wobei sie, wie es bei der Nähe von so viel Wild geboten, ihren großen Hund an der Leine geführt. Weiter vermöge er nichts anzugeben, als daß er vom Walde her noch ein- oder zweimal, aber sehr heftig den Hund der Lady habe bellen hören.

Natürlich mußte dieser alte Diener, alsofort vor den Lord geführt, diesem seine Aussage getreulich wiederholen, und kaum hatte der Lord sie noch einmal sich langsam und wörtlich wiederholen lassen, als er sofort einzuspannen befahl und mit seinen besten Pferden in die Stadt jagte, nach der Wohnung des Anwalts hin, der seine Geschäfte besorgte, und der namentlich auch seinerseits das notarielle Geschäft der Ehescheidung in Händen gehabt. „Meine Tochter Mary ist mir geraubt worden; ihre Mutter hat ihre Drohung durchgeführt und sie mir entführt“ waren die ersten Worte des Edelmannes, als er in das Amtszimmer dieses eingeweihten Bekannten eintrat; und diesen Worten folgte nun eine lange Unterredung, die damit schloß, daß beide Herren zusammen in den Wagen stiegen und bei dem Vizekönig von Irland vorfuhren, der von dem Vorgang bereits in Kenntnis gesetzt war. Dieser versprach, alles aufzubieten, um der Entführten, ehe sie noch England oder den Kontinent betreten,

habhaft zu werden; er ließ den Sheriff und den Alderman kommen und befahl diesen Beamten, die sich sehr betroffen zeigten, sofort den Hafen zu sperren; kein Schiff dürfe hinaus ins offene Meer, ohne nicht vorher in allen seinen Räumen durchmustert und bezüglich der Passagierliste genau kontrolliert zu sein. Aber nicht beruhigt mit dieser Vorsichtsmaßregel, telegraphierte der höfliche und menschliche Statthalter auch sofort an den Lordkanzler in London und setzte diesen in einer langen Staatsdepesche von dem Vorgefallenen in Kenntnis. Ohne uns nun in weitere Einzelheiten der von seiten der britischen Regierung geschehenen Schritte zu ergehen, können wir die Mitteilung anfügen, daß wirklich nichts von seiten der englischen Polizeibehörden noch auch, als die Recherchen sich weiterhin ausdehnten, von seiten der mächtigen englischen Diplomatie unterblieb, um den Tatbestand festzustellen und dem gegen seine Gemahlin klagbar auftretenden Lord zu seinem Rechte zu verhelfen.

Allein nicht nur, daß die direkten Nachforschungen zu Meer und Land alle nutzlos blieben, auch die ehemalige Lady Purpus gab in dem britischen Gesandtschaftshotel zu Paris, da sie sich gerade zu jener kritischen Zeit aufhielt, die eidliche Erklärung ab, daß sie nicht im geringsten bei jener Entführung ihrer Tochter beteiligt sei, und die große Trauer und Besorgnis, die sie bei Durchlesung der ihr über diesen Vorfall mitgeteilten Akten kundgab, schienen ihre Aussage nur zu bestätigen.

Nichtsdestoweniger hielt der alte Lord hartnäckig an dem einmal gefaßten Glauben fest, und mehrere Unterredungen, die er mit dem zu ihm auf sein Landgut beschiedenen Mr. Temple hatte, erhoben ihm seinen dringenden Verdacht zur persönlichen Überzeugung, die lange Zeit kein vorgebrachter Gegengrund zu erschüttern vermochte.

Anderer Ansicht waren gleich anfangs viele Einwohner von Dublin gewesen, ob ihnen auch gleich das merkwürdige Ereignis von der Dubliner Tagespresse, meistens in einer die ferne verteidigungslose Lady wirklich sehr kompromittierenden Weise vorgeführt worden, in welcher Färbung die Nachricht auch in die großen Journale der englischen Hauptstadt und endlich in solche des Auslandes übergegangen war. Nur einzelne Stimmen äußerten sich damals bezüglich des auf die Lady gerichteten Verdachts vorsichtig, ja selbst ungläubig und ließen Andeutungen

sehr auffallender Art fallen, die vielleicht selbst den alten Lord bedenklich gemacht haben würden, wenn sie ihm nicht absichtlich von seinem Sekretär, einem durch Mr. Temple empfohlenen Manne, vorenthalten worden wären. Ja, ein Witzblatt, der „Punch of Irland“, eine schwache Nachahmung des berühmten Londoner Blattes, brachte sogar, diese Neuigkeit ausnutzend, eine mit einem ziemlich unverblümten Text versehene bildliche Darstellung, die auf dieses Ereignis Bezug hatte, und die jene vorgebliche Einschiffung der entführten Lady in dem Hafen Dublins in der Weise persiflierte, daß an der Stelle des am Ausgang der Hafenbucht sichtbaren Leuchtturms der Kirchturm von St. Patrick sich erhob, über dem anstatt des Mondes das wohlgetroffene Gesicht des Mr. Temple zu sehen war. Betitelt war diese Persiflage aber folgendermaßen: Die einzig richtige Beleuchtung der sonderbaren Umstände, unter denen Lady Mary Purpus ihrem Herrn Vater entführt und heimlich eingeschifft wurde. Dieses Blatt hatte begreiflicherweise bei seinem Erscheinen in Dublin großes Aufsehen gemacht; doch wo die Kläger fehlen, da gibt es auch keine Richter, und so hatte bald der stets wechselnde Strom des öffentlichen Interesses sich nach einer anderen Richtung und zu neuen Vorfällen hingewendet und die Sache war scheinbar der Erinnerung der Dubliner Bevölkerung entschwunden.

Aber, wie wir bereits eingangs dieses Berichtes erwähnt, in den Tagen, da unsere Erzählung jetzt spielt, war das Andenken an diese frühere Begebenheit neu aufgefrischt, und es war so nachdrücklich in der Presse auf eine nochmalige Untersuchung der ganzen Angelegenheit gedrungen worden, daß selbst der alte Lord Purpus, dem diese Stimmen endlich doch bekannt geworden, nicht umhin konnte, einen desfallsigen Antrag bei den Gerichten zu stellen, über den der höchste Gerichtshof in Irland in den nächsten Tagen heimlich entscheiden mußte. Doch nicht genug, daß diese publizistischen Kundgebungen ungehindert statthatten, entstand auch zwischen einzelnen Journalen eine förmliche Polemik, wobei unter den gegen Lord Purpus plädierenden Journalen der „Spectator of Irland“ sich besonders hervortat, ein Blatt, dessen Besitzer, wie wir nicht verschweigen dürfen, zu jener Zahl von Männern gehörte, die nach längerem Aufenthalt in Amerika vor nicht eben langer Zeit in ihre Vaterstadt Dublin zurückgekehrt. Der Umstand aber, daß dieses große

Organ mehrere sehr geringfügige, aber vom gemeinen Volke wegen ihrer populären Haltung gern gelesene Tageblätter im Schlepptau führte, welche früher sogar mehrmals gegen Mr. Temple geschrieben, wurde nicht etwa als ein Zeichen gedeutet, wie verworren alle Gesichtspunkte in dieser Angelegenheit seien, sondern es wurde die Erklärung dieser Erscheinung in dem bestechlichen Sinne der Redakteure dieser leichtfertigen Organe gesucht und dieser Verdacht auch rückhaltlos ausgesprochen, auf welche Vorwürfe in keiner Weise eine Klage oder Antwort gefolgt.

Aber noch inmitten dieses Federkrieges äußerte sich die Wirkung jener ersten journalistischen Auslassungen an einem Ort und bei einer Person, an die sicher niemand im entferntesten mehr dachte.

Unser junger Held vom Stamme der Purpus, Alfred, lag nämlich in der Zeit, da in der Ferne diese neue Wolke gegen Mr. Temple sich heranwälzte, an einer Kopfwunde, die er im Kriege von dem Säbel eines Sepoys erhalten, im Hauptlazarett der britischen Operationsarmee, unfern des Ganges, von der liebevollen Sorgfalt der Grauen Schwestern, dieser protestantischen Nonnen, gepflegt. Diese, bemüht, ihn in seiner Schwermut aufzuheitern und seiner Sehnsucht nach dem Vaterland gerecht zu werden, legten ihm alle Morgen die frisch aus England angekommenen Journale auf das Bett. Eines Tages nun fiel, wie durch eine Art Fügung, dem tapferen Edelmann jene Nummer des „Punch of Irland" in die Hand, darin jene beschimpfende Anspielung auf das ihm noch gänzlich unbekannte Schicksal seiner Schwester enthalten war, und das als Probenummer bei Beginn eines neuen Quartals die Reise über den Ozean mit den anderen Journalen mitgemacht. Rasch kombinierte Alfred, und alsbald stieg ihm ein furchtbarer Argwohn gegen den abgebildeten Prediger von St. Patrick in der Seele auf, dessen Anblick ihm dereinst schon in seinem väterlichen Hause so verhaßt gewesen. Rot stand ihm das Blut in den Wangen und in der bereits halb geheilten Wunde auf der Stirn, und lange starrte er wie geistesabwesend vor sich hin; sodann bat er um Feder und Papier und setzte, wie er war, ein Urlaubsgesuch an seinen Regimentskommandanten nieder, das er der jourhabenden Schwester, welche ihn neuerdings von Delirien befallen glaubte, mit der Bitte einhändigte, es sofort in das Zelt des nächsten Offiziers zur dienstlichen Weiterbeförderung zu schaffen, was auch mit der Zustimmung des

vorher in Kenntnis gesetzten Spitaloberarztes geschah, nachdem dieser eine lange Unterredung mit Sir Alfred Purpus gehabt.

Frevel und Unrecht würden aufhören auch schon für den sie Verübenden so unheilverkündende Namen zu tragen, sie würden nicht zugleich schon den Begriff der Strafe dunkel in sich schließen, wenn der ihnen Verfallene es noch in seiner Macht hätte, auf jedem Punkte der betretenen Bahn einzuhalten oder selbst sogar umzukehren, wenn er, gewarnt von dem vorausblickenden Verstand, eine verhängnisvolle Tätigkeit länger fortzusetzen, noch so viele Kraft der Selbstbestimmung besäße, um sich ein „Bis hierher und nicht weiter!" gebieterisch zuzurufen. Diese Macht ist ihm aber gemeiniglich dahin; bei aller Klugheit im kleinen gebricht ihm jene summarische Klugheit, die allein die Späher hinter sich zu verwirren und zu ermüden vermöchte, und die darin bestände, daß der Beschuldigte in einem Zug und ohne Aufschub den alten Adam auszöge und die ekle Pest des alten Sündenleichnams fernab von den Wegen der Menschen verscharrte.

Mr. Temple war für den Augenblick einer großen Gefahr entronnen. Der wirksame Schutz offenbar sehr mächtiger Freunde hatte ihn vom nahen Untergange errettet und schwebte jetzt, da noch mancherlei Anschläge und Nachstellungen wider ihn im Werke waren, mit großen Fittichen über ihm; er begütigte den von London eigens herbeigeeilten Erzbischof, er diktierte dem Vizekönig beruhigende Berichte in die Feder, er brachte die Aufregungen der bereits begonnenen Vernehmungen wieder ins Stocken und begrub die diesfallsigen Akten unter die Aktenberge des Staatsarchivs, kurz, er erschien so vorbedacht und wohl organisiert, daß er bei der ohnehin vergeßlichen Denkungsart der Menschen höchstwahrscheinlich alles wieder in den vorigen Zustand zurückversetzt und das gesunkene Ansehen des kompromittierten Presbyters wiederhergestellt haben würde, wenn dieser sich hätte entschließen können, sein Sonderlingsleben zu ändern, das verriegelte Kloster zu öffnen, Nachbarsleute darin willkommen zu heißen, die Menschen in ihrem fröhlichen Gewimmel aufzusuchen, unter Gottes hellem Tageshimmel zu wandeln und seine unheimlichen Werbungen und Bekehrungsversuche aufzugeben.

Aber nichts von alledem geschah. Mr. Temple blieb derselbe, der er früher gewesen. Die einzige Konzession, zu der er sich unter dem Druck der Verhältnisse und der zeitweisen Obmacht

seiner Widersacher herbeiließ, bestand darin, daß er für die nächsten Sonntage nach jenen erzählten Unruhen und Aufläufen seine Predigten in St. Patrick aussetzte, zugleich aber auch für einen so unbedeutenden Ersatzmann sorgte, daß die Sehnsucht nach seiner Rückkehr auf den Predigerstuhl und die Größe des Verlustes, wenn er für immer resignierte, bei jenen Hörern wenigstens, die sonst nichts Anstößiges an seinen Belehrungen fanden, lebhaft wachgerufen, und daß es von diesen wie ein Regen nach langer Dürre begrüßt wurde, als Mr. Temple endlich wieder am ersten Sonntag im Advent, mit der knochigen Faust die Treppenbrüstung umspannend, langsam und feierlich zu der bislang verunzierten Kanzel emporstieg.

Wenn nun auch in den ersten der wieder aufgenommenen Vorträge von seiten des Domherrn eine gewisse Vorsicht und Reserve, ein minderes Abschweifen von den dogmatischen Anschauungen der englischen Hochkirche oder doch ein sorgfältigeres Verdecken und Verblümen der eingestreuten Irrlehren nicht zu verkennen war, so hielt doch diese Mäßigung nicht sehr lange an, und Mr. Temple bewegte sich bald wieder in derselben Kasuistik, die der seligen Amme der Lady Purpus so oft ein Kopfschütteln abgenötigt hatte.

Namentlich hatte Mr. Temple auch wieder sein Lieblingsthema über das Verhältnis der Geschlechter zueinander aufgegriffen, nur daß es schien, als ob seine feurigen Erklärungen und Ergüsse an Stelle der entschwundenen Lady Purpus nunmehr an die Adresse der jungen Miß Broke gerichtet seien, auf deren fesselnder Erscheinung sein Auge regelmäßig wie auf einem gewohnten Ruhepunkte haftete.

Im übrigen lichtete sich, seit Mr. Temple wieder predigte, trotz des Zulaufes von Neugierigen aus anderen Sprengeln, die Zahl der gewählteren Kirchenbesucher sichtbar, und namentlich zeigten sich die Stühle des reichen Kaufmannsstandes und des hohen Adels stets dünner besetzt; über dem Sitz vollends, darauf Lord Purpus sonst jeden Sonntag gesessen, breiteten langbeinige Spinnen ungestört ihr graues Gewebe.

Gerade aber in diesem, wenn nicht auf Verabredung, so doch auf gleichmäßigem Instinkt beruhenden Ausbleiben der Elite unter den Zuhörern lag eine Demonstration, die eine der Warnungen für Jonathan Temple hätte sein sollen, woran es das Schicksal, so blind auch gewöhnlich seine Macht genannt

wird, dem auf einen schlimmen Abweg einmal Geratenen gegenüber niemals fehlen läßt. Doch Mr. Temple schien für solche stille Winke des Geschickes nicht empfänglich. Zufrieden damit, daß die drohenden Symptome des eruptiven Volkszornes, daß die blinde Aufregung der Massen sich gelegt hatte, kümmerte er sich um das Weitere nicht. Seiner sonst so wachsamen Beobachtungsgabe, wenigstens was ihn selbst betrifft, war die Existenz jenes lauernden Mißtrauens entgangen, das Tritt und Schritt eines Menschen verfolgt, den es für den Urteilsspruch reif hält, auch ohne tatsächliche Überführungsmittel in Händen zu haben, oder wenn er davon Kenntnis hatte, so mußte ihm die Macht des vereinigten Willens, wie er sich in einem Gemeinwesen offenbart, nur sehr geringen Respekt einflößen. Haß und Abneigung seiner Mitbürger mußten ihn, der nie viel nach Wohl- und Mißwollen anderer gefragt, und der nie das Bedürfnis nach einem innigeren Verkehr mit den Menschen empfunden, nur wenig anfechten, und er schien es in seiner Weltverachtung den steilrechten Mauern seiner Kartause überlassen zu haben, die kleinen Spitzen der von allen Seiten hinanfliegenden Pfeile der Verachtung im Anprall zu krümmen und abzustumpfen.

Gleichwohl hatte es den Anschein, als ob Mr. Temple von allem äußere Kenntnis besäße, was um ihn her vorging, wenn er auch die Tragweite der herrschenden Mißstimmung, wie bereits gesagt worden, sehr unterschätzte. Sein Auge schien wie allgegenwärtig zu sein, es schien ebensowohl in den abgeschlossenen Kreis der zurückgezogensten Familien zu blicken als in die Säle und offenen Cercles der reichen und gastfreien Häuser Dublins; er schien zu wissen, welche Reden auf dem Markt und in den Hallen wie auch, welche in den Gerichtsstuben und auf dem Stadthause geführt wurden; es schien, als müsse er in allen Schenken und Spelunken ebenso wie in allen Klubs und Gesellschaftshäusern herumkommen, oder als müsse er überall wenigstens seine Vertrauten und Reporter haben. Die Depeschen, welche der Lordleutnant nach London schickte, enthielten für ihn so wenig Geheimes als die Unterhandlungen, die der alte Grow mit dem pfiffigen Wirt „Zum Seestern" um Überlassung seines kompromittierenden Schillings geführt. Kurzum, Mr. Temple war in alles eingeweiht, was in Dublin bei hoch und niedrig vor sich ging.

An welchen Kennzeichen, wird man fragen, konnte man diese

in Staunen setzende Lokalkenntnis, diese bewunderungswürdige Durchdringung der Verhältnisse erkennen? Wir antworten: an den Erklärungen, die Mr. Temple teils vor dem etlichemal versammelten Presbyterium, teils in mehreren Blättern, darunter am eingehendsten im bereits erwähnten „Spectator of Irland", und zwar in Sachen der Lady Purpus ebensowohl wie des Bettlers Brown, teils endlich auch vor Gericht im ersten Stadium der gegen ihn gerichteten, nun aber allem Anschein nach niedergeschlagenen Untersuchung zur höchlichen Überraschung von jedermann abgegeben. Außerdem wären hier noch die vielfachen Anspielungen anzuführen, die der Domherr in sehr geschickter Weise in seine neuesten Predigten einzuflechten wußte, die wegwerfenden Blicke und sonstigen Zeichen von Geringschätzung, womit er feindselig gesinnten Personen gegenüber sehr verschwenderisch war.

Dieses allen Dingen Fernestehen und ihnen doch zugleich Nahesein, das wie eine persönliche Eigenschaft wirkte, verlieh diesem merkwürdigen Mann einen außerordentlichen dämonischen Charakter und benahm vielen die Lust, mit ihm näher anzubinden; mußte man sich doch gestehen, daß man es bei all seinen abstoßenden und verächtlichen Seiten mit keinem alltäglichen Menschen zu tun habe.

Auch in das Haus von Fannys Vater waren die seltsamen Gerüchte gedrungen, die über Mr. Temple in den Straßen von Dublin umherliefen; aber gleichwie das Sonnenlicht nur gedämpft in das Wohnzimmer des Siechen eingelassen wurde, so gelangten auch die Nachrichten aus Stadt und Land nur allgemein, man kann sagen farblos an das Ohr des alten Broke, dessen Glaube an die exemplarische Tugend seines Seelenrates ohnedies auch nur schwer zu erschüttern gewesen sein würde.

Es fehlte den Bewohnern dieses abgesperrten Hauses an dem rechten Zusammenhang mit dem Leben und Getriebe der großen Stadt, um eine rechte Teilnahme für das Wohl und Wehe anderer Mitbürger bei ihnen vorauszusetzen. Miß Fanny, die einzige rüstige und für volle äußere Lebenseindrücke empfängliche Person, übertrat nur selten dessen Schwelle, und wenn es geschah, so kam sie doch nicht in nähere Berührung mit anderen Menschen. Die alte und überdies hinkende Haushälterin aber, die mit dem tauben Türhüter und einer an der Fallsucht leidenden ältlichen Weibsperson die ganze Dienerschaft des reichen

Geizhalses vorstellte, würde es bei der guten Meinung, die sie von Mr. Temple hegte, für eine schwere Sünde gehalten haben, die schamlose Kritik Seiner Hochehrwürden, wie sie solche auf der Gasse, wenn sie dann und wann einen Ausgang machte, aus dem Munde gottloser Leute zu hören bekam, vor den Ohren ihrer Herrschaft zu reproduzieren. War sie doch nichts anderes als ein willenloses Werkzeug in den Händen Mr. Temples, der ihr als solchem freilich auch die größte Sorgfalt widmete. Alltäglich bei seinen Besuchen, die nur aus Anlaß vorerwähnter Unruhen eine kurze Unterbrechung erlitten gehabt, verweilte er entweder drunten in der Gesindestube, die sich in ein geistliches Konventikel und Lesezimmer verwandelt zu haben schien, oder oben im Vorzimmer des alten Broke eine hübsche Weile im Gespräch mit dieser vertrauten Mittelsperson; und nie drückte er die Hand auf die letzte Türklinke, ohne vorher ein scharfes Verhör mit der geschwätzigen Alten vorgenommen und sie über alles inzwischen Vorgefallene gründlich ausgefragt zu haben. Ja, oft gediehen diese Konferenzen, die gewöhnlich mit der Erteilung von Winken und Verhaltungsmaßregeln schlossen, zu solcher Länge, daß sich der Presbyter dabei vor Ermüdung niederzusetzen ein Bedürfnis empfand, und die halblaut geführte, oft bis in ein Lispeln sich verlierende Konversation endete nicht selten erst, wenn Mr. Broke durch seine Tochter die Tür öffnen und nach der Ursache des Geflüsters im Außenzimmer forschen ließ.

Aber auch die Unterredungen und Verhandlungen zwischen Mr. Broke und seinem Gewissensrate dauerten seit einiger Zeit ungewöhnlich lange und waren gleichfalls sehr geheimer und offenbar auch wichtiger Natur. Fast regelmäßig nach der ersten Viertelstunde ward Fanny aus dem Zimmer geschickt und ihr, wenn es nur irgend die Witterung gestattete, erlaubt, in den Garten hinabzugehen, der dort, wo er an den Park des Lord Purpus angrenzte, ein auch im Winter Schutz bietendes Gartenhaus in sich schloß, über dessen nunmehr winterlich kahlen Weinreben und ewig grünen Efeugehängen die entlaubten Wipfel hoher Bäume aus dem nachbarlichen Garten des Lords herüberschauten.

Dort setzte sich in solchen Stunden das gedankenvolle Mädchen gewöhnlich nieder und, ihr reiches Lockenhaupt in die Hand gestützt, gab sie sich schönen Träumen und seligen Erinnerungen hin, wobei ihr das Bild eines fremden bleichen Knaben klar und deutlich verweilend vor die sinnende Seele trat. Aber oft,

wenn sie also selbstvergessend und regungslos vor sich hinblickte oder wie jenes frühere Mal die Arme sehnsüchtig ausgestreckt hielt, den Liebling ihres Herzens zu empfangen, erweckte sie zu ihrem Schrecken die keifende Stimme der alten Schaffnerin, die mühsam durch den Garten dahergekeucht kam, ihr Fräulein wieder vor das gestrenge Auge Seiner Hochwürden zurückzuführen.

Die traurig Emporgestiegene erwarteten droben in der Regel neue Verfügungen und Eröffnungen, alle nur darauf abzielend, die ohnedies bereits ansehnlichen Befugnisse des anmaßenden Hausfreundes ins Grenzenlose zu vermehren. Da war kein Punkt in der Lebensweise und Tagesordnung der Miß, der nicht von den beiden Zeloten durchgesprochen und in die starre Form einer engherzigen Satzung gebannt worden wäre. Ihre häuslichen und Handarbeiten, die Auswahl ihrer Musikalien, Frisur, Garderobe und Lektüre, alles wollte Mr. Temple seiner oberhirtlichen Approbation unterworfen wissen.

Es ward Fanny untersagt, ein anderes Kleid zu tragen, als ein solches von schwarzem Merino oder, wenn sie ausging, von schwarzer Seide; Blumen, Bänder und sonstiger Zierat, womit sich die Schönheit, um einen den Liebreiz erhöhenden Wechsel in ihre Erscheinung zu bringen, schmückt, waren ihr als ein gefährlicher Luxus anzulegen verboten. Die hellen Farben, pflegte dieser neuerstandene Puritaner zu demonstrieren, seien das Mach- und Blendwerk des Teufels, der gar wohl wisse, wie sehr lustige Farben das Gemüt des Menschen berückten, und der deswegen dem Apfel im Paradies die Bäcklein so rot angestrichen, damit die naschige Eva Lust danach kriege und hineinbeiße. Er hasse und verdamme geradezu alles eitle Pfauenwesen, alle Hoffart und Gleißnerei, so des Menschen Herz hinnehme, weshalb er auch ein abgesagter Blumenfeind sei, da sich diese durch sinnenfällige Farben bei den Menschen einschmeichelten und in ihrem bunten Flitterstaate echten Buhlerinnen gleich sähen. Aber auch über sonstige Lebens- und Anstandsregeln pflegte sich Mr. Temple weitschweifig auszulassen und die geringste Abweichung von denselben auf das nachdrücklichste zu ahnden.

Vor allem schärfte er dem immer schöner erblühenden Mädchen auf das nachdrücklichste ein, nie anders als dicht verschleiert auszugehen, und anstatt rechts und links sündhaft die Augen

schweifen zu lassen, wie es die leichtfertigen Dirnen tun, die Augen züchtig zu Boden geschlagen und von allem Unreinen und Begehrlichen abgewendet zu halten. Überall lauerten die Versucher, und der Teufel könne einer Jungfrau in der Gestalt einer Mücke in den Mund und sogar ins Herz fliegen, ehe sie sichs versehe. Auch schlenderten auf den Straßen genug unnütze Jungen und ekle Gecken herum, die, wenn sie eines Mädchens ansichtig würden, ihr Stöcklein vor Freuden schwingen und ihr allsobald auf der Ferse folgten, worauf sie schöne Dinge im Rücken von ihr plauderten, ihr voraneilten, wieder zurückblieben, sie anschauten, grüßten, ihr auch wohl ein Brieflein zusteckten und was dergleichen Dinge mehr seien. Vor solchen Fanten, die oft großes Unglück in die Familien bringen, wollte er sie am ehesten gewarnt haben; denn alles Weinen und Bereuen hintennach, und nachdem man in die Falle gegangen, nütze nichts. Gegen die Sünde sei nur ein Kräutlein gewachsen, das aber nicht auf jedem Anger zu finden sei, das Kräutlein schmecke zwar bitter, sei aber ganz gesund.

Solchen Weisheitssprüchen, die ein tiefes Erröten auf den Wangen Fannys hervorriefen, hörte der alte Broke mit der größten Aufmerksamkeit und dem größten Wohlgefallen zu; hielt er sie doch für den Inbegriff aller Wahrheit, für die eigentliche Wissenschaft und Philosophie, tief und faßlich zugleich, wie es das Evangelium ist. Namentlich erfreute ihn der bildliche Ausdruck daran, das Zutreffende, oft Drastische des Gleichnisses, daher es ihm um so lieber war, je länger diese Vermahnungen und Anreden ausfielen, wie sehr sie auch das zarte Gemüt seiner Tochter auf das gröblichste beleidigten. Dem Strome seiner Bewunderung, der Anerkennung der großen Weisheit und Tugend Mr. Temples pflegte er aber gemeiniglich erst vollen Lauf zu lassen, wenn jener nach einer letzten Salve oder einem ausgiebigen Knalleffekt das Haus verlassen, und er pflegte dann wohl sich und Fanny zu beglückwünschen, daß Gott ihnen einen so trefflichen und uneigennützigen Führer und Ratgeber gesendet, zu welchem Lobe die alte fromme Schaffnerin, wenn sie gerade anwesend war, mit freudestrahlendem Gesicht ihr Amen aus voller Seele hinzusetzte.

Aber diese absonderlichen Moralpredigten waren nicht das Äußerste, was unserer armen jungen Dulderin von seiten dieses kühnen Mannes geboten wurde; schritt er doch nicht selten, ge-

reizt durch ihren Trotz und ihren Widerstand, bis zu Insulten und Erniedrigungen der pöbelhaftesten Art. Wenn irgendeine seiner nichtsnutzigen Vorschriften außer acht gelassen worden, hatte die Miß bei ihrem Kirchgange empfangene Grüße, als gerechte Huldigung ihrer Schönheit, auf der Straße oder vor dem Portal von Patrick erwidert oder an ihrem Anzug sich eine größere Freiheit erlaubt, Mr. Temple hatte noch an demselben Tage Kenntnis davon, wie sich denn auch an der Schärfe dieser Kontrolle wiederum die wunderbare Fähigkeit seines Auges bewährte, das seinen Blicken Entrückte gleichwohl wahrzunehmen und selbst bis in entlegene Straßen und Gäßchen hineinzublicken, als seien die Häuser und Mauerwände eitles durchsichtiges Glas. In einem solchen Falle geriet der Presbyter in förmliche Wutausbrüche und schleuderte die gemeinsten Anklagen und Verdächtigungen gegen diese von Gott behütete Unschuld. Gleich Gewitterdonner erklang dann seine Stimme, die zu der vollen Höhe ihres Pathos anschwoll, und das sonst so stille Krankenzimmer des alten Menschenfeindes hallte von dem Echo der leidenschaftlichen Reden wider.

Auch unter den drei Dienstboten des Hauses war ein förmliches Spioniersystem errichtet, und alle sechs Augen dieser schamlosen und rohen Menschen hatten von früh bis in die Nacht unausgesetzt das Tun und Lassen der unschuldvollen Miß, die unfähig war, anders als edel zu handeln, zu beobachten und mit gemeinen Blicken zu verfolgen. Zu diesen Helfershelfern gesellte sich von selbst der alte Broke. Mit wahren Argusaugen wachte dieser über das Verhalten und die Aufführung seiner ihm als halbverführt denunzierten Tochter innerhalb der vier Mauern, die diese schuldlose Gefangene beinahe das ganze Jahr umschlossen, und bei der geringsten Übertretung eines engherzigen Gebotes machte er in geschwätzigster Weise den freiwilligen Anzeiger. Wehe der armen Miß, wenn der argwöhnische Greis aus dem Schlaf, der ihn öfter in seiner großen Schwäche befiel, plötzlich erwachte, und wenn er in Fannys Händen ein Buch erblickte, das nicht schwarz gebunden und mit keinem gelben oder goldenen Schnitte versehen war. Er ließ es sich reichen. Ein Roman von Walter Scott, Bulwer, Boz, Thackeray! Jetzt brach der Sturm los; er ließ sich sein großes rundes Glas holen und nahm die inkriminierte Stelle, dabei er die heimliche Leserin ertappt, sozusagen unter das Mikroskop. Da

nun aber in Romanen gewöhnlich unterschiedlichemal von der Liebe vom Manne zum Weibe oder umgekehrt und überhaupt mehr von Menschen als von Fischen die Rede, so konnte fast auf jede Seite des konfiszierten Buches der moralische Strafkodex angewendet werden, der nach der Interpretation Mr. Temples nur Kriminalvergehungen kennt. „Das werde ich Seiner Hochehrwürden mitteilen, damit dieser dir den Kopf wäscht und dir sagt, was einem jungen Mädchen zu lesen geziemt," waren dann die gewöhnlichen Worte des väterlichen Zensors, die er, in der drohenden Faust das blitzende Glas schwingend, mit vor Wut zitternder Stimme in häufigen Wiederholungen ausrief. Und er hielt getreulich Wort.

Am Abende wiederholte sich unfehlbar die ganze Szene im Terzett, die vorher im Duett stattgefunden. Dazwischen wurden die demütigen Dienstboten vorgerufen, und es ward ihnen von Mr. Temple auf das strengste untersagt, den Befehlen der Tochter des Hauses irgendwie zu Diensten zu stehen, ja demjenigen unter ihnen, der sich noch einmal unterstehen sollte, sich in eine Leihbibliothek schicken zu lassen, ward die unmittelbare Entlassung in sichere Aussicht gestellt. „Ihr wißt, ich bin euch drunten allen gewogen," pflegte der Presbyter wieder gütlich einlenkend zu schließen, „aber in solchen Dingen verstehe ich keinen Spaß. Die Romane, die gewöhnlich das einförmige Verhältnis zweier junger Narren, die nichts zu leben und zu beißen haben, dennoch aber nicht voneinander ablassen und in ihrer Verzückung den Himmel voller Baßgeigen sehen, zum Gegenstande haben, die gemeiniglich nur von dieser Pärchenliebe und nicht von der allgemeinen All- oder Vielliebe handeln, der wir doch überall in der Natur begegnen, und ohne die es keine wahre Menschenliebe gibt; diese Schand- und Schmutzbücher, sage ich, sollte man alle auf einen Haufen werfen und verbrennen, wie weiland der Pfarrer im Don Quixote mit den unnützen Ritterbüchern dieses armseligen Toren getan, der auch in seine eine Dulcinea vernarrt war und in sonst weiter keine."

Waren die Dienstboten nach dem erhaltenen Verweis abgetreten, so erfolgte zu guter Letzt noch die eigentliche Expektoration in den gewohnten Ausdrücken mit theologischen Kern- und Leibsprüchen untermischt, und der alte Broke vereinigte in würdiger Weise seine Stimme mit der seines moralisierenden Freundes; Worte wie Sodom und Gomorra, Beelzebub und

Uriel, Gog und Magog wurden bis auf die Straße herunter gehört; ja mehrere der Nachbarn, die seit kurzem wieder fleißiger die Besuche des berüchtigten Presbyters beobachteten, wollten sogar einmal das helle Klatschen eines Wangenstreiches vernommen haben. Nur schwach aus diesem Redegepolter heraus ließ sich die tonlose bebende Stimme des entkräfteten Alten vernehmen, der fortwährend in seinem Zorne die Worte: „Ich enterbe dich, ich mag kein ungeratenes Kind mehr um mich haben" und dergleichen Drohungen mehr hervorbrachte. Dann ertönten wieder als Solopartien aus dem Munde des Presbyters salbungsvolle Bibelsprüche oder verstümmelte Bruchstücke solcher, als: „Dir wäre besser, wenn dir ein Mühlstein an den Hals gehängt und du ersäuft würdest im Meere, da es am tiefsten ist"; oder: „Was kann es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte." Als Schlußtableau endlich wurden alle Schrecken des Jüngsten Gerichts und die schließliche Gruppierung der Herde in die Schafe rechts und in die Böcke links, mit drastischen Farben und sicherer Hand gemalt, effektvoll vorgeführt. So ging es in wirrer Aufeinanderfolge oft mehrere Stunden lang fort, bis man zuletzt nur noch das Jammern und Wehklagen des Alten, das nasale Bibelzitieren des Heiligen und das Schluchzen des erniedrigten Mädchens hörte.

Natürlich setzten diese häufigen Alterationen und Bekümmernisse dem alten Broke, dessen Leben ohnehin nur noch an schwachen Fäden hing, tüchtig zu; sein Aussehen wurde täglich elender, und seine Kräfte schwanden sichtbar. Häufige Ohnmachten befielen ihn, und der Schweiß stand ihm beständig auf der Stirn. Des Nachts stöhnte er mitten im Schlaf, und er wälzte sich schmerzvoll in seinem Bette herum. Oft verlangte er schon um Mitternacht, daß seine Tochter, die in einem angrenzenden Kabinett schlief, Licht anzünde und sich neben sein Bett setze, worauf er selbst, in die Kissen hustend oder starr in die finstere Nacht und hernach in das ungewisse Zwielicht des grauenden Morgens stundenlang hinausstarrend, die Seele mit trüben Ahnungen und Gedanken erfüllt, den trägen Tag erharrte. Oft redete er auch halblaut vor sich hin, und die Worte: „Wenn er sie nur zu sich nähme, dann wäre alles gut" drangen als Bruchstück eines langen Selbstgespräches wiederholt aus seinem Munde. Fanny aber seufzte jedesmal aus tiefster

Seele, wenn sie diesen Ausruf hörte; denn sie wußte nur zu wohl, daß er unter diesem er nicht den lieben Gott verstand, sondern den ihr auf der Erde verhaßtesten Menschen.

Oft schon hatte Mr. Broke, wenn er allein mit diesem seinem Vertrauten konferierte, demselben die Hand seiner Tochter angeboten und ihn beschworen, ihm durch die Erfüllung dieser Bitte einen ruhigen Tod zu verschaffen; aber der so dringlich Aufgemunterte war stets diesem Antrag ausgewichen. „Ich will alles für das Mädchen tun, ich will für sie sorgen, sie erziehen und behüten, ja, sie sogleich zu mir nehmen, wenn Ihr wollt, aber ihr allein angehören, mich mit ihr in St. Patrick trauen lassen, nein, werter Freund, das werde ich nie. Das kann ich nie. Auf diese Weise werde ich mich nicht an ein Wesen binden lassen, das mich im tiefsten, wie ich wohl weiß, verabscheut, das mich als Verächter seiner Jugend, als den Zerstörer seines Glückes haßt und stets mehr hassen wird. Nein, nie wird sie also an meiner Seite in das Kloster, das ich einsam bewohne, begafft von einer Rotte Neugieriger, einziehen."

Auf diese unzweideutige Abfertigung hin hatte der greise Vater natürlich keine Antwort, und es vergingen Wochen, ehe er wieder in der alten Angelegenheit an dem Herzen des ihm als Ideal eines Eidams erscheinenden Freundes anzuklopfen wagte. Doch stets erhielt er wieder dieselbe Antwort: „Gebt mir Eure Tochter in die Obhut und zur Verwahrung, bis die Zeit ihrer Mündigkeit, daran mehr noch denn ein Jahr fehlt, gekommen, zur Ehe jedoch bietet Ihr sie mir umsonst an. Wir taugen nicht zusammen; sie liebt die Freuden der Welt, ich will einsam und zurückgezogen meinen Studien und meinem Berufe leben."

Dem alten Broke, dem, wie wir früher gesehen haben, eine Trennung von seiner Tochter anfangs sehr hart angekommen wäre, da er sich an ihre Fürsorge und Nähe sehr bald gewöhnt, und da er den Unterschied zwischen fremder und kindlicher Pflege nach allen Seiten hin sehr wohl erprobt, begann nichtsdestoweniger der Gedanke, sich von seinem Kinde zu trennen und dasselbe dafür unter den sicheren Schutz und die Obhut des ebenso keuschen als gottesfürchtigen Presbyters zu stellen, nach und nach das Furchtbare und Gewaltsame seines früheren Aussehens zu verlieren. War doch infolge der zahllosen Mißhelligkeiten und Auftritte zwischen Vater und Tochter eine beider-

seitige Erkältung eingetreten, die sich von Tag zu Tag gesteigert und bereits den Charakter einer gegenseitigen Entfremdung angenommen hatte. Die Unersprießlichkeit eines ferneren Zusammenlebens war für den alten Broke wenigstens hinreichend konstatiert. „Ich will meine letzten Tage in Ruhe und Einigkeit mit der Welt, nicht aber in Zorn und Zwietracht verbringen. Gibt es kein anderes Mittel, mein Kind zu retten und mir diese Ruhe zu verschaffen, gut, so sei es denn. Ich überlasse ihm meine Tochter und setze ihn für den Fall meines Todes zu dem Verwalter ihres Vermögens ein, vielleicht attachiert er sich mehr an sie, wenn er sie bei sich hat und das Gute an ihr, ihren häuslichen Fleiß, ihre Geschicklichkeit im Kochen, in Handarbeiten, und was dergleichen mehr ist, mit eigenen Augen wahrnimmt, und sie wird wohl auch an ihm zusagende Eigenschaften entdecken; denn der treffliche Mann muß in seiner Abgeschiedenheit einen herrlichen Lebenswandel führen. Hat er überdies einmal die Verwaltung ihres gesamten Vermögens in Händen, und sieht er, was der alte Broke sich in seinem langen Leben erspart und erhaust hat, so wird ihm der Gedanke und die Lust, ihr Eheherr und als solcher der rechtmäßige Mitbesitzer dieser schönen Papiere und blanken Goldstücke zu werden, unter dem Betrachten und Herumwenden derselben von selber kommen, und es wird sich also der Wunsch des alten Broke auf Erden vollziehen, wenn dieser auch schon im Himmel ist."

Also reflektierte in seinen schlaflosen Nächten der sieche Greis für sich im stillen, und auch seinem Seelenfreunde Mr. Temple gegenüber gab er diesen Ansichten und Hoffnungen einen manchmal bis zu voller Deutlichkeit erhöhten Ausdruck. Doch dieser registrierte seinerseits einfach in seinem Gedächtnisse alle guten Wahrnehmungen und Vorzeichen, ohne sich dabei eine besondere Freude und Gemütsaufregung anmerken zu lassen und ohne dessen von selbst in Fluß geratene Bereitwilligkeit durch unzeitiges Drängen, wie er es früher getan, wieder in ihrem Verlaufe zu stören oder gar aufzuhalten; sein Vorsatz war, nicht eher wieder an dem Baume zu schütteln, als bis die Früchte daran reif zum Herabfallen seien. Wußte er doch auch für seine Zwecke in jüngster Zeit neben sich einen einflußreichen und eifrigen Bundesgenossen tätig. Auf sein Anraten hatte nämlich der alte Broke hinter dem Rücken seines langjährigen Hausarztes einen zweiten Arzt zur Konsultation gezogen, der nach

mehreren Besuchen schon sich in das vollkommene Vertrauen seines Patienten einzuschleichen gewußt hatte. Mr. Church, so hieß nämlich dieser Heilkünstler, war vor nicht langer Zeit aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt und hatte sich seitdem vornehmlich mit magnetischen Kuren und der Behandlung von Somnambulen abgegeben, deren zwei sogar in seinem Hause Aufnahme gefunden. Infolge dieser Assoziation sowie wegen seines windigen Betragens überhaupt, erfreute er sich in Dublin keines besonderen Ansehens; im Gegenteil galt er dort bei seinen Kollegen wie bei dem gebildeten Publikum für einen ebenso ununterrichteten, kecken, als verwegenen Beutelschneider und Charlatan. Wenn er trotzdem eine ziemlich große Praxis besaß, so verdankte er dieses vorzüglich den unaufhörlichen Reklamen, die in den Spalten des „Spectator of Irland“ für ihn zu lesen waren.

Durch Vorlesung mehrerer solcher öffentlichen Danksagungen und dergleichen, die alle diesen Mann in den dritten Himmel erhoben und ihn zu einem unfehlbaren Wunderdoktor stempelten, hatte auch Mr. Temple, der dazu angab, den gepriesenen Menschenfreund persönlich gar nicht zu kennen, den nach Linderung seiner Leiden schmachtenden Alten mit wahrer Sehnsucht nach dem berühmten Doktor erfüllt, und da die ersten gegen den Gichtschmerz verschriebenen Pillen sich als ein glücklicher Griff in die mitgeführte Handapotheke des Quacksalbers erwiesen, so bedurfte es kaum mehr der pompösen Entfaltung und Vorzeigung eines schimmernden Apparates von galvanischen Ketten und knisternden Elektrisiermaschinen sowie der Hervorkehrung jenes geheimnisvollen allwissenden Wesens, das wir an so vielen Schülern des Äskulap wahrnehmen, um den leichtgläubigen und selbstsüchtigen Alten in kurzer Zeit zu einem unbedingten Bewunderer dieses „größten Genies, das die neuere Medizin aufzuweisen hat“, und zu einem folgsamen Beobachter seiner oft sehr quälerischen Vorschriften zu machen. Bereits nach den ersten Visiten, bei denen, um ein Bild aus dem gemeinen Leben zu gebrauchen, Mr. Church mit einem Schlosser zu vergleichen war, der für ein gewöhnliches Schloß aus seinem klirrenden Schlüsselbund einen passenden Schlüssel hervorsucht, wußte dieser geschickte Dietrich, mit wem er es zu tun habe, und bei dem nächsten Anlaß erklärte er dem winselnden Patienten, dessen Gichtschmerzen nach kurzer Unterbrechung mit um so größerer

Heftigkeit wieder aufgetreten waren, offen und rund heraus, sein Leiden sei eine Gallenkrankheit, mit asthmatischen Beschwerden verbunden, deren Ursache vor allem in den ewigen Alterationen zu suchen sei, die ihm seine schlecht erzogene Tochter bereite; nicht minder schade ihm aber auch sein ewiges Rechnen und Grübeln, sein fortwährendes Sinnen und Trachten, Wuchern und Schachern, das ihn keinen Augenblick Ruhe finden lasse. Wolle er daher wieder gesund werden, so möge er die junge Miß aus dem Hause schicken und den anderen Plunder sich dadurch für immer vom Halse schaffen, daß er sein Testament mache und sich nicht weiter dann um diese abgemachte Angelegenheit kümmere. „Gehorcht Ihr," so schloß er seine Anrede, „dann erleben wir ein gutes Frühjahr, und es macht sich alles wieder; im anderen Falle geht es sieben Fuß hinab, lieber Mr. Broke, Ihr wißt schon, wohin."

Diese oft wiederholten Vorstellungen brachten im Verein mit dem planmäßigen Vorgehen Mr. Temples einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den alten Schwachkopf hervor; und da es wohlberechnete Spekulationen auf seine Eigenliebe, auf seine grenzenlose Anhänglichkeit an das liebe Leben waren, so zeigten sie sich auch bald mit dem erwünschten Erfolge gekrönt.

Wirklich erklärte Mr. Broke eines Abends nach Anhörung einer besonders gewürzten diätetischen Predigt in Gegenwart Mr. Temples, der von ungefähr zu dieser Unterredung hinzugekommen war, er sei nunmehr bereit, auf Mr. Churchs Ratschläge einzugehen, und er erbitte sich bloß einen Termin von drei Wochen, um alles vorher in Ordnung zu bringen und sich Punkt für Punkt genau zu überlegen. „Man erwartet ja von mir Besonderes", fügte er mit einem ängstlichen Blick auf den Presbyter bei, „und sinnt mir Legate zum Besten der Armen zu, was alles reiflich bedacht sein will."

Mit verhehlter Freude vernahmen die beiden Ratgeber diesen endlichen Entschluß, und sie bewilligten mit anscheinender Gleichgültigkeit die erbetene Frist, jedoch beisetzend, daß ein längerer Aufschub nicht mehr zulässig sei, und daß er den Abbruch ihrer guten Beziehungen zum Hause Broke unmittelbar zur Folge haben werde.

Von jetzt an trat die Sorge hinsichtlich seiner testamentarischen Pflicht in der Seele des zur Entscheidung gedrängten Alten gänzlich in den Vordergrund, und das demnächst gleichfalls zu

regelnde Schicksal seines einzigen Kindes focht ihn im ganzen nur wenig an. In den langen Winternächten wälzte er die ganze Goldlast seines Vermögens in Gedanken bei sich herum, und er nahm davon einen um den anderen Dukatenhaufen zur Probe hinweg, ob sich der Goldberg nicht allzu sehr verringere. Diese abgetrennten Hügel schob er dann im Geiste dem frommen Mr. Temple, den er oft bei Nacht in fieberhaften Halluzinationen vor seinem Bette sitzend zu sehen meinte, mit den Worten zu: „Hier ist ein Beitrag zu dem neuen Findelhaus, eine Stiftung des alten Broke, dafür er sich die Seligkeit erkauft." Diese Einübung auf eine Freigebigkeit, der er sich nicht mehr entschlagen konnte, verminderte wirklich schrittweise die Bedenklichkeit des unversehens sich selber vorwärts Treibenden, und je näher das Ende des vorgesetzten Termins herankam, desto gefaßter wurde der endlich mit sich ins reine gekommene alte Grübler.

Auf den Rat der beiden Freunde war Miß Fanny gegenüber jede Ankündigung der ihr bevorstehenden Maßnahme unterblieben; gleichwohl aber hatte der Alte dann und wann und besonders in Augenblicken des Unmuts seltsame Äußerungen fallen lassen, die ihr, der davon Betroffenen, eine nahe Katastrophe anzuzeigen schienen. Dazu kam ein Erlebnis, das seines rätselhaften symbolischen Charakters wegen sie weit mehr beunruhigte als seiner tatsächlichen Bedeutsamkeit willen. Da sie nämlich den nächsten Sonntag nach der geschilderten Vereinbarung der drei Freunde untereinander aus der Kathedrale von Patrick, darin sie gezwungenerweise der Predigt Mr. Temples beigewohnt, durch das Hauptportal ins Freie heraustrat, nahten sich ihr einige ältere Männer, in lange Mäntel gehüllt, die niederen Hüte tief in die Stirn gedrückt, und betrachteten sie mit aufmerksamen Blicken, einige ihr unverständliche Worte wie eine Gebetsformel vor sich hinmurmelnd. Errötend und verwirrt ob dieser Zudringlichkeit, beschleunigte sie ihren Schritt; aber mit einem Male fühlte sie sich aufgehalten und etwas in die Hand gedrückt. Sie wendete ängstlich den Kopf; aber siehe, die Gruppe hatte sich scheu zurückgezogen und im Strom der anderen Kirchengänger verloren. Allsofort belehrte sie der Griff ihrer Finger, daß es ein öfter gefaltetes Papier sei, das ihr zugesteckt worden; aber sie wagte es nicht in Gegenwart so vieler Menschen, ob diese gleich nichts von dem Zwischenfall bemerkt zu haben schienen, dasselbe zu ent-

falten und sich vor die Augen zu halten. Vielmehr hielt sie es krampfhaft fest und beeilte sich bloß, durch die Straßen und Gäßchen hindurch schneller heimzukommen. Erst als sie in ihrem Zimmerchen angelangt, öffnete sie vor Neugier und Bangigkeit zitternd den geheimnisvollen Zettel und las darauf in großer Schrift die Worte: „Zum ersten Male in der Gemeinde ausgerufen!“

Voll des Unmuts über den Scherz, den man sich mit ihr erlaubt hatte, zerknitterte sie das Papier und zerriß es in viele Stücke. Aber plötzlich kamen ihr viel ernstere Gedanken, und sie bereute, den Beleg, den sie in Händen gehabt, so unbedachtsam vernichtet zu haben. Da sie überdies niemanden hatte, dem sie das Vorgefallene anvertrauen, und dessen Ansicht sie darüber vernehmen konnte, so geriet sie in immer tieferes Grübeln und Nachdenken; sie setzte sich tausendmal wieder den Sachverhalt auseinander, suchte ihm eine weitere Bedeutung abzusprechen und ihn, wie anfangs, als einen kühnen Scherz auszulegen; aber alle ihre dialektischen Bemühungen wollten nichts fruchten, und eine deutliche Stimme machte unaufhörlich in ihr den Interpreten, Unglückspropheten.

So war unter den Seufzern und Bekümmernissen Miß Fannys und unter den Sorgen und Nachtwachen ihres alten Vaters die denselben gegönnte Frist verstrichen, und der Tag, der einen so wichtigen Wendepunkt in dem Leben der beiden bilden sollte, war zeitlich vor ihnen nur noch durch ein Abendrot getrennt. Aber dieses trat nicht sichtbar an den Himmel. Ein Frühjahrssturm, wie seit Jahren keiner gewütet, brauste durch die Luft und trieb die schweren regnenden Wolkenmassen in unaufhörlichem Zug dahin. Von der Meerseite hörte man ein gewaltiges Rollen und Donnern, das in kurzen und fast regelmäßigen Pausen wiederkehrte und den vollen Aufruhr des entfesselten Elementes bezeugte; vielfache Schiffbrüche und Seeunglücke wurden gemeldet. Die Schiffe im Hafen verzögerten ihre Abfahrt, und draußen vor dem Eingange desselben kämpften stets mehrere Fahrzeuge mit den Wogen und erstrittten sich nur mühsam die erstrebte Einfahrt. Zuletzt war es aber bei der wachsenden Unruhe der See selbst nicht mehr dem erprobten Schiffsmanne möglich, die Brandung und Wirbel vor der Küste und ihren vorgepflanzten Klippen zu besiegen, und wirklich rang seit zwölf Stunden bereits darin ein großer, längst signalisierter

Indienfahrer in Sicht des Landes mit ungeheurer Anstrengung, sein monatelanges Ziel zu erreichen. Überall in Dublin sprach man von diesem zwischen Erhaltung und Untergang schwebenden Schiff, dessen Notsignale man in langen Pausen aus der Ferne vernahm.

Die Straßen der Stadt Dublin waren öde und menschenleer; wer nicht ein besonders dringliches Geschäft oder Gott um Schutz für teure Angehörige vor den Altären seiner Religion anzuflehen hatte, blieb zu Hause und hörte beharrlich, am warmen Kamin sitzend, das Knarren und Seufzen der Windfahnen auf den Dächern, das Rütteln des Sturmes an den Fenstern und das Anschlagen der schweren Regentropfen an den übertauten Scheiben.

Das war unfreiwillig auch bei Miß Fanny der Fall, nur daß diese keineswegs mit jenem schadenfrohen Gefühle der eigenen Sicherheit bei so vieler Gefahr für andere, sondern von einer furchtbaren Bangigkeit befallen, die Hände gefaltet und das Haupt geneigt, neben dem schweigenden und ernst nachdenkenden Vater auf ihrem Schemel saß. Ihr Schicksal war ihr ganz aus dem Sinne gekommen, und beständig hatte sie ein Gebet auf den Lippen für die armen Menschen, die der Wut des Meeres ausgesetzt waren, für die Passagiere jenes aus der fernen Weite heranstrebenden Schiffes, von dessen verzweiflungsvollem Wellenkampf die Kunde auch an ihr Ohr gelangt war. Oft erhob sie sich, von innerer Unruhe getrieben, und trat horchend an das Fenster, als wolle zu ihr der ferne Ruf einer bekannten Stimme dringen; bisweilen nahm sie eine Bibel zur Hand und las die Stellen, die ihr zuerst vor Augen kamen. Ihr beklommener Atem war an dem Auf- und Niederwogen ihrer Brust erkennbar, über die Leichenblässe ihrer Wangen glitten Tränen auf Tränen nieder, und ihr ganzes Wesen war von jener Furcht und schmerzlichen Sorge erfüllt, die wir, so sehr uns auch die Natur mit Selbstliebe ausgestattet hat, doch nur um anderer willen empfinden können. Es ließ sie fast nicht mehr im Zimmer, und oft dachte sie daran, trotz Regenschauer und Sturm hinauszueilen und vorwärts durch die Straßen nach dem Strand zu laufen, damit sie dort die Ruderschläge der Lotsen mit eigenen Ohren vernehme, und das rüstig ausgeübte Gewerbe derselben mit eigenen Augen sehe, damit sie die Entfernung der Boote von jenem mit den Wogen ringenden

Schiffe bemessen, damit sie vielleicht auch die aufrechten Gestalten der Geretteten über deren Borde hervorragend erblicken könne. Bei jedem dumpfen Tone der Alarmkanone fuhr sie zusammen, und doch atmete sie gleich nachher wieder auf, sagte er ihr doch auch zugleich, daß der Abgrund sie draußen immer noch nicht verschlungen.

So war es allmählich dunkel geworden, und die Stunde für den heute so bedeutungsvollen Besuch Mr. Temples hatte bereits geschlagen. Freilich meinte die alte Haushälterin, die gerade, das Licht hereinzubringen, eintrat, Seine Hochehrwürden dürfte bei dem furchtbaren Unwetter wahrscheinlich ausbleiben, welche Vermutung jedoch der alte Broke, der im stillen nur allzu wohl wußte, was der heutige und morgige Tag zu bedeuten, mit einem ungläubigen Kopfschütteln beantwortete. Und wirklich ließen sich auch schon in diesem Augenblicke die Hausglocke und gleich darauf die Schritte zweier Männer vernehmen, die von allen im Zimmer allsogleich als die des Presbyters und des mitgekommenen Arztes erkannt wurden. Jetzt öffnete sich auch schon die Stubentür, und nach einem hastigen Gruß ersuchten die eingetretenen Freunde Mr. Broke in sehr nachdrucksvoller Weise, seine Tochter nach ihrem Zimmer zu schicken, ihnen selbst aber zu erlauben, daß sie hinter der auf ihren Wink abgetretenen Dienstfrau die Tür des Vorzimmers abschlössen. Gelassen gab der Alte zu beiden Wünschen seine Einwilligung, und nach den also getroffenen Vorsichtsmaßregeln erfolgte nunmehr eine längere Besprechung der drei Freunde untereinander, die, großenteils in lispelndem Tone geführt, die draußen mit dem Ohr am Schlüsselloch des Vorzimmers horchende Alte fast zur Verzweiflung gebracht hätte.

Wir selbst haben über diese mehrstündige Beratung genug gesagt, wenn wir anführen, daß der alte Broke sich, sowohl was die Abfassung des Testamentes als die Übergabe seiner Tochter in die Obhut Mr. Temples betraf, vollkommen den Wünschen seiner Ratgeber entsprechend erklärte, desgleichen, daß er die vorgeschlagene Vollzugsweise des ihm Angesonnenen ohne Widerrede guthieß. So wurde mit Bezug auf die erste Angelegenheit bestimmt, daß die Erwählung des Notars sowie der sieben vom Gesetze bestimmten Zeugen Sache des Presbyters sein solle; und was den zweiten Punkt anlangt, so wurde festgesetzt, daß die Verbringung Fannys in das Kloster jeden-

falls noch an demselben Abend stattzufinden und zu diesem Zwecke unten ein Cab bereitzustehen habe, dessen Lenker vorher die nötige Instruktion erhalten. Das Mädchen solle überdies kurz vor der offiziellen Eröffnung durch den Vater über seinen Entschluß im Vertrauen unterrichtet und ihr jede Weigerung als unnütz und Gewaltmittel provozierend bezeichnet werden.

Nachdem auf diese Weise alles bis in das kleinste durchgesprochen und in seiner genauen Aufeinanderfolge bestimmt war, schloß Mr. Temple die heimliche Unterredung mit beiläufig folgenden Worten: „Wir sind demnach entschlossen, rasch und rücksichtslos vorzugehen und jedem Versuch, uns zu erweichen oder einen Aufschub auszuwirken, standhaften Widerstand entgegenzusetzen. Geschieht es doch zu ihrem eigenen Besten, was wir morgen unternehmen; deshalb dürfen wir auch mit gutem Gewissen nötigenfalls die äußerste Härte und Rücksichtslosigkeit in Anwendung bringen, unbekümmert um die Kritik und die schlechten Reden anderer Menschen. Seid Ihr desselben Entschlusses, Mr. Broke, so reicht mir darauf Eure Hand, an mir soll es wahrlich in keiner Weise fehlen." — „Hier ist sie," erwiderte mit fester Stimme der alte Broke und schlug in die ihm Dargebotene Mr. Temples; „ich werde froh sein, wenn morgen nacht alles zu Ende ist." — „Ihr werdet Eure Nachgiebigkeit nicht bereuen, Ihr werdet hinfort ohne Sorgen sein, und neue Rosen der Gesundheit werden auf Euren Wangen erblühen," fügte der Arzt, seine Rechte den vereinigten Händen Mr. Temples und Mr. Brokes hinzufügend, mit prophetischer Gebärde bei.

Hiermit hatte diese Unterredung ein Ende, und eben griffen die beiden Vertrauten nach Hut und Stock, als unten die Hausglocke so heftig angezogen wurde, daß der Drahtzug, der sich bis in das Zimmer fortsetzte, einige Sekunden lang zu zittern fortfuhr. Alle drei waren bei diesem Ton heftig zusammengefahren, besonders beunruhigt aber zeigte sich Mr. Temple, dem die Ursache eines so späten Besuches in diesem unzugänglichen Hause sehr bedenklich schien. Er verabschiedete sich in aller Kürze und wollte durch den von einer Ampel erleuchteten Gang zur Stiege hin, über deren Geländer er sich ängstlich horchend hinabbog. Aber in diesem Augenblick schon hörte er die Schaffnerin wieder die Treppe geschäftig heraufkeuchen und ihm mit hastiger Stimme die Nachricht zurufen, es stehe ein bettlerhaft

aussehender Mann unten, der, wie er vorgebe, Mr. Temple in sehr dringender Angelegenheit allsofort sprechen müsse.

Der Presbyter, der die Person des aufdringlichen Menschen augenblicklich zu erraten schien, befahl der Alten nachdrücklich, ihm ein auf den Gang führendes Zimmer zu öffnen und den fremden Mann unverzüglich zu ihm heraufzuschicken; sie selber möge unten bei der Tür warten, da er ihr noch beim Abschied allerlei zu sagen habe. Willfährig öffnete die Alte allsogleich die ihr bezeichnete Tür; ehe aber noch Mr. Temple durch sie eingetreten war, stand schon der ungestüme Bettler neben ihm: es war Mr. Grow. „Ich bringe eine wichtige Nachricht," murmelte dieser in beinahe vertraulichem Tone dem ihn betroffen anblickenden Domherrn in das Ohr. „Stille, bis wir allein sind," fiel ihm dieser warnend in die Rede und zog ihn am Arme mit sich in das aufgesperrte Zimmer, indem er zugleich mit der anderen Hand der noch immer zögernden Alten sehr entschieden den Weg über die Treppe hinunterwies.

Als Mr. Temple sich versichert hatte, daß sie beide unter sich allein seien, begann er, den Alten krampfhaft am Arme fassend, also auszufragen: „Was ist vorgefallen? Hat man irgendwo neuen Verdacht geschöpft? Sind die Verfolger hinter uns her? Hat der alte Purvus gesiegt? Sagt, was Ihr zu melden habt."

„Nichts von alledem," entgegnete kopfschüttelnd der alte Grow, „es ist nichts wider uns im Werke, ich komme vielmehr, Euch mitzuteilen, daß sich der Wirt ‚Zum Seestern', Mr. Smith, in vergangener Nacht auf dem Dachboden seines Hauses erhenkt hat. Man suchte ihn den ganzen Tag umsonst, und erst vor einer Stunde fand man ihn droben von seinen eigenen Händen aufgeknüpft. Vor dem Hause aber und die ganze Gasse hinauf stehen die Menschen dichtgedrängt, und wie die beiden Konstabler, die ihm jenesmal Euren Schilling abgejagt, in das Trinkgewölbe hinabgestiegen, lief ein Gemurmel durch die Menge, und alle sagten: ‚Er hat sich ein Leid angetan, weil er den John Brown freiwillig vergiftet, bei dem er eine größere Menge Geldes vermutet, und den er als Sterbender oben in seinem Zimmer auszurauben gedachte; aber der Mann ist ihm zu schnell gestorben. Die Polizei war ihm schon auf der Spur, und darum ist er der irdischen Gerechtigkeit zuvorgekommen und hat sich selbst vor Gottes Richterstuhl gestellt, dem er ohnehin nicht entronnen wäre.' Es war aber keineswegs der Fall, daß es

so schlimm um ihn gestanden. Niemand dachte daran, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, sondern er, der es sonst nie sehr genau genommen mit Recht und Unrecht, hat sich diese letzte Missetat, namentlich auf meine ihm ins Gesicht geschleuderte Anschuldigung hin, so zu Herzen genommen, daß ich schon seit mehreren Monaten darauf gefaßt war, einmal zu hören, er habe seinem Leben vor Überdruß ein Ende gemacht."

Über Mr. Temples Gesicht war während dieser Botschaft ein heftiges Zucken gegangen, ein Zug des Schmerzes war groß daran hervorgetreten, die ganze in sein eigenes Gewissen rückwirkende Gewalt der von dem Bettler an den Vorfall geknüpften Betrachtungen war äußerlich zutage getreten; aber schnell wieder gefaßt und Herr seiner besseren Gefühle geworden, entgegnete er ruhig also: „Es ist gut, da wir nun einmal auf diesem Punkte stehen und zu solchen Mitteln unsere Zuflucht zu nehmen gezwungen sind, daß der Verdacht durch diesen Ausgang von den eigentlichen Mördern für immer auf deren bloßes Werkzeug übergegangen. Es ist gut also, Bruder Grow, aber sagt mir, wer hat Euch zu mir hierher geschickt; denn Ihr hättet heute, zumal, wo wir in diesem Hause auf der Spitze unserer Kühnheit angelangt sind, besser getan, mich in meinem Zimmer zu erwarten?"

„Mrs. Jenny hat es mir selbst befohlen, sie wußte, daß Ihr um diese Stunde hier zu treffen, wie Ihr sie ja vor den übrigen in Eure Geheimnisse einzuweihen pflegt."

„Sie tat unrecht, mich hier zu stören, wir sind nicht in Utah am Salzsee, unter Freunden, wir sind in Dublin in Irland, unter Feinden, Bruder Grow."

„Entschuldigt, Bischof, daß ich mir die Freiheit nahm, Euch unvorsichtigerweise hier in Kenntnis zu setzen; die Absicht war gut ..."

„Ich bin Euch nicht weiter böse darum, und weil Ihr doch einmal hier seid, so schaut Euch um, denn ihr müßt morgen das Cab lenken und, wenn es nötig ist, den Bock verlassen und sie packen helfen. Schaut Euch um hier oben und unten. Aber geht noch eilends wieder hinweg und mengt Euch recht unter das Volk. Horcht die Reden und Ansichten desselben aus und tragt das Eurige bei, es in seinem falschen Glauben zu befestigen. Ich erwarte, Euer Pochen noch in dieser Nacht an meiner Tür zu hören. Nach diesen Worten reichte Mr.

Temple dem Bettler sehr brüderlich die Hand, worauf sich dieser eilends entfernte, aber gleichwohl scharf mit den Augen umhersah und den inneren Bau des Hauses, die Lage der einzelnen Zimmer und ihre Nähe an der Stiege sich in das Gedächtnis einprägte; der Presbyter aber blieb noch eine Weile, in Gedanken vor sich hinblickend, bleich und entsetzt stehen und sprach dabei folgende Worte: „Seltsame Geschichte mit diesem Selbstmörder! Er war ein bloßes Werkzeug in unseren verbrecherischen Händen, und doch erlitt er als solches schon die Strafe, die dem gebührt, dessen Schuld der Himmel wissen muß, wofern wachsame Augen auf die Erde niedersehen, und wofern der Gang des Schicksals nicht völlig planlos ist — meine Strafe. Überall in der Welt sieht man Wirrsal, dem Bösen gelingen seine Anschläge, und der Redliche unterliegt, aber gleichwohl ist dem Guten um ein gutes Ende nicht bange, und der Schlimme fürchtet mitten in seinem Erfolg den jähen Sturz aus der Höhe. Seltsame Welt, mir graust vor deiner stillen Klarheit, und hinter deinem bedeutungslosen Getriebe scheint mir ein Ernst zu lauern, der mir Entsetzen einflößt."

Noch unter den letzten Worten war Mr. Temple wieder in den erleuchteten Hausgang herausgetreten und unsicheren Schrittes nach der Treppe geschwankt; aber kaum hatte seine brennende Hand das kalte Geländer derselben umfaßt, als es ihn plötzlich wieder aufhielt und sich seine Augen mit vorquellendem Sehapfel auf die Tür hefteten, dahinter der alte Broke schlaflos und die ihm verhüllte Tragweite des morgigen Tages irrig bedenkend dalag. Schaudernd gedachte der Frevelhafte des gebrechlichen, geistesschwachen Greises, in dessen Vertrauen er sich eingeschlichen, den er langsam umgarnt und umstrickt, und den er morgen in so schmählicher Weise um seine Habe und mehr noch um sein Kind zu bringen alle Vorbereitungen getroffen. Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust, die solcher Zerknirschung kaum fähig schien, und mit bebender Hand schlug er sich dreimal vor die mit Angstschweiß bedeckte Stirn. Aber in demselben Augenblick wendete ihm der Dämon den Blick nach jener anderen Tür, dahinter Fanny in ihrer reizenden Unschuld, die Brüste in ruhigem Schlummer von regelmäßigem Atem gehoben, ein vollendetes Bild weiblicher Schönheit, auf ihren Kissen ruhen mochte. Er sah die Jungfrau vor sich, wie er sie morgen in seinem unbestrittenen Besitz zu erblicken, wie

er ihr in nächster Nacht mit hymeneischen Gefühlen zu nahen und sie heftig zu umfassen hoffte. Ein Zittern und Beben erfaßte ihn bei diesem Gedanken am ganzen Leibe, und aus seinen Augen drang eine sinnliche Glut von erschreckender Stärke hervor. Aber schon hatte sein stechendes Gewissen das Verlangen ungebändigter Sinneslust wieder übertäubt und die Gottesstimme desselben herrschte ihn mit entsetzlichen Vorwürfen an: „Du hast dein priesterliches Kleid und Ansehen zu elenden Zwecken niedrigster Selbstsucht mißbraucht, du hast den Namen des Allerhöchsten, den niemand eitel nennen soll, elenderweise vorgeschützt, um Inspirationen, die dir aus der Hölle kamen, als von oben dir eingegeben darzustellen. Du hast aus schnöder Selbstsucht, aus Gier nach erhöhter Wonne des Daseins jedes Menschenglück, das dir im Wege stand, zerstört und Verzweiflung und Jammer in die vertrauensvoll dir entgegenkommenden Familien gebracht, du hast mit der Pest deiner Sünden diese Stadt angesteckt, darinnen die Menschen bislang, den unwandelbaren Gesetzen der Natur gehorsam, nach dem Vorbilde ihrer Vorfahren und getreu der ererbten Sitte gelebt. Auf dir lastet mehr Schuld als auf allen Todeswürdigen der Erde zusammen. Du bist kein Mensch, du bist ein Scheusal."

Von Entsetzen ergriffen, bedeckte er sich mit der Hand beide Augen, und eilend, als drohe die Decke über ihm zusammenzubrechen, stürzte er mit einigen Sätzen die Treppe herunter, um durch die Tür in das Freie zu gelangen. Erst die Ansprache der unten im Flur geduldig harrenden Schaffnerin brachte ihn wieder zur Besinnung und gab ihm seine frühere Selbstbeherrschung zurück. Aber mit beiden Händen wehrte er ihre lästige Redseligkeit ab, und nur mit wenigen Worten befahl er ihr, auf den morgigen Abend das Zimmer des alten Broke für den Empfang des Notars und der übrigen Zeugen in Bereitschaft zu setzen.

Hierauf ließ er sie das Tor öffnen und schritt, ohne in seiner Zerstreutheit ihren Gruß zu erwidern, in die finstere Nacht hinaus, die mehr und mehr aus einer stürmischen in eine regnerische sich verwandelt hatte.

Noch hatte er nicht die Ecke des Hauses erreicht, als eine vor Frost gekrümmte Weibsperson in armseligen Kleidern, einen grünen, verblaßten Seidenhut auf dem Kopfe, mit einer Gitarre unter dem Arm, längs der anderen Gassenseite dahergehuscht

kam, den bangen Blick nach den oberen Stockwerken der Häuser gerichtet, ob nirgends mehr ein Fenster erhellt sei und ein Gesang mit Hoffnung auf den Erwerb von einigen Pennys angestimmt werden könne. Es war Miß Hale, die Balladensängerin, die wir früher als Kranzjungfer bei jener Bettlerhochzeit im „Seestern" kennen gelernt, und die heute der Hunger noch in so später Stunde durch die Straße trieb. Plötzlich hielt sie denn auch inne; sie hatte oben im Hause des alten Broke, gerade über dem Torbogen, ein schwaches Licht bemerkt. Aber im nächsten Augenblick stutzte sie schon wieder. „Soll ich es bei dem alten Geizhals versuchen," sagte sie zu sich, „es wird vergeblich sein." Doch die völlige Finsternis an allen Fenstern der übrigen Häuserreihe, davon nur eines noch einen trügerischen Reflex von einer Laterne zurückwarf, gab ihr erneuten Mut, und so sprang sie denn über die beiden von strömendem Wasser erfüllten Gossen herüber und postierte sich zum Schutz gegen das Unwetter unter die einspringende Tür. Nachdem sie darauf einige Griffe in die Saiten getan, hob sie mit zitternder Stimme wiederum also zu singen an:

Größer kein Herzeleid,
Als in der Rosenzeit
Einsam verkümmern!
Lieber vor Plag' und Leid
Im Alter verwimmern,
Als in der Rosenzeit
Einsam verkümmern.

Noch während Miß Hale dieses traurige Lied absang, hatte jenes einsam erhellte Fenster sich über ihr leise geöffnet und eine milde Hand ihr einen klingenden Schilling zu Füßen geworfen. Die glücklich Überraschte, die in dieser Spende eine zarte Aufforderung zum Weitersingen erblicken durfte, erhob das ihr zugeworfene Geldstück mit einem verwundert in die Höhe gerichteten Blick und begann zu einer anderen, unsäglich trüben Melodie folgendes weitere Lied:

Sterben, ach! Sterben, wie bist du süß,
Komm in meine Kammer,
Mach, daß ich dich bald begrüß,
Freund in meinem Jammer!

Sterben, ach! Sterben, wie bist du mild,
Richt mir meine Kissen,
Tod, des Schlummers Ebenbild,
Laß mich nichts mehr wissen.

Wieder erklang das Fenster, und eine von Miß Hale deutlich wahrgenommene Hand ließ in den Bausch des ihr vorgehaltenen Kleides ein schweres Beutelchen hinabgleiten, von welcher Güte und Freigebigkeit die so reich Beschenkte derart überrascht und ergriffen war, daß sie erst nach einer Weile die Worte: „Ich danke Euch, edle Miß!“ hervorzubringen vermochte, worauf sie, um nicht als aufdringlich und unersättlich zu erscheinen, allsofort sich wieder auf den Weg machte. An der Ecke der Gasse aber hielt sie noch einmal still und sang mit dankbar bewegter Stimme dies letzte Lied:

Ein Jüngling steht zu Schiffe
Und schwebt auf hohem Meer;
Vorbei am letzten Riffe
Strebt er zur Heimat her.

Er hat, gemahnt von Stimmen,
Sich auf den Weg gemacht,
Er wird zu Lande schwimmen
In dieser Sturmesnacht.

Während dieses freudiger klingenden Gesanges hatte das bisher nur halb geöffnete Fenster sich vollkommen aufgetan, und ein Mädchen ließ sich daran erblicken, das weit vorgelehnt und, wie es schien, ganz von diesen hoffnungsvollen Lauten hingenommen, herüberlauschte. Als Miß Hale aber jetzt noch einmal ihren Dank hinauf rief, zog sich die freundliche Geberin langsam zurück.

Auch für den alten Lord Purpus, der, menschenscheu und in sich verschlossen, seit jenem Unglückstag unfern des Brokeschen Hauses in seinem Winterpalais residierte, hatte der heutige Tag eine wichtige Wendung in jener schwebenden Angelegenheit gebracht. Um dieselbe Stunde nämlich, als die Herren Temple und Church ihren eben beschriebenen Besuch in dem uns wohl bekannten Bürgerhause gemacht, war eine Gerichtskommission vor ihm erschienen und hatte ihm eröffnet, daß der oberste Gerichtshof von Irland den Beschluß gefaßt habe, von einer weiteren Verfolgung des gegen Mr. Temple in Sachen der Lady Mary eingeleiteten Prozesses wegen Mangels jedes haltbaren Verdachts abzustehen. Möge das Schicksal des vielbedauerten Mädchens sich gestaltet haben, wie es auch wolle, schloß diese Notifikation, so viel sei aktenmäßig und amtlich konstatiert, daß der Presbyter keinen Anteil, weder an einer Entführung noch an einer sonstigen

Schädigung gehabt. Es dürfe den Gerichten in einem Staate, darin die Freiheit der Person garantiert sei, nicht zugemutet werden, auf die nächste beste Bezichtigung hin gegen einen seither niemals wegen irgendeines Vergehens abgeurteilten Mann blind und unbedacht vorzugehen und ihm eine unverdiente Schmach anzutun.

Der alte Lord hatte die Verlesung dieser gerichtlichen Entscheidung durch den Mund des Gerichtsbeisitzers, der in langem, schwarzem Talare, die Puderperücke auf dem Kopfe, bei ihm feierlich vorgefahren, mit aller Ruhe und Achtung vor dem Gesetz angehört und nach Beendigung derselben dem hohen Staatsgerichtshof seinen Dank dafür ausgesprochen, daß er so rasch an die Beratung dieses die Familienehre eines alten irischen Hauses so nahe berührenden Falles gegangen war. Er werde mit seinem Rechtsanwalt sich nunmehr beraten, ob und welcher Schritt ihm noch zu tun übrigbleibe, dessen aber dürfe man sich in Irland und so weit sonst noch sein Name bekannt sei, versehen, daß er jede Schande von sich fernzuhalten und, wenn eine solche gleichwohl im Anzuge sei, vorher zu sterben wisse. Er werde seinem Sohn Alfred dieses alles heute noch in einem Briefe zu wissen tun und denselben zu schleuniger Rückkehr auffordern, um für die Ehre seiner Familie als Sohn und Edelmann einzustehen. Er bitte, dem hohen Gerichtshofe dieses bekanntzugeben.

Als sich nach ehrerbietiger Verbeugung die Abgeordneten des Kollegiums wieder entfernt hatten, trat der Lord schweigend in sein Schlafzimmer, das auf den Garten hinausging und das Haus des alten Broke gerade gegenüber liegen hatte. Hier holte er ein Paar blank geputzte Pistolen aus einem Schrank hervor, die er kurzweg unter folgendem Selbstgespräch lud: „Nicht früher, als es notwendig, aber dann ohne weiteres! Ist Mary verunglückt oder in der Gewalt ihrer Mutter, beides werde ich zu ertragen wissen, ist sie aber — fort dann aus dieser Welt, dann habe ich nichts mehr hier zu schaffen. Doch jetzt an den Brief, den ersten, den ich an Alfred nach so langer Zeit zu schreiben einen wahren Antrieb fühle; dünkt es mir doch, als müßte er bald der Rächer unser aller werden." Nach diesen Worten begab sich der resolute alte Gentleman wieder in sein Arbeitszimmer, setzte sich an seinen Schreibtisch nieder und schrieb an den künftigen Erben seines Namens bis spät in die Nacht hinein.

Die Notsignale jenes draußen vor dem Hafen liegenden Schiffes waren längst verstummt, und sonach war entweder der Untergang oder die Rettung erfolgt, eine Lösung, über die man in Dublin bis zum andern Morgen sich in Ungewißheit befand. Sobald es daher heller geworden war, strömten Tausende von Menschen gegen das inzwischen wieder beschwichtigte Meer hinaus, um möglichst viel mit Auge und Ohr von dem stattgehabten Unglück zu erhaschen. Der Stadtbehörde aber erschien diese Ableitung des Menschenstromes nach diesem entfernteren Schauplatz aus guten Gründen höchst willkommen. War ihr doch immerhin bange vor einer Mißdeutung, welche die in der Nacht bereits ohne jede Zeremonie vorgenommene Beerdigung des bei dem niederen Volke so beliebten Wirtes in den Massen hervorrufen konnte.

Wirklich zog das neue Unglück bald auch alles Interesse auf sich und beschäftigte durch die besonderen Umstände, womit es begleitet war, die Neugierde der immer stärker andrängenden Menge. Die Lotsen und Schiffsleute wurden mit Fragen förmlich bestürmt und mußten stets wieder ihre Auskunft wiederholen. Das Schiff sei mit Mann und Maus untergegangen; nur ein junger fremder Offizier der Landarmee, der als Passagier an Bord gewesen, habe sich durch Schwimmen gerettet und liege dort bewußtlos in der Matrosenschenke, dem langen Steindamm gegenüber. Bald standen Hunderte von Menschen vor dem Aufenthaltsort des Unglücklichen und harrten ungeduldig auf die immer neu und stürmisch verlangten Berichte über das Resultat der angestellten Wiederbelebungsversuche.

Unter den Ärzten, die nach der Unglücksstätte hinausgeeilt waren, befand sich auch Mr. Church, der die Gelegenheit, die Wirkung seiner galvanischen Kette in einem so verzweifelten Fall zu erproben, nicht verabsäumen wollte. Nach längerem Widerstreben der übrigen Chirurgen wurde ihm denn auch als letzter Versuch, da alle regulären Mittel erschöpft und erfolglos geblieben waren, die Anwendung seiner aparten Methode gestattet und hiermit die völlige Hoffnungslosigkeit ihrerseits konstatiert. Aber die entmutigten Heilkünstler hatten sich geirrt. Der Scheintote schlug schon nach den ersten Zuckungen, in die sein Körper versetzt worden war, die Augen auf, und bald kehrte ihm das Bewußtsein und die Sprache zurück. Er zeigte sich nicht wenig verwundert über die Lage, darin er sich be-

fand; denn die letzten Erlebnisse auf der See hatte er nicht in der Erinnerung, wenn auch sonst sein Geist völlig helle war.

Er fragte, wo er sich befinde, und da man ihm den Hafen von Dublin nannte, überflog der Ausdruck hoher Freude und Ungeduld sein schmerzlich verzogenes Gesicht. Sodann erkundigte er sich nach der Ursache des eigentümlichen Gebrauses, das sich draußen vernehmen lasse, und als ihm gesagt wurde, es sei das Volk von Dublin, das sich um sein Schicksal so sehr bekümmere, wierholte sich dieses stolze zuversichtliche Lächeln. Bald aber neigte der Ermattete das Haupt wieder zurück, und er verfiel in einen tiefen, aber vollkommen gesunden Schlaf. Niemand kannte den fremden Jüngling.

Vor der Schenke lichtete sich inzwischen mehr und mehr die Schar der Neugierigen, und bald war fast alles wieder durch das Hafentor in die Stadt zu seinen Hantierungen und Gewerken zurückgekehrt. Nur die Gruppen einiger Müßiggänger und feiernder Matrosen standen nach wie vor im eifrigen Gespräche, lebhaft mit den Händen gestikulierend, vor der noch immer verschlossenen Herberge oder saßen, aus der Tonpfeife dicke Rauchwolken hervorblasend, schweigsam beieinander auf dem mannigfaltig aufgeschichteten Bauholz umher. Der Himmel hatte sich im ganzen wieder etwas aufgehellt, und nur in der Ferne über dem Meere, das nun von einem entgegengesetzten Winde mäßig bewegt war, schien sich das aufgelöste Gewölk aufs neue zu sammeln.

Auch drinnen in der Stadt waren Straßen und Plätze nicht belebter als an anderen Tagen; die Maßregel der raschen und heimlichen Beerdigung des John Smith, welcher, der Vollständigkeit willen sei es gesagt, neben dem von ihm vergifteten John Brown an der Mauer des allgemeinen Friedhofes sein Grab gefunden, hatte ihre gute Wirkung getan und den Anlaß zu weiteren Aufläufen und Demonstrationen von vornherein abgeschnitten; die Physiognomie Dublins hatte wieder ihr gewohntes Ansehen.

Also waren die Stunden dieses Tages unvermerkt vorgerückt, und der Stand der Sonne, deren Strahlen mit ringsum aufziehenden Wolken kämpften, deutete bereits auf den späten Nachmittag; die Zeit, da in dem Hause des alten Broke jene vielentscheidende Zusammenkunft vor sich gehen sollte, war herangekommen. In dem sorgfältig gescheuerten Besuchzimmer sah

es heute wunderlich genug aus. Der große Teppich am Boden prangte frisch gewaschen und neu aufgespannt mit seinen großblumigen Dessins, und die besten Rohrstühle, aus allen Stockwerken ausgesucht, standen in symmetrischer Ordnung darauf. Vor allem aber zog ein schwerer Tisch aus Eichenholz, mit einem grünen Tuch bedeckt, den Blick auf sich, der, dem Lehnstuhl des Kranken gegenüber aufgestellt, den Charakter der bevorstehenden Zeremonie einen Aufmerksamen unschwer hätte erraten lassen. Zwischen den getrennten Teilen eines großen Schreibzeuges, dem massiven Tinten- und Streusandfaß waren mehrere Papierstöße, Siegellackstangen und unbeschnittene Gänsekiele aufgehäuft; an den Enden des Tisches aber hüben und drüben funkelten große Messingleuchter, auf deren Arme hohe Wachslichter aufgesteckt waren. Außerdem lag noch eine Bibel auf dem Tisch, das Handexemplar des alten Broke.

Dieser selbst saß in einem dunkelbraunen, wohlerhaltenen Rocke, den er seit Jahren nicht mehr getragen, mit einer weißen Binde um den Hals, ernst und feierlich in seinem Sorgenstuhl da, während Fanny einsam und gefaßt im Nebenzimmer weilte. Um was es sich beiläufig handle, wußte sie nunmehr, es war ihr vom Vater selbst eröffnet worden. Trotzdem war ihre innere Beängstigung verschwunden; sie fühlte sich mit einem Male wie unter einem wunderbaren Schutz, der sie jedem Feinde gegenüber unangreifbar und unantastbar mache, sie kam sich vor, als wandle sie unter einem von Engeln getragenen Baldachin umher, jeder ihrer Schritte schien ihr im voraus behütet; ihr bangte nicht mehr vor den Anschlägen Mr. Temples. Jetzt erklang die Hausglocke, und gleich darauf trat ein Gewürzkrämer aus der Nachbarschaft in die Stube, der sich als der geladene Zeuge vorstellte. Auf den Willkommensgruß des Alten verneigte sich der Eingetretene mehrmals tief, und nun begann er sich nach dem Wohlbefinden des ganzen Hauses zu erkundigen, das er seit seiner kürzlichen Zurückkunft aus Amerika zu seiner Kundschaft zu zählen schon so glücklich sei. Das äußere Aussehen dieses Mannes hatte etwas von einem Herrnhuter oder Methodisten. Er trug einen langen dunkelblauen Rock und einen breitkrempigen niederen Hut. Er sprach in langsamem, salbungsvollem Tone, die Augen dabei stets wie verzückt emporgerichtet; seine Rede war gesucht und reich an Bildern, die den eifrigen Leser der Bibel verrieten. Mr. Broke hieß ihn sich

niedersetzen und unterhielt sich eine Weile mit ihm, freilich nicht, ohne daß das Gespräch mitunter stockte und der Fremde in Gedanken zu versinken schien.

Jetzt läutete es wieder, und zwei neue Zeugen, ein ehemaliger Bootsmann an der Seite eines Agenten für Auswanderer, betraten das Zimmer. Der erstere, ein Mann von gedrungener Gestalt und energischen Gesichtszügen, die ein struppiger Kinnbart wirkungsvoll unterstützte, machte in seinen lange nicht getragenen Matrosenkleidern einen ernsten und respektablen Eindruck. Um so unvorteilhafter nahm sich daneben sein Begleiter aus, der, beinahe wie der Gewürzkrämer gekleidet, gleichwohl ein weniger solides Aussehen hatte. Auf ein weiteres Glockenzeichen erschienen jetzt zu gleicher Zeit der uns schon bekannte Arzt, ein Kolporteur von Bibeln und anderen Erbauungsschriften, sowie der Redakteur des „Spectator of Irland". Als Mr. Church seine beiden Begleiter vorgestellt, begann er, auf den goldenen Knopf seines Stockes mit beiden, von Ringen strotzenden Händen gestützt, sich nach dem leiblichen Zustand seines Patienten eingehend zu erkundigen, und da ihm daran gelegen zu sein schien, auch den übrigen Anwesenden zu imponieren, so verbreitete er sich allsofort des langen und breiten über elektrische Batterien und galvanische Ketten, über Latwerge und Mixturen in sehr gelehrten und geheimnisvollen Ausdrücken. Während dieses pathetischen Vortrages war auch der letzte Zeuge eingetreten, ein stattlicher Mann von soldatischem Aussehen, der sich jedenfalls in der Uniform eines Policeman besser ausgenommen hätte als in dem bequemen Rock eines Zivilisten. Alle schienen diesen Mann wohl zu kennen, und dennoch unternahm es keiner, ihn dem alten Broke vorzustellen. Doch ehe dieser selbst einen hierauf bezüglichen Wunsch ausgesprochen, öffnete sich von neuem die Tür, und Mr. Temple, den Notar und dessen Schreiber hinter sich, trat, von tiefen Bücklingen empfangen, in die harrende Versammlung. Der Alte seinerseits richtete sich etwas im Lehnstuhl empor und streckte dem Erwarteten zum Willkomm die magere Hand entgegen. Dieser ergriff die ihm dargebotene Rechte und schüttelte sie mit erzwungener Herzlichkeit; sodann wendete er sich zu den übrigen Vertrauten und legte vor ihnen eine aus der Rocktasche hervorgezogene Pergamentrolle mit diesen Worten auf den Tisch: „Hierauf wird der Vertrag niedergesetzt, wie er unserem Ge-

wissen vorgeschrieben und wie er in den Registern der Gemeinde aufbewahrt werden muß. Wohlan, laßt uns an das Werk gehen; der Augenblick zum Handeln ist gekommen. Dazu steht ein schweres Gewitter am Himmel, das, wenn wir zögern, uns länger hier aufhalten könnte, als uns und unseren Freunden erwünscht wäre."

Ohne ein Wort zu entgegnen, traten Notar und Schreiber hinter den Tisch und bereiteten sich ungeachtet der zunehmenden Finsternis zu ihrem Schreibgeschäfte vor; die übrigen aber, Mr. Temple ausgenommen, der sich neben dem Stuhl des Alten postierte, ließen sich wie auf ein Zeichen auf die bereitstehenden Stühle nieder. Nach einer kurzen Pause, während welcher man unten einen Wagen vorfahren und halten hörte, begann der Notar, die Augen vom Papier erhebend, folgende geschäftsmäßige Ansprache: „Mr. Broke, Ihr habt uns hierher beschieden, Euren letzten Willen und außerdem noch eine andere wichtige Verfügung zu vernehmen. Wohlan denn, wir sind bereit, wenn Ihr dann beginnen wollt." Auf diesen Zuruf bedachte sich der Alte im stillen noch einen kurzen Augenblick und hub sodann in geläufiger Rede an:

„Nachdem es Gott dem Allmächtigen gefallen, sein Angesicht durch ein langes Leben nicht von mir abzuwenden, und ich unter seinem väterlichen Schutz zu hohen Jahren gelangt bin, so habe ich, damit der Tod mich nicht unvorbereitet treffe, wie das Lamm in der Herde, und damit ein Zeugnis bleibe von meinem geringen Dasein, beschlossen, mein Testament als ehrlicher Christ abzufassen und euch Bürger von Dublin hierbei in der Zahl, die das Gesetz und Herkommen vorgeschrieben, als Zeugen zu berufen. Vernehmet denn, was ich verordne und verfüge!" (Von hier ab schrieben der Notar und Schreiber alles wörtlich nieder.) „Ich, James Broke, Bürger und Steuerzahler in Dublin, 77 Jahre 5 Monate alt, bestimme über mein sämtliches Hab und Gut sowie über das von meiner seligen Frau an mich gefallene Besitztum, wie folgt: Zwei Dritteile meines Vermögens gehören vom Tage ihrer Großjährigkeit an meiner Tochter Fanny; bis zu diesem Zeitpunkt ist ihr ein Vormund bestellt, der ihr Interesse vertreten wird, und als welchen ich Mr. Temple, Domherrn an der Kirche zu Patrick, ausersehen. Die besagten zwei Dritteile werden, soweit sie in Wertpapieren und Liegenschaften bestehen, von mir an

die Vormundschaftsbehörde demnächst ausgefolgt, und verzichte ich künftighin auf das Recht des Mitbesitzes sowie gesetzlichen Einspruchs.

Das übrige Dritteil meines Vermögens vermache ich dem neuen Findelhaus, und wünsche ich nur, daß diese Stiftung für ewige Zeiten den Namen des Gebers führen möge. Dieses letzte Legat tritt aber erst mit dem Tage meines Todes in Kraft, und behalte ich mir bis dahin die Nutznießung des gesamten Kapitals vor. Also, verehrte Mitbürger, lautet mein letzter Wille, den ich reiflich erwogen und bei völlig klaren Sinnen — wie ihr mir alle bezeugen müßt — vorgetragen und zu Papier gegeben habe."

Der Notar, der jedem der gesprochenen Worte mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt war, legte jetzt die Feder beiseite und sprach, das auf einem Stempelbogen geschriebene Dokument sich dabei nahe vor die Augen haltend, anfänglich wenigstens gleichfalls in einem trockenen Tone, folgende Worte: „Mr. Broke, ich werde das Testament nochmals verlesen und es Euch sodann in beiden Exemplaren zur Unterschrift vorlegen, worauf ich die anwesenden Zeugen ihren Namen darunter zu setzen bitte. Zuletzt werde ich zu meiner eigenen Unterschrift das Amtssiegel beidrucken, wodurch diese Aufschreibung den ehrwürdigen Charakter eines Dokumentes erhält. Inzwischen mögt Ihr Eure Tochter Fanny vorrufen, damit sie von allem Kenntnis erhalte und alles, was sie besonders betrifft, rückhaltlos kennen lerne. Auch wird es gut sein, sie anzuhalten, vor diesen ehrenwerten und verschwiegenen Herren das Versprechen ihres kindlichen und unbedingten Gehorsams abzulegen. Wir wollen deshalb für ein besonders feierliches Gelöbnis Sorge tragen, damit ihr die Erinnerung daran für ihr ganzes Leben rege und lebendig bleibe, und damit sie sich stets gegenwärtig halte, welche Worte sie auf diesem unvergänglichen Pergament unterschrieben. Zündet denn die Kerzen an und bereitet euch, ihr Brüder, auf die Errichtung eines neuen Bundes, davon im Buche Mormon geschrieben steht: Es ist ein Bund, der verhalten wird bis in die Ewigkeit."

Bei diesen Worten erhoben sich alle von ihren Sitzen und riefen einstimmig: „Also geschehe es. Amen!"

Auf den alten Broke hatte der letzte Teil dieser Anrede einen verwirrenden Eindruck gemacht; er konnte den Inhalt dieser mit ordentlicher Begeisterung gesprochenen Worte mit den übrigen

Formalitäten nicht mehr recht vereinbaren, und der Gedanke, daß man ihm mehr abdringe als er schon zugestanden, schien in seiner Seele aufzusteigen. Mr. Temple, dem diese Unruhe des alten Mannes nicht entgangen, ergriff mit erheuchelter Freundschaft dessen Hand und versuchte in gewandter Rede das Ungewöhnliche der Situation als reinen Ausfluß erhöhter Frömmigkeit und Berufstreue darzustellen. „Kein Werk ohne Gott, Mr. Broke," warnte er mit aufgehobenem Finger; „wer ihm nicht die Ehre gibt, wird schmählich zuschanden. Anstatt Euch verwundert zu zeigen, lieber Freund, über die trefflichen Worte, die der Herr Notar soeben gesprochen, solltet Ihr im Gegenteil dem edlen Manne von Herzen danken, daß er in diesem feierlichen Augenblick den Beistand des Himmels, dessen wir so sehr bedürfen, für Euch und mich und Eure Tochter anruft."

Der Alte, den diese Worte einigermaßen beruhigt hatten, dankte dem zusprechenden Freund für seine Teilnahme durch einen erneuten Händedruck und horchte hierauf, in den Glanz der entzündeten Kerzen aufblickend, mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Verlesung des Testamentes durch den Notar. Jetzt nahm er die ihm dargereichte Urkunde mit beiden Händen selbst in Empfang, setzte sich die Brille auf und überlas, seine Zustimmung durch fortwährendes Kopfnicken ausdrückend, aufmerksam den Text derselben. Als er hiermit zu Ende, ergriff er eine ihm von Mr. Temple gebotene Feder und unterschrieb mit zitternder Hand das Dokument. Im nächsten Augenblick kursierte dasselbe bereits unter den die höchste Eile an den Tag legenden Zeugen.

Seines Mißtrauens wieder ledig, nahm Mr. Broke nunmehr ein bereitstehendes Glöcklein zur Hand und klingelte damit. Auf dieses Zeichen trat Miß Fanny allsofort aus dem Nebenzimmer hervor.

Aller Augen richteten sich auf die hohe und edle Gestalt der so willig erschienenen Jungfrau. Auf einen weiteren Wink ihres Vaters trat Fanny näher heran und erwartete, diesem allein zugewendet, gleichsam als sei ihr die Anwesenheit aller übrigen Männer im Zimmer entgangen, weder furchtsam noch trotzig, sondern in vollkommenem Gleichgewicht der Seele den Schicksalsausspruch aus seinem Munde. Diesem aber schien es jetzt doch schwer anzukommen, das entscheidende Wort zu sprechen, und er verwies sein Kind daher mit folgenden Worten

an den fungierenden Notar: „Fanny, kehre dich jenem Herrn zu, der dir nunmehr in klaren Worten verkündigen wird, was ich dir diesen Morgen nur beiläufig bekanntgegeben."

Auch dieser Aufforderung kam das Mädchen augenblicklich nach, worauf der Notar, der sich von seinem Sitze erhoben, folgende Anrede begann: „Miß Fanny Broke, Sie stehen vor einem wichtigen Wendepunkte ihres Lebens, da Sie denjenigen Mann erkennen sollen" — hier unterbrach ihn ein heftiger Donner in der Rede —, „der Ihnen zum Führer Ihres Lebens, zum Beschützer und Beistand in allen Lagen desselben erkoren ist. Danken Sie dem Geber aller Gaben für diese Gnade und sprechen Sie, gegen den Mann gewendet, dem Sie nunmehr anvertraut und gewissermaßen angesiegelt werden sollen" — neuer Donner und Blitz — „ein vernehmliches Ja, worauf wir auch von ihm eine gleiche Bekräftigung seines Vorhabens erholen werden! Antworten Sie also!"

Die also Angeredete blieb still und regungslos stehen; ein Zug der Verachtung lag auf ihrem Gesicht, man sah, daß sie an der Grenze ihres Gehorsams angelangt sei. So stand sie eine Weile da, indes zuckende Blitze das Gemach erhellten und die Stimme des Donners zornige Zwiesprache hielt mit dem Gewissen jedes einzelnen. Endlich gab sie dem langverhaltenen Gefühle in folgenden Worten Ausdruck: „Vater, verstoßt mich in das tiefste Elend, enterbt mich gänzlich und nennt Euer Kind eine Fremde, aber erspart mir den Anblick dieses verhaßten Mannes, der weiß, wie ich ihn verachte und der dennoch nicht aufhört, mir nachzustellen. Stets kam er wieder, wenn ich ihn abgewiesen; nie hat er Scham oder Mitleid gezeigt. „Wahrlich," fuhr sie jetzt zu allen übrigen gewendet fort, „mein Los ist ein schlimmes. Ihr Männer, wenn ihr edel seid, woran ich nicht zweifle, so verwerft ihr selbst die Ränke dieses Mannes und leistet ihm ferner keine Hilfe. Befreit mich vielmehr von ihm, der mich zugrunde richten will, und verwehrt es ihm, daß ich sein Opfer werde! Wenn ihr ihm aber verbunden seid zu gleicher Missetat, so wisset, daß ich eurer Übermacht spotte und vertraue, daß sie Gott zuschanden machen wird."

Diese mit erhobener Stimme gesprochenen, nur dann und wann von einer maßvollen Handbewegung begleiteten Worte brachten auf die umhersitzenden Zeugen eine tiefe Wirkung hervor, die durch die großen Zeichen am Himmel noch mehr er-

höht wurde. Alle sahen sich einander an und schwiegen. Wie ein Wesen höherer Ordnung stand das Mädchen vor ihnen da, Zeugnis ablegend von der allbeugenden Macht der Tugend. So mochten die Fürsten und Könige der Hölle vormals in ihrem kriegerischen Ansturm innegehalten haben, als die erste Heerschar der Engel in ihrer weißen Unschuld herangezogen kam.

Der Bootsmann insbesondere zeigte sich von der Haltung dieses unschuldsvollen Geschöpfes tief ergriffen; ja der Ausdruck seiner Teilnahme gestaltete sich zu einem förmlichen Schuldbekenntnis: „Es ist uns nicht erlaubt," sprach er, ernst und unwillig den Kopf schüttelnd, „mit Gewalt unsere Zwecke durchzuführen, wenn die gütigen Mittel fruchtlos bleiben. Das geht zu weit, und die Vorschriften verbieten es uns."

Aber jetzt war die Geduld Mr. Temples erschöpft; zornig sprang er von seinem Stuhl empor, und in herrischem Ton verwies er dem gewissenhaften Genossen dessen Weichmütigkeit und Wankelmut, der bis zum offenen Verrat sich gesteigert habe; sodann fuhr er, zu Mr. Broke gewendet, in folgender Weise fort: „In Euren Händen liegt die Entscheidung, und keinem steht sonst ein Urteil zu. Mag Eure Tochter auch selbst in ihrer Kühnheit sich jeder Zucht entwachsen glauben, Ihr werdet nie gestatten, daß sie die Ordnung der Dinge umkehre und ihren Willen zu dem Eurigen mache. Frei will sie sein, um ihrer schrankenlosen Begier zu leben; aber sie täuscht sich, ihr Trotz hat seinen Meister gefunden. Es bleibt bei dem, was wir verabredet haben, und wenn Euer Ansehen nicht ausreicht, so wird Gewalt uns zum Ziele führen."

Der alte Broke, dem manche Stelle der bisher vernommenen Reden dunkel und unverständlich geblieben war, ja den sogar mehrmals die Furcht angewandelt, es könnten hier Dinge verhandelt werden, davon er keine Kenntnis, oder es könnte auf der anderen Seite die Lust bestehen, ihm mehr abzudringen, als er von vornherein zugestanden, hatte erst jetzt wieder sich in seiner Verwirrung zurechtgefunden und in den Worten Mr. Temples den Gedankengang wiedererkannt, auf den er so lange eingeübt worden. Dafür brach aber auch jetzt sein Unwillen und Ingrimm gegen Fanny, derentwillen er so viele Unruhen und Beängstigungen ausgestanden, um so heftiger los.

Mit einer Schnelligkeit, die man seinem gebrechlichen Leibe kaum mehr zugetraut hätte, schob er sich aus dem Lehnstuhl,

und die geballte Faust ausgestreckt, das funkelnde Auge durchbohrend auf das bleiche Mädchen gerichtet, begann er jetzt mit fast vor Wut erstickter Stimme:

„Mißratene Tochter, glaubst du, deine Seufzer, deine Tränen rühren mich im geringsten, oder deine Reden bringen einen Eindruck auf mich hervor? Meinst du, ich sei so schwach, mich vor deinem Willen zu beugen oder dir gar recht zu geben? Nie und nimmer. Vielmehr bin ich dieser ewigen Aufregungen und Verdrießlichkeiten satt und will hinfort meine alten Tage in Ruhe verbringen. Du folgst daher Mr. Temple, wohin er dich auch verbringen wird; und gehorchest du nicht gutwillig, so werde ich dich seiner Gewalt ohne die geringste Nachsicht überlassen. Überlege dir darum deine Antwort und zögere nicht lange damit!"

Diesen Worten folgte ein allgemeines Stillschweigen, das aber schon in dem nächsten Augenblick durch ein seltsam dumpfes Brausen in der Ferne unterbrochen ward. Es war, als seien die Wogen des Meeres landeinwärts gebrochen und wälzten gegen die Straßen Dublins heran. Das Pferd, das unten vor dem Cab hielt, bäumte sich auf und schlug mit den Hufen der Vorderfüße auf das Pflaster; es wollte mit Gewalt von der Stelle.

Erst ein erneutes, wenn auch bereits schwächeres Rollen am Himmel benahm dem Gehör der Horchenden die Möglichkeit, die Natur dieses Tumultes zu prüfen und seine wachsende Stärke wahrzunehmen. Gleichwohl blickten sich die Umhersitzenden bedenklich an und drängten zur Abschließung der vorgesetzten Aufgabe. „Es ist keine Zeit zu verlieren," sagte der Notar in gedämpftem Tone, „auf den Straßen geht etwas vor, und möglicherweise ist etwas wider uns im Anzug." Mr. Temple aber trat zu dem alten Broke, der, ganz in sich vertieft, nichts von dem Getöse zu hören schien, und redete ihn mit Ungeduld also an: „Schnell, schnell Mr. Broke. Zögert nicht länger. Es ist Zeit, daß wir zu Ende kommen."

Der Alte erhob seinen Blick, nickte und richtete an Fanny, nachdem er sie scharf ins Auge gefaßt, mit ruhigerem Tone folgende Frage: „Wie hast du dich besonnen? Siehst du ein, daß es besser, als Kind dem Vater zu gehorchen, als ihn noch mehr gegen dich aufzubringen und ihn zuletzt zu veranlassen, das Testament, soweit es zu deinen Gunsten lautet, mit Ein-

willigung dieser Herren umzustoßen und dich völlig zu enterben? Willst du nachgeben und Seiner Hochehrwürden dich allsofort gutwillig unterwerfen?"

Fanny blieb unbeweglich stehen und antwortete gefaßt mit einem kurzen: „Nein!" In demselben Augenblick trat Mr. Temple auf sie zu und ergriff sie am Arm: „Sie folgen uns!" sagte er mit fester Stimme. Kaum war dieses Wort aus seinem Munde, als Miß Fanny auch schon von allen Seiten umrungen war. Mr. Church winkte, das Fenster öffnend, dem Lenker des Cab das Zeichen zu, sich bereitzuhalten. Der alte Broke sah ruhig in seinem Sessel der Gefangennehmung seiner Tochter zu. Aber plötzlich brach ein hundertstimmiges Geschrei los; ein gewaltiger Menschenstrom wälzte sich in die Gasse herein; die Rufe: „Hütet eure Frauen, die Mormonen sind in Dublin!" drangen laut und deutlich zu dem Fenster empor. Voran den Scharen schritt ein hochgewachsener Jüngling mit geschwungenem Säbel in der roten Uniform eines englischen Offiziers. Adelige und angesehene Bürger folgten seinem Schritte unmittelbar, Volk aus allen Ständen drängte dahinterher; er schritt wie ein Gott heran, und die Donner des Himmels meldeten seine Ankunft.

Der Ruf: „Hütet eure Frauen, die Mormonen sind in Dublin!" hatte die ganze Stadt auf die Beine gebracht. Endlich hatten die unbestimmten Gerüchte, die eine Zeitlang die Luft durchzittert, nicht nur eine feste Gestalt angenommen, sondern ihre volle und allseitige Bestätigung gefunden. Hören wir, wie der Schleier von dem so lange verhüllten Geheimnis fiel!

Alfred Purpus, denn so hieß der junge, vom Schiffbruch wunderbarerweise errettete Offizier, hatte nach einem langen, erquicklichen Schlaf sich von dem Lager erhoben, und da er niemanden um sich gewahrte, hatte er rasch seine inzwischen trocken gewordenen Kleider angelegt und sich vor die Tür der Schenke begeben. Hier stand er eine Weile, in das Bild der teuren Vaterstadt versunken, die von der Seeseite her einen besonders stolzen und ehrwürdigen Anblick gewährt. Noch hing er also seinen Gedanken und Gefühlen nach, als von den umherstehenden Müßiggängern einer zu ihm herantrat und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen begann. Nach der Art gemeiner Leute suchte er das, was jeder am längsten zurückhält, Namen, Herkunft und Zweck der Anwesenheit am frühesten zu erfahren, und je mehr der Jüngling diesen Fragen auswich, desto begehr-

licher wurde der Aufdringliche nach Befriedigung seiner Neugier. Doch Alfred, der inzwischen weit in der Welt herumgekommen und viele Erfahrungen in menschlichen Dingen gemacht, begann, da er an dem Fürwitzigen zugleich einen sehr aufgeweckten Menschen erkannte, die Sache seinerseits umzukehren und nunmehr den Kundschafter selbst zu machen. Er wußte das Gespräch auf allerhand Dinge und zuletzt auch auf die seltsamen Vorgänge hinzuwenden, die in neuerer Zeit in Dublin stattgefunden und auch auswärts auf dem Wege der öffentlichen Mitteilung bekannt geworden waren. Allmählich lenkte er das Gespräch sogar auf das plötzliche Verschwinden seiner Schwester, und er fragte, wie man im Volke von dem traurigen Vorkommnis der Lady Purpus denke. Der um seine Meinung Befragte sprach denn auch ziemlich unverhohlen seinen Verdacht aus; er erzählte, daß noch mehrere andere Mädchen und Frauen auf geheimnisvolle Art in der letzten Zeit verschwunden, und fügte zuletzt, gewissermaßen zur Rechtfertigung seines rücksichtslosen Urteils, die Schilderung einer nächtlichen Szene hinzu, die vor längerer Zeit auf dem Steindamme vor dem Hafen gespielt, und deren Augenzeuge er selbst gewesen; es war dieselbe schauerliche Geschichte, die wir aus dem Munde desselben Mannes in der Schenke „Zum Seestern“ bei Gelegenheit jener Bettlerhochzeit vernommen. Als Alfred von dieser neuen Freveltat vernahm, stieg plötzlich der Gedanke in ihm auf, die Unglückliche könne seine Schwester gewesen sein. Jetzt war ihm die Meisterschaft über seine Gefühle verloren; entsetzt starrte er den Erzähler an, der Schweiß rann ihm von der Stirn, und er bebte am ganzen Leibe; er hatte, ohne ein Wort zu sprechen, Name, Herkunft und Zweck seiner Herreise bekannt gegeben. Aber jetzt bereute er es auch nicht mehr, erblickte er doch in dem aufdringlichen Bettler einen von Gott geschickten Mann, ein Werkzeug des Schicksals, das immerdar etwas Ehrwürdiges an sich hat; er sah nur noch den Menschen, nicht mehr den Bettler in ihm, und niemand erschien ihm in diesem Augenblick würdiger seines Vertrauens als dieser in Lumpen gekleidete Mann. Er zog ihn mit sich in die Kammer, worin er geschlafen, und eröffnete ihm, obgleich überflüssigerweise, wer er sei, und was er in Dublin wolle, wen er zur Rechenschaft zu ziehen über das weite Meer dahergekommen. Verwundert und gerührt betrachtete der Arme den Sohn des Lords, und mit einem freiwilligen Handschlag

bekräftigte er ihm, daß er mit Leib und Leben dem edlen und ehrliebenden Jüngling zu Diensten stehe. „Schafft mir einen Mantel und Hut herbei," hub jetzt mit befehlendem Ton Alfred an, „damit ich unbemerkt durch die Straßen meiner Vaterstadt vor das berüchtigte Kloster gelange, wo ich Euch zu erwarten gedenke. Nehmt aber eine Schar Zimmerleute aus dem Hafen mit und heißt sie ihre Äxte mit sich bringen, damit sie die Pforte vor meinem Schritte in Trümmer schlagen und einen allfallsigen Rückzug oder Widerstand des Überraschten vereiteln helfen."

Der Aufgeforderte wußte sich in Eile der ersten Hälfte seines Auftrages zu entledigen, und schon nach Verlauf von einigen Minuten schritt Alfred, den entliehenen Mantel des Schenkwirtes über dem kriegerischen Anzug, einen rauhen Filzhut auf den Kopf gedrückt, dem Tore der Stadt zu. So betrat einst nach mannigfachen Schicksalen König Odysseus, als Bettler verkleidet, die Wohnungen Ithakas, und nahte unerkannt seinem Palaste, wo die schamlosen Freier der treuen Penelope in beständigen Gelagen ihm Hab und Gut verzehrten.

Im alten Kloster, dessen Außenseite den gewöhnlichen Anblick darbot, herrschte heute, freilich nur für das Auge des Eingeweihten erkenntlich, eine ungemein feierlich gestimmte Bewegung. Seine innersten Räume waren von tausend strahlenden Lichtern erhellt, die das Düstere und Altertümliche des Gebäudes milderten und seiner ehemaligen Bestimmung, ein Haus stiller und einfacher Nonnen zu sein, seltsam widersprachen. Den Mittelpunkt des Lichtmeeres bildete aber das alte Refektorium, das in einen üppigen Garten und Bankettsaal verwandelt war. An den beiden Langseiten desselben zogen sich die heute mit den feinsten Linnen bedeckten, von silbernen Aufsätzen und Bestecken strotzenden Tische hin, mit einem doppelten Spalier von Blumen und Zierpflanzen umgeben. Zuoberst des einen der beiden etwa hundert Gedecke zählenden Tische verdichtete sich die Blumeneinfassung zu einer hochgewölbten Laube, der ein berauschender Duft von blühenden Rosen und Myrten entströmte. Innerhalb dieser Laube ragten drei erhöhte Ehrensitze empor, darauf die Gefeierten des Tages Platz nehmen sollten. Die nicht sehr hohen Fenster des Refektoriums waren mit kostbaren Teppichen dicht verhangen; auf den Gesimsen, in den Nischen lagen köstliche Geschenke aller Art, vornehmlich aber Gespinste und Stickereien; von der getäfelten Decke herab hingen mehrere erleuchtete Kron-

leuchter. In dem chorartigen Abschlusse des Saales, da, wo in alten Zeiten der Altar gestanden, war eine von Goldbrokat umhüllte Lade aufgestellt; seitwärts davon bemerkte man ein Lesepult, darauf ein geschlossenes Buch lag. Zu den Lustbarkeiten des Lebens gesellte sich hier offenbar der Gegensatz eines wunderlichen Kultus. Zwischen den Tafeln sowie draußen auf den mit Teppichen belegten Gängen wandelten zahlreiche Scharen von Männern und Frauen, unter den letzteren mehrere von ausnehmender Schönheit, in regem Gespräche auf und ab. Vorzüglich aber fesselte eine den Blick durch ihre gebieterische Gestalt, zu der sich ein auch sonst imponierendes Wesen gesellte. Der Name dieser Frau, Mrs. Jenny Temple, ward von allen mit Ehrfurcht genannt, und mehrere andere Frauen, die gleichfalls das Prädikat Mrs. Temple führten, nahmen zu ihr eine mehr oder weniger dienende Stellung ein.

Besonders streng schien aber ihr Auge auf einer jungen schlankgewachsenen Irländerin mit rötlichem Haar und sehr vornehmem Gesichtsausdruck zu ruhen, die von den Gästen Mary Temple genannt wurde. Ein Ausdruck tiefen Schmerzes lag auf dem Antlitz dieser sehr kummervollen und in sich gekehrten Frauengestalt, der bei allen Scherzen, bei allen an sie hingesprochenen Schmeichelreden nie ein Lächeln über die Lippen kommen wollte. Sie war erst zuletzt, da die Gäste aus der Stadt durch das Hinterpförtlein des Klosters sich bereits sämtlich eingefunden hatten, aus einer der ehemaligen Klosterzellen herausgetreten, die, in einer Reihe mit vielen anderen gelegen, ihr offenbar als Wohnung diente. Das Gesicht mit hoher Schamröte bedeckt, hatte sie sich zuerst auf den ausdrücklichen Befehl Mrs. Jennys der übrigen Gesellschaft genaht, aber sofort waren unterschiedliche Herren an sie herangetreten und hatten ihr unter anderen Stadtneuigkeiten die Abreise des Lord Purpus auf das Festland mit großer Beredtsamkeit mitgeteilt, welche lügenhafte Nachricht sie, an allen Gliedern zitternd, entgegennahm. Unter den angesehensten Personen dieses Kreises befanden sich der Sheriff und Alderman von Dublin, der Geheimschreiber des Vizekönigs, der Sekretär des Lord Purpus und andere distinguierte Personen, die aber hier ihren Rang gänzlich abgelegt hatten und mit ärmeren Bürgern und kleinen Gewerbetreibenden in der brüderlichsten Weise verkehrten.

Den Hauptgegenstand des Gespräches in allen Gruppen bildete

jedoch Mrs. Fanny Temple, die Neuvermählte, wie man sie nannte, deren Ankunft im Kloster an der Seite des Bischofs man mit Spannung und Ungeduld, ohne die geringste Besorgnis bezüglich eines möglichen Mißerfolges zu äußern, jeden Augenblick entgegensah.

Jetzt pochte es unten an der Pforte mit ungewöhnlicher Macht und nicht in dem sonst beobachteten Takte, und jetzt noch einmal; aber nein, das war kein Pochen, das waren schwere Schläge, die mit aller Wucht geführt wurden, Axtschläge waren es, denen die Pforte endlich dröhnend nachgab. Alfred Purpus stand davor.

Eine furchtbare Verwirrung entstand unter den von einem plötzlichen Überfall bedrohten heimlichen Mormonen. Die Frauen Mr. Temples flüchteten sich in ihre Zellen, die Eheweiber der übrigen verbargen sich, so gut es gehen wollte.. Dasselbe tat ein Teil der Männer; die meisten aber schickten sich an, Leben und Freiheit zu verteidigen.

Einige hatten Stockdegen und Pistolen selbst bei sich; andere versahen sich mit den Verteidigungswaffen, die in Mr. Temples Zimmer reichlich umherhingen. Vereint postierten sich dann alle am Ausgang des großen Korridors, der schnurgerade auf die Pforte zulief, und schweigsam erwarteten sie daselbst das Erscheinen ihrer Feinde. Am bestürztesten zeigten sich anfänglich der Sheriff und Alderman; mit Entsetzen sahen diese dem Augenblick entgegen, da die Tür in ihren Angeln weichen werde, und da sie, die so lange als Wächter der Ordnung und als Gegenstand allgemeiner Hochschätzung gegolten, als Feinde der Gesellschaft, als Urheber des größten Ärgernisses entlarvt und moralisch vernichtet vor den Augen ihrer Mitbürger dastehen sollten. Doch je mehr der verhängnisvolle Augenblick herankam, desto entschlossener wurden auch sie wieder, und ihre Losung war äußerste Verteidigung, Kampf bis auf das letzte; der Gedanke an eine Übergabe war ihnen fern. Bleich und wahnsinnig blickend, standen sie mit vorgehaltenen Revolvern da. Vor der Pforte wuchs der Lärm, und zwischen dem Dröhnen der Axthiebe vernahm man die Verwünschungen der andrängenden Menge, die sich neugierig auf dem Herwege den eilenden Zimmerleuten angeschlossen hatte. Endlich krachte die Tür in den Gang, und Alfred Purpus drang mit geschwungenem Säbel, die Zimmerleute und einen dichten Volkshaufen hinter sich, in das Kloster ein.

Pistolenschüsse empfingen ihn, und tödlich getroffen sank einer der vordersten Zimmerleute auf die hallenden Steinplatten des Ganges nieder. Dieser Verlust steigerte die Erbitterung der Menge zu blinder Wut. Vorwärts ging es ohne Aufenthalt, noch einige stürzten, aber schon standen sich Mann an Mann gegenüber, und ein furchtbares Handgemenge begann. Von Alfreds Säbel niedergehauen, sank der streitbare Sheriff sterbend nieder; ein Axthieb entseelte den Geheimschreiber des Vizekönigs, und von Wunden bedeckt lagen dazu die Leichen mehrerer unter den geringeren Mormonen im nächsten Augenblick schon röchelnd am Boden. Der Alderman rang, aus mehreren Wunden blutend, bis zur Erschöpfung mit seinen Angreifern; endlich gelang es, ihn niederzuwerfen und zu knebeln. Dasselbe Schicksal erfuhren noch einige andere, die übrigen zogen sich kämpfend in das Refektorium zurück, wo ein letzter Kampf stattfand, der mit der Tötung mehrerer Mormonen und mit der Gefangennehmung des Restes endete.

Alfred hatte nach Besiegung des hauptsächlichsten Widerstandes mit ritterlichem Sinn sich der Verwundeten angenommen und namentlich den sterbenswunden Alderman vor der Wut des immer stärker nachdrängenden Volkes geschützt. An diesen wendete er sich nun, da unter den ihm vorgeführten Gefangenen der Presbyter vermißt wurde, mit der Frage: „Wo ist Euer Haupt, Mr. Temple?“ Der Schwerverwundete richtete etwas den Kopf in die Höhe und erwiderte mit matter Stimme: „Im Hause des Mr. Broke.“ — „Wo aber sind seine Frauen?“ begann der Jüngling aufs neue mit bewegter, fast zaghafter Stimme. „Wißt Ihr insbesondere über Lady Purpus keinen Aufschluß zu geben?“ — „Sie hat sich, wie alle übrigen, in ihre Zelle eingesperrt; dort ist die Tür derselben,“ entgegnete willig der Gefragte, mit der Rechten nach dem verschlossenen Gemach der Entführten zeigend. Eine tiefe Schamröte überflog das Antlitz Alfreds, dann erbleichte er wieder und zitterte am ganzen Leibe, indes die Augen der nunmehr stiller gewordenen Menge teilnahmsvoll auf ihm ruhten. Durch eine Handbewegung befahl er jetzt den Zimmerleuten, die Zelle seiner unseligen Schwester zu öffnen.

Ohne ein Wort zu reden, gingen diese, das nachdrängende Volk meist zurückweisend, an ihr Werk. Alfred stand inzwischen wie am Boden festgewurzelt da, die Augen von der fluch-

würdigen Wohnstätte abgewendet. Jetzt wich die Tür, und die Zimmerleute traten ein. Jetzt stürzte einer entsetzt heraus und eilte auf den unbeweglich dastehenden Jüngling zu, die Worte ihm in das Ohr raunend: „Eure Schwester hat sich erhenkt; ihr Leichnam sah uns entgegen."

Alfred starrte sprachlos vor sich hin, seine Lippen bebten, seine Hand ließ den Degen sinken, und er fing an, wie ein plötzlich Entkräfteter zu wanken. Auf zwei Zimmerleute gestützt, ließ er sich zur Tür der Zelle führen, blickte hinein, wendete sich wieder um und schritt entsetzt von dannen, durch den Korridor zur Pforte des Klosters zurück; er hatte sich Gewißheit verschafft. „Zum Hause des Mr. Broke," waren seine ersten Worte, und alsbald setzte sich der Zug nach diesem Ziel in Bewegung, unterwegs von Teilnehmern aus allen Ständen vermehrt. Die Stunde der Vergeltung hatte für Mr. Temple geschlagen.

Dieselbe Verwirrung, die zuvor in dem nun gesäuberten Kloster geherrscht, bemeisterte sich auch der heimlich zur Trauung und Entführung Miß Fannys versammelten Mormonen; sie hörten entsetzt den Ruf der Menge, sie hörten, wie ihr Bruder Grow tödlich getroffen vom Cab heruntersank, sie sahen Steine gegen das Fenster fliegen, sie fürchteten, daß ihre letzte Stunde geschlagen. Mr. Temple versuchte zuerst zu flüchten, und er öffnete die Tür des Zimmers; doch schon schallte ihm von der Treppe der Schritt der Feinde entgegen. Er trat zurück und sprang in das Kabinett Fannys, Mr. Church und der Agent folgten ihm, die anderen flüchteten sich hinter den Tisch; nur einer zog entschlossen einen Totschläger hervor; es war jener zuletzt eingetretene Zeuge.

Mr. Broke saß entsetzt in seinem Stuhl; der Ruf, den er unten vernommen, hatte ihm sein Blut zu Eis erstarrt; er faßte die Hand seiner Tochter und drückte sie heftig küssend an seinen Mund. In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Alfred Purpus, von mehreren bewaffneten Standesgenossen und Bürgern gefolgt, erschien wie Vergeltung fordernd vor den Ruchlosen.

Fanny hatte kaum den edlen gebieterischen Jüngling erblickt, als sie in heftige Bewegung geriet, und ihr Auge suchte seinem Blick zu begegnen und wich ihm doch wieder aus; sie errötete und blickte zur Erde, und ihr Busen wogte auf und ab; hatte sie ihn doch allsofort erkannt: es war jener einstige Gespiele,

dessen sie sich so oft seither erinnert, und den wiederzusehen ihr stets der höchste Wunsch ihres Herzens gewesen.

Alfred schien von einem gleichen Gefühl durchdrungen, doch war zu viel Wehe und Sturm in seiner Brust, als daß der Drang der Sehnsucht sich jetzt schon bei ihm hätte geltend machen können. Er hatte noch eine hohe Aufgabe zu erfüllen: er hatte den Verbrecher zu fesseln, er hatte den Verführer und Verderber seiner Schwester zu ergreifen und ihn an den Richter abzuliefern; den Gedanken, ihn wehrlos zu töten, hatte er auf dem Wege hierher aufgegeben. „Ergebt euch freiwillig, oder es folgt Gewalt!" rief er mit fester Stimme den hinter den Tisch geflüchteten Helfershelfern Mr. Temples zu. Gesenkten Hauptes traten diese, die Hände gefaltet, hervor und nahmen ihre Fesseln schweigend entgegen. Nur jener eine Zeuge setzte sich zur Gegenwehr; den Totschläger erhoben, sprach er mit Entschiedenheit: „Ich bin Policemann und kenne die Strafe, die mich erwartet; ich werde nicht lebendig in eure Hände fallen." Alfred Purpus schwang den Säbel; aber in diesem Augenblicke schleuderte der Bedrohte seine Verteidigungswaffe so heftig gegen die Stirn des tapferen Jünglings, daß dieser besinnungslos zu Boden sank. Fanny schrie auf und rang die Hände; der alte Broke sank entsetzt und sterbensbleich in den Lehnstuhl zurück; sein Auge war starr, er hatte die Stimme verloren, der Schlag hatte ihn tödlich gerührt.

Fanny stürzte auf den Vater zu und fiel ihm um den Hals, sie küßte ihm den Versöhnungskuß auf die kalte Todesstirn.

Während dieser Abschiedsszene rangen die vordersten der Hineingedrungenen mit dem Policemann, der allein seine mutige Haltung fortbewahrte. Schwerverwundet stürzte dieser endlich zu Boden, und mit den Worten: „Ich folge dir, John Smith," hauchte er seine Seele aus.

Auch die Gefangennahme Mr. Temples und seiner beiden feigen Genossen war inzwischen ohne Widerstand im Nebenzimmer erfolgt; Entsetzen im Antlitz, hatte der Presbyter, als er in Fesseln abgeführt wurde, noch einen letzten Blick auf die unschuldvolle Jungfrau geworfen, welche, in Schmerz aufgelöst, neben dem Leichnam ihres Vaters kniete; die Erkenntnis, daß der Himmel diese Seele behütet, erfüllte ihn mit einer Vorahnung des großen Strafgerichtes, das ihm in dieser und jener Welt bevorstehe.

Ein ungeheurer Tumult brach jetzt auf der Straße los, da das Volk des greuelbedeckten Hauptes der Mormonen, ihres heimlichen Bischofs, ansichtig wurde, und ohne auf die Stimme gesetzlich gesinnter Mitbürger zu achten, ja, ohne sich selbst durch die Gewehrkolben einer indes anmarschierten Militärabteilung zurückdrängen zu lassen, stürzten Hunderte zugleich auf das moralische Scheusal und rissen es förmlich in Stücke; die irdische Sühnung war vollzogen.

Das Toben und Geheul der Menge war auch in das mittlerweile wieder leer gewordene Totenzimmer zu Miß Fanny hinaufgedrungen, die von der Leiche des Vaters hinweg sich nun zu dem stillen Jüngling niederbeugte, der aus so weiter Ferne als ihr von Gott gesendeter Befreier gekommen war; aber unempfänglich für jede andere Regung, horchte diese allein, Stirn an Stirn gelehnt, auf die langsamen Atemzüge des bewußtlos daliegenden Jünglings; sie suchte nach seiner Wunde, um ihm Hilfe zu leisten, fand aber nur eine etwas geschwollene Stelle, dagegen sah sie die Wunde von ehemals kaum vernarbt. Jetzt betrachtete sie aufmerksam die Spuren des Seewassers an seinem roten Kriegerkleide und es fiel ihr das prophetische Lied ein, das die fremde Sängerin in der vergangenen Nacht unter ihrem Fenster gesungen. „Um meinetwillen also, mutiger Held,“ sprach sie jetzt zu dem Schlafenden, „bist du durch die Wogen des empörten Meeres herangeschwommen nach unserer Küste; mich zu befreien, drangst du durch die Schwerter der Feinde, und meinetwillen sankst du noch hier in Todesohnmacht. O, wer bist du, süßer, süßer Jüngling, den ich schon in meinen Jugendtagen gesehen und geliebt, dessen Bild so oft vor meiner Seele geschwebt, nach dem ich so oft sehnsuchtsvoll die Arme gebreitet?“ Und wieder neigte sie sich zu dem Schlummernden nieder und umschlang ihn und küßte ihn auf Stirn, Wimper und Mund.

In diesem Augenblick schlug der Jüngling die Augen auf und sah die zärtliche Jungfrau liebend zu sich niedergebeugt; er erkannte in ihr die Gespielin seiner Jugend und zog sie heftig an sein Herz. „Wer bist du?“ fragte ihn leise die Jungfrau. Alfred, dem die Schande seiner Familie lebhaft vor die Seele trat, zögerte, zu antworten. Während er so noch mit sich kämpfte, fiel in der Nachbarschaft ein Schuß; entsetzt fuhr er zusammen. Dort, von wo der Schall kam, lag das Haus seines

Vaters. Ahnend, was geschehen war, beugte er erschüttert sein Haupt auf die Schulter Fannys nieder. In dieser Stellung verharrten sie eine Zeitlang schweigend, bis sie durch die eintretende Schaffnerin aufgeschreckt wurden. Anscheinend ruhig brachte diese die Nachricht von der Ermordung Mr. Temples auf der Gasse. Teilnahmslos vernahm der Jüngling die Botschaft von dem Ende des verhaßten Mannes, Fanny aber schauderte zurück vor der Erzählung und sprach leise: „Der Herr verzeih ihm seine Sünden." Jetzt erblickte die alte Dienerin auch die Leiche ihres Herrn, und händeringend brach sie in ein lautes, wortreiches Jammern aus. Unmutig befahl ihr Alfred, ihren Schmerz einzustellen und die Ruhe des Toten nicht weiter zu stören. Ihr Gewissen werde ihr sagen, ob der Verblichene eine Anklage gegen sie mit hinübergenommen habe. Im innersten von den Worten des fremden Jünglings getroffen, entfernte sich die Alte schweigend, doch unter der Tür trat ihr noch mit einem strengen Blick der alte Primas von Irland in den Weg, der auf die Nachricht von dem entdeckten Greuel mit dem Statthalter und mehreren Gerichtspersonen hierher geeilt war und auch schon den Selbstmord des stolzen Lords erfahren hatte. Aufmerksam und nachdenklich betrachtete er die Gruppe, und nach einer Weile sprach er, mühsam seine Bewegung unterdrückend, folgende Worte: „Lord Alfred Purpus, Ihr seid ein tapferer Krieger und besitzt einen entschlossenen Mut und Geistesgegenwart. Wohlan denn, bewährt Euch auch jetzt als einen Helden, indem Ihr gefaßt und mutig den neuen Unglücksfall vernehmt, der in Eurer schwer heimgesuchten Familie soeben stattgefunden. Euer Vater Lord James Purpus hat sich vorhin in einem Zustand höchster Aufregung selbst entleibt; der alte Ehrenmann tat unrecht daran, dem Himmel vorzugreifen, der seine Unschuld kannte, und die er ihm hoch anrechnen wird. An Euch ist es nun, edler und trefflicher Lord, den Glanz Eures ruhmvollen Hauses, der einige Trübung erhalten, wiederherzustellen und durch einen musterhaft christlichen Lebenswandel die Fehler gutzumachen, die vorher begangen wurden. Dieses tut Ihr aber allein, wenn Ihr, ohne Euch einer unmännlichen Verzweiflung hinzugeben, Euren Blick mutig in die Zukunft kehrt und Euer Leben nach den unveränderlichen Gesetzen der Natur und der menschlichen Ordnung einrichtet."

Hierauf sich zu Miß Fanny wendend, tröstete er sie mit wenigen, aber eindringlichen Worten in ihrem schweren Leid und empfahl sie dem jungen Lord in ihrer Verlassenheit. Dieser reichte zur Versicherung und als Unterpfand, daß er dieser Pflicht, die ihm das Schicksal auferlege, nachkommen werde, dem weinenden Mädchen schweigend die Hand, mit einem Blick, welcher besagte, daß hier ein ewiger Bund geschlossen sei.

Der Erzbischof trat nun an das Fenster und sprach zu dem unten harrenden Volke: „Nur ein Weib soll der Mann haben, und dieses erkenne in ihm wieder sein Alles. Beide sollen eins sein im Leben und Tod. Frevler haben versucht, andere Lehren in die Herzen der Menschen zu säen, aber sie sind zuschanden geworden. Gehet nach Hause und preiset den Herrn!"

Skizzen.

Die Draxler.

(Aus den Annalen des Münchener Hofbräuhauses.)

Zum erstenmal veröffentlicht in der Wiener „Presse“ (1871).

In den schlimmsten Zeiten der grausamen Kaiser Commodus und Caligula oder auch der großen Christenverfolgungen konnte die Stimmung unter dem Volke in Rom keine sorgenvollere und gedrücktere sein, als diejenige es war, die im Winterausgang des für München so denkwürdigen Jahres 18** allda unter einem guten Teile der Bevölkerung geherrscht. Damals ging nämlich das herrliche und wie selten gelungene Winterbier im Hofbräuhause schon Ende Februar stark auf die Neige; der allzu nachsichtig betriebene Verschleiß über die Straße und nach den trotz der noch strengeren Gewerbegesetze gleich Pilzen in allen Winkeln und Gäßchen um den Hofbräuhausplatz — das bayerische Festungsviereck genannt — aus der bierfeuchten Erde aufgeschossenen Filialen hatte die kostbaren Vorräte allzu früh erschöpft, allzu früh, denn die Zeit des Sommerbieres lag noch in weiter Ferne. Kein Wunder also, wenn selbst in den Gemütern sonst gänzlich heiterer und lebensmutiger Männer sich trübe Sorgen einnisteten, die ihnen ein nachdenkliches Aussehen gaben und ihre Stirne in Falten legten; kein Wunder, daß die hochwichtige Frage der Bierverproviantierung Münchens an vielen Tischen und auf vielen Bänken allabendlich nach allen Seiten hin gründlich besprochen und erörtert wurde, die Frage: Was aber nachher?, oder vielmehr, was inzwischen? Ob Schleißheimer, Dachauer, Bernrieder, Kloster-Andechser oder gleich Leisten-, Zacherl-, Löwenbräu?

Die Vorsorglichsten unter den Bedenklichen probierten schon in manchen freien Stunden, von dem gewohnten und liebgewonnenen Wege abweichend, da und dort herum, und allenthalben in den Einfahrten der Brauhäuser konnte man solchen klugen und weisen Männern begegnen, die es nicht auf die Letzte ankommen lassen wollten und keine Zeit und keine Mühe scheuten, einem trinkbaren Stoff für die Dauer der kritischen Zeit nachzuforschen. Denen aber solcher Fund gelang, die atmeten tief auf, und wenn sie, selbander oder gleich zu mehreren

wandernd, die tröstliche Quelle entdeckt hatten, so verpflichteten sie sich gegenseitig auf Manneswort, nichts davon in weiteren Kreisen verlauten zu lassen. Es ist aber auch wirklich während der ganzen schweren und prüfungsvollen Zeit nicht ein einziger Fall bekannt geworden, daß von irgendeiner Seite ein solches Dienstgeheimnis verletzt worden wäre. Doch nicht alle Stammgäste des königlichen Hofbräuhauses waren so resignierter Natur wie die eben geschilderten. Es gab auch Gambettas darunter.

Diese verlangten stürmisch erregt, wie man sonst bei politischen Fragen den Münchener früher nicht zu sehen gewohnt war, daß endlich einmal energische Maßregeln von oben ergriffen würden, um dem gedankenlosen Ausschank noch „in der zwölften Stunde“ ein gebieterisches Halt zuzurufen. Zu dieser extremen Partei der braunen Ultras bekannten sich aber sehr einflußreiche und den höchsten Regierungspersonen nahestehende Männer; es gehörten dazu außer sämtlichen Hartschieren, Hoflakaien und Hoftheater-Logendienern eine erkleckliche Zahl von geheimen Registratoren, Ministerialsekretären und Magistrats-Subalternbeamten, die, zuletzt in der allgemeinen Gefahr jeden Rangunterschied auf die Seite setzend, sich mit einfachen Bürgern und obskuren Menschen zu einer festen Phalanx vereinigten, entschlossen, dem Wohl des Ganzen zuliebe ihren vollen amtlichen und privaten Einfluß in die Wagschale zu werfen zur Herbeiführung einer gerechten und billigen Lösung ihrer Angelegenheit.

Schon längst hatten diese ansehnlichen Honoratioren mit Unwillen wahrgenommen, wie der Zutritt in das sogenannte Braustübchen (einem engen und dumpfen kellerartigen Raume, darin während der Brauzeit sich die Brauknechte aufhalten), von dem Belieben des jeweiligen Braumeisters und Pächters abhängig, an großenteils Nichtstandesgemäße und Unwürdige oder ihrer Aufgabe zu wenig oder zu sehr Gewachsene mißbräuchlich erteilt werde, ein Unfug, welcher in allen sich ihres klaren Rechtes Bewußten natürlich den tiefsten und nachhaltigsten Groll erregte. Dazu kam die zur Regel gewordene Übertretung der Polizeistunde von seiten der übrigen Hofbräuhausgäste und die Kalamität mit den Filialen. Im Innersten über alle diese Mißstände beunruhigt und verletzt, teilten sich die erbittertsten unter diesen sich zurückgesetzt fühlenden Stammgästen in ihren Bureaustunden ihre Klagen und Erfahrungen gegenseitig mit und sannen, wenn sie wieder allein und wie geistesabwesend

bei ihren Akten saßen, auf Mittel und Wege zur Abhilfe und Abwehr, denn das Schreckbild des gesperrten Hofbräuhaustores stand ihnen, was sie auch tun und denken mochten, immer vor der Seele.

Wehmütigen Blickes sahen sie, so oft sie von ihrer Arbeit aufblickten, nach dem an der Wand nächst dem Kalender und der Uhr dahängenden Leibkruge, der ihnen in ihrer erhitzten Phantasie ob seiner bevorstehenden Quieszierung gleichwie ein lebendiges Wesen allerlei klägliche Gebärden zu machen und um dessen Deckel gleichwohl wieder ein Schimmer der Verklärung und Hoffnung zu spielen schien. Einen solchen Leibkrug pflegen nämlich mehrenteils untertags in Bureaustuben sich aufhaltende Hofbräuhaus-Biertrinker des Abends beim Verlassen der Kanzlei an einem schmalen Band befestigt über ihren Rock gehangen zu den gleichen Zwecken bei sich zu führen, wie auch an Kurorten der den Sprudel regelmäßig besuchende Gast sein eigenes Glas bei sich trägt. Aber insonderheit während der mehrmonatigen außerordentlichen „Bier- und Bockkur“, zu der als dritter Bestandteil sich der Rettich gesellt, und welcher sich der Patient durchwegs strenge bis in ihre kleinsten Vorschriften unterzieht, spielt dieser genau geeichte Leibkrug eine große Rolle, daher es mir ihn nebenbei anzuführen erlaubt sei. Anstatt sich nämlich lange an der Schenke um einen Maßkrug herumzustreiten, ihn eigenhändig im Troge zu schwenken und sich dann beim Einschenken seine Nummer zu merken, bedienen sich die Besitzer solcher Leibkrüge auf bequeme und appetitliche Weise selbst, und das Geschäft der schließlichen Reinigung hat die Vor- und Zugeherin zu Hause, ehe „der Gnädige“ wieder aufs Bureau geht, regelmäßig unter seinen Augen zu besorgen. So sieht man denn häufig zur Sommerszeit diese Bier-Granden, den Krug an der Seite, auf dem nahen Gasteig oder im Hofgarten, auf einem Umweg zur Vorbereitung des Magens begriffen, unter den Bäumen sich hin und her bewegen und den Klängen der Militärmusiken lauschen, die für sie eine Art Kurkapelle darstellen, denn unmittelbar von da ab geht es zur „Quelle“. Der Fremde mag sie leicht einmal an dem erwähnten Abzeichen erkennen, sodann aber auch daran, daß sie mehrenteils, freilich schon ältliche und wohlbeleibte Herren, sich eines sehr langsamen Schrittes befleißen, insbesondere diejenigen darunter, die schon etlichemal von dem heimtückischen „Hofbräuhausschlagerl“ gerührt wurden.

Kehren wir aber wieder zu unserem Hauptthema zurück! Diese vorerwähnten Tisch- und Stuhlfreunde machten also plötzlich Ernst und wendeten sich auf direktem und indirektem Wege in einer gemeinsamen Petition sowohl an die Hofverwaltung als auch an den Magistrat und die Polizeidirektion, unter gleichzeitiger Einreichung einer Denkschrift, worin sie alle ihre Beschwerden klar und ausführlich darlegten. Wirklich erfolgte auch in — wenn man den sonst schleppenden Dienstgang bedenkt — verhältnismäßig äußerst kurzer Frist von oben herab ein ihre Anschauungen billigender Erlaß, zunächst bezüglich der unbefugten Ausübung des Wirtshausrechtes. Die Polizeiorgane wurden demgemäß zum richtigen Vollzug der scheinbar umsonst gegebenen Verordnungen vermahnt und die Strafe, die den Kontravenienten treffen solle, in den „Neuesten", die jedermann liest, bekanntgegeben. Gleichwohl versah man sich in den mit der Lage bekannten Kreisen keines sonderlichen Erfolges, wenn nicht die Bemühungen der Ortsbehörde durch den Ordnungssinn der beteiligten Bürger selbst unterstützt würden. Solches aber geschah diesmal in vollkommener Weise. Dank der pflichtschuldigen Berichte geheimer Referenten erhielt man oben nicht nur ein genaues Inhaltsverzeichnis aller bestehenden Filialen und selbst der verborgensten, sondern man erfuhr auch sofort jeden neuen Versuch, unter irgendwelchem, wenn auch noch so unschuldig erscheinenden Schild und Vorwand das einmal erlassene Verbot zu umgehen, kurzum der Krieg gegen die verderblichen Filialen entbrannte plötzlich auf das heftigste.

Folgende Filialen bestanden aber damals als faktisch berechtigte und konzessionierte: 1. „Die Leberwurst" †, 2. „Die Wurstkuchel" (in der die beliebten Kreuzerwürstel verabreicht wurden), 3. „Der Bockstall", 4. „Orlando di Lasso" (jetzt Wiener Bier), 5. „Die Scholastica", 6. „Hotel Blunzen". Das „blutige Hemd" und die „Nudl-Nandl" sowie der „Turm" existierten damals noch nicht. Diesen „alten" Filialen wurde auch ferner das Bier maßkrugweise über die Gasse zu holen erlaubt, den Besitzern aller übrigen Filialen aber befohlen, ihr Lokal sofort zu schließen, was natürlich nicht ohne den stärksten Widerspruch blieb. Hatten sich doch allmählich auf die feindliche Seite auch manche seither mit unwandelbarer Treue dem angestammten Hofbräuhaus anhängende Männer, und darunter mancher Hof- und Staatsbeamte, geschlagen.

Wie nun jede Bewegung ihre großen Männer, ihre eigentümlichen Repräsentanten hat, so auch diese. Bei den Hauptanführern des angreifenden Teiles, die wir schon oben charakterisierten, verwandelte sich der Maßkrug förmlich in eine Angriffswaffe, und sie wären am liebsten selbst gleich tätlich vorgegangen. Seit die große Parteilosung: „Fort mit den überzähligen Filialen!“ erschollen, saßen sie, sich beratend, allabendlich, gleichsam ein Komitee der nationalen Verteidigung bildend, in dem geheimen „Braustübchen“ hinten im Hofe beim düsteren Scheine eines Kienholzspanes, der dort ersparnishalber statt einer Unschlittkerze gebrannt und im Bedürfnisfalle von dem Zunächstsitzenden mit feuchten Fingern geschneuzt ward.

Dem Anscheine nach harmlose und loyale Staatsbürger, gärte es doch gewaltig in ihrem Innern, und ein unheimliches Feuer blitzte aus den großen runden Brillengläsern so manches schweigend vor sich hinbrütenden Parteimannes. Von hier ging denn auch jenes Blutdekret aus, vor dem sogar die Ultraradikalen drüben in der „Blunzen“ zurückschauderten, das Dekret nämlich, daß nach 11 Uhr kein Tropfen Bier mehr über die Schwelle des Hofbräuhauses gebracht werden dürfe. Innerhalb der großen weiten Räume des Hofbräuhauses aber erwies sich jenen alles untertan. Das Gefühl, daß die außerordentliche Lage auch außerordentliche Maßregeln erfordere, war in allen lebendig. Ohne Widersetzlichkeit fügte man sich von jetzt ab in die Polizeistunde, wenn auch die „Herren“ im „Braustübchen“ ungestört forttranken, wie denn überhaupt eine größere Enthaltsamkeit dem schwindenden Bier gegenüber geboten war; ja einige verpflichteten sich sogar, über die zehnte Maß keine weitere zu trinken.

Doch wenden wir uns jetzt von der Kapitale weg zu den Filialen und treten wir in eine derselben ein, die durch ihren Mut und ihre Standhaftigkeit selbst die Bewunderung des Feindes erregte.

In einem engen Gäßchen, dem Hofbräuhaus benachbart, wohnte in einem alten und winkligen Hause ein ehrsamer Drechslermeister und nebenher Landwehrmajor, dessen Werkstatt und Behausung sich drei Stiegen hoch befand. Dieser, durch die günstige Lage seines Hauses auf einen naheliegenden Gedanken gebracht, verwandelte sich mit zauberhafter Schnelligkeit alle Abende nach dem Gebetläuten und nachdem er seine Ge-

sellen entlassen, in einen gar leutseligen Wirt und leitete in vielen, von seinen Kindern herbeigeschleppten Maßkrügen einen Strahl jenes Quelles in sein Haus. In seinen beiden, in Trinkstuben sich verwandelnden Wohn- und Arbeitszimmern fand sich aber eine große Zahl Bekannter und Freunde ein, die im Kreise dieser traulichen und liebenswürdigen Familie sich gar bald wohl und heimisch fühlten. Beamte und Bürger aller Kategorien verkehrten dort in löblicher Freiheit untereinander. Hier saß ein quieszierter Ministerialsekretär, zugleich wohl bewandert in der vaterländischen Geschichte von den Zeiten der Agilolfinger angefangen, der regelmäßig 5 Minuten vor 10 Uhr aufbrach und durch keinen Hohn und keine Versuchung in seiner Selbststrenge und Kasteiung irrig gemacht werden konnte; dort an jenem Tische saß der behäbige Meßner von der Heiligengeistkirche, sich mit einem Pater Melber über das Geheimnis der Brotbereitung unterhaltend; dort saß, in seinen Krug versenkt, mit rotem, pockennarbigem Gesicht ein Bildhauer, dem aber nach manchen bitteren Erfahrungen, die er im Leben schon gemacht, seine Kunst nicht mehr allzuviel am Herzen lag, und der den schlauen Plan gefaßt, die älteste Tochter vom Hause zu heiraten, um auf diesem Wege mit e i n e m Schlag aller Sorgen ledig und Mitbesitzer dieser jungen und blühenden Hofbräuhausfiliale zu werden. An jenem Tische saßen ergraute Rechtspraktikanten, die noch immer auf ihre erste Anstellung warteten, und dort eine Zahl Offiziere und Gemeine der damaligen Landwehr, die dem beliebten Kommandeur der „Garde“ in Zivil ihre Honneurs machten. Ruhig und gemütlich saßen alle beieinander, ahnungslos, daß sie bereits alle verraten und welche Fäden gegen sie gesponnen worden.

Eines Tages nun — er wird mir unvergeßlich sein — befanden auch wir uns an einem der Tische, schweigsam und dem sehr inhaltsreichen Gespräche zuhörend, das an unserem Nachbartische zwischen drei pensionierten Räten dreier Ministerien geführt wurde, und das ich, um meiner Erzählung den zeitlichen Duft nicht abzustreifen, hier wiedergeben will.

A. sagte zu B.: „Dös Bier heut' ist guat,“ worauf B. erwiderte: „Und g'sund a.“ Hierauf sagte C. einfallend: „G'sund, mit X geschrieben,“ über welchen seit mehreren Jahrhunderten schon zirkulierenden Hofbräuhauswitz A. und B. mit C. in ein schallendes Gelächter ausbrachen, das sich noch an mehrere

andere Tische fortpflanzte. Nun wischte sich A. nach einem neuen kräftigen Schluck den grauen Schnauzbart und bemerkte: „Ja, g'sund ist dös Bier," worauf B. seinerseits zusetzte: „Und guat a." A. bekräftigte jetzt sein Urteil: „Wia a toter Hund liegt 's drinn, und dös Schaumblaserl schwimmt oben drauf." C. hatte inzwischen mit ernster Miene mehrmals einen Schluck getan und äußerte jetzt, den Mund unbehaglich verziehend: „I woaß nit, dös Bier will mir heut' nit schmeck'n; i bin schon bei der elften Maß und doch will's nit recht 'nunter." Jetzt trat eine Pause im Gespräch ein, aber nicht lange darauf stürzten Wirt und Wirtin mit verstörten Mienen herein und schrien verzweifelt: „Wir sein verraten, ein Spitzbub hat uns verraten; draußen steht der Kommissär und will das Lokal schließen." Da erhob sich — es war eine ergreifende Szene — alles in beiden Zimmern wie ein Mann, und einstimmig riefen alle: „Das geschieht nicht; nie und nimmer darf das geschehen." Der Wirt, dem seine Nebenbeschäftigung beim Militär vielleicht einen Hieb von Geistesgegenwart verliehen hatte, und der auch sonst wissen mochte, wie man an anderem Orte solchen Stich pariert, versetzte nunmehr mäßig, im Tone einer Ansprache: „Da müßt's enk halt als eine geschlossene Gesellschaft mit Statuten ausgeben und einen Namen führen." Alles atmete auf, und wie aus einem Munde erklang es: „Ja, das tun wir, und sogleich, der Kommissär soll nur warten!" „Aber wie soll die Gesellschaft denn heißen?" fragten jetzt einige der Nachdenkenden. „Wie?" „Ja, wie?" murmelten jetzt alle für sich hin, „wie?" und kratzten sich hinter den Ohren. „Wie?" Es entstand eine peinliche Stille. Da erhob endlich einer, der während der Aufregung, die alle ergriffen, ruhig bei seinem Maßkrug im Hintergrund sitzen geblieben war, die Stimme und sagte gleichgültig, mit einem Blick auf den Drechsler: „No, die Draxler heißen mer halt." Mit Donnerruf erklang es jetzt einstimmig durch den dichterfüllten Raum: „Ja, die Draxler sein mer!" — „Sagt's dem Kommissär draußen, daß mer die Draxler sein und bis morgen die Statuten auf die Polizei schicken wer'n," begann noch einmal jener Helfer in der Not, kaltblütig in der Ecke sitzend. Und so geschah es auch. So entstand damals die Gesellschaft der „Draxler", wovon ich mir zu erzählen vorgenommen hatte.

Die Monturvisite.

Zum erstenmal veröffentlicht in der Wiener „Presse“ (1871).

„Präsentieren ist ein schöner, aber schwieriger Handgriff,“ pflegte bei besonderen Anlässen ein alter verdienter General zu sagen, und in der Tat, er hatte recht, der kluge Alte.

Gerade das, was sich dem rohen Auge des vorwitzigen Laien oft als leere Spielerei und gedankenloser Zeitverderb darstellt, gerade dieses schließt für den Eingeweihten den eigentlichen Kern der Sache, ja, die tiefsten Mysterien der Kunst in sich; es ist ihm sozusagen Quintessenz und Zweck seines Daseins, und lächelnd sieht er daher auf alle jene herab, die ohne guten Willen und ohne alle Erkenntnis sich um Armeeverhältnisse und namentlich das Kriegsbudget bekümmern, in alles darein schwätzen, stets tadeln und nichts besser zu machen verstehen. Stirbt doch leider auch selbst innerhalb der Armeen allmählich jener tüchtige und kerngesunde Schlag von Gedankenmenschen aus, die, den Makrokosmus auch im kleinsten erkennend und liebend und ohne gleich jede Verordnung zu bekritteln und zu bemäkeln, ihrem schweren Berufe obgelegen, und die, einzig belohnt durch das reine Bewußtsein treuer und redlicher Pflichterfüllung sowie durch die schmuckſten Verdienstkreuze aller Art, ihre mühsam genug begriffenen Kenntnisse und Erfahrungen der nachwachsenden Generation durch das Gewicht des Ladestocks eingeprägt; jener echten Krieger, die dem befördernden Studium des Reglements rastlos obgelegen; jener umsichtigen und glücklichen Generale, die das Terrain ihres Exerzierplatzes ebenso genau gekannt, als heutzutage bloße Theoretiker in ihrem topographischen Atlas und ihren Spezialkarten zu Hause sind; jener Korporale endlich, die, um auf die Worte des oben angezogenen trefflichen Gewährsmannes zurückzukommen, beim Abrichten anfangs ungeschickt präsentierender Rekruten (aller Anfang ist schwer) sich des weisen salomonischen „Sprichwortes“ zu bedienen pflegten: „Druck nit so, als ob Wasser herauslaufen sollt.“ So ist denn wohl auch jener schmerzliche Ausruf gerechtfertigt, den ein großer und leider der Welt nur zu früh entrissener Drillmeister unserer Tage in der interessanten Einleitung zu einem äußerst inhaltreichen, aber vergriffenen Soldatenbüchlein

getan, der Ausruf: „Es muß heraus zur Steuer der ewigen Wahrheit und zum Nutzen des Staates: so recht drillen kann heute eigentlich keiner mehr!“

Um nun auch in weiteren Kreisen wieder neue Lust und Liebe zu der edlen Drillkunst und ihren wackeren Meistern zu erwecken, wollen wir heute das Schauspiel einer einfachen Monturvisite an unseren Augen vorübergehen lassen, wie solche noch in unterschiedlichen Kasernen auf dem weiten Erdenrunde alljährlich mehrmals vor sich geht.

Eine solche Monturvisite, d. h. Besuch der Vorgesetzten bei der Montur des Soldaten, zerfällt gemeiniglich in fünfzehn Hauptteile, denen sich dann noch einige minder erhebliche Momente anschließen, nämlich: 1. in das Ansagen der Kompagnie-Monturvisite durch den Hauptmann; 2. in die Probemusterung durch den Feldwebel; 3. desgleichen durch den Offizier des Tages; 4. in die Inaugenscheinnehmung der Ausstellung durch den Hauptmann; 5. in daran geknüpfte Zimmer- und Kasernenarreste; 6.—10. Wiederholung derselben Hauptmomente zu Ehren des Regimentskommandanten, worauf etwa vierzehn Tage später der gleichfalls fünfaktige Haupteisstoß in Gegenwart des inspizierenden und meditierenden Generals erfolgt. Natürlich interessiert uns das Geschäft des letzteren am meisten, nicht nur, weil er die höchste Gage unter allen Soldaten bezieht, und weil in ihm sich sozusagen das gesamte geistige Leben der Armee verkörpert, sondern vornehmlich auch darum, weil er es ist, der nebenbei auch am Schlachttage eben diese jetzt im Zimmer gemusterten Truppen in das Feuer führt; mit welchem Erfolge, kommt selbstverständlich hier nicht zur Sprache.

Der General also wird in der Regel (außerordentliche Fälle berücksichtigen wir hier nicht) die mit seinem hohen Besuche bedachte Kaserne nicht vor 10 Uhr des Morgens, aber dann mit dem Glockenschlag, unter dem Säbelrasseln einer großen und glänzenden Suite, betreten, längst erwartet an dem Kasernentor von dem Oberst und den Stabsoffizieren des Regiments sowie von sämtlichen dienstfreien und daher versammelten Offizieren. Wohl sind inzwischen in der Kaserne selbst, so nüchtern und prosaisch ihr Aussehen sich auch dem oberflächlichen Betrachter von außen darstellen mag, vom frühesten Morgen an die größten Umwandlungen vor sich gegangen.

Nach der vorzeitigen Tagesreveille hatte unter Assistenz sämt-

licher Unteroffiziere, den Feldwebel an der Spitze, eine gründliche Zimmerreinigung und, soweit es tunlich war, ein Verstecken allen nicht fortschaffbaren Unrats begonnen; der große Menagetisch, das Salzfaß darauf, die Bänke davor waren gescheuert, desgleichen die wollenen Decken über den Strohsäcken symmetrisch aufgelegt und geglättet, ja sogar den Füßen der Bettladen durch Waschen und Wichsen ein an holländische Reinlichkeit erinnernder Schimmer beigebracht worden. Von den Zapfenbrettern, die rund um das Zimmer herumlaufen, hatte man alle ordonnanzwidrigen, wenn auch noch so notwendigen Bekleidungsstücke sowie alle Luxusgegenstände, als Bücher, Tabakspfeifen, die Photographien der Geliebtinnen entfernt und weit unter das Bett in den von zu Hause dereinst mitgenommenen, zur Aufnahme von besonderen Wertgegenständen, als Geld (eigenes sowie Ersparnisse armer Dienstmädchen), Würste, Kommißbrot, bestimmten Koffer geschoben; dafür hatte man aber zu Häupten sogar jedes gemeinen Soldatenwigwams irgendeine kleine Waffentrophäe aus Säbel, Patronentasche, Stiefeln, Pistolen, Menageschüssel usw. gebildet, die sich da und dort durch Hinzufügung von Trompete oder Trommel zu einem wahren Triumphbogen erweiterte.

Die Hauptsache ward aber jetzt auf der Bettdecke jedes einzelnen selbst in den wunderbarsten kristallinischen Formen aufgeschichtet und ausgebreitet. Da liegt auf dem gefleckten Kalbfelle des Soldaten, ungefähr in der Höhe des nicht vorhandenen Kissens, bunt durcheinander wie Muscheln und Seesterne auf dem Meeresgrunde, eine Menge kleiner, das Auge erfreuender Utensilien zur Schau gelegt, als Wachs, farbiger Zwirn, Schuhwichse, ein vorher nie gebrauchter beinerner Kamm nebst Spiegel im Holzfutterale, der Gewehrpfropfen, Schuhnägel, unterschiedliche Bürsten, ein funkelnagelneues Eßbesteck, mehrere Flaschen und Fläschchen mit Putzkalk und anderen vertrockneten Flüssigkeiten gefüllt, sowie viele sonstige sehenswürdige Sachen. Gleich unterhalb des niedlichen Necessaires liegen aber, genau nach dem Muster eines im Zimmer hängenden Kupferstiches, die geordnete Leibwäsche und die Paradeuniformstücke des Mannes, in mancherlei Gestalt gerollt und nicht gerollt. An der Bettlade endlich selbst befindet sich bei berittenen Abteilungen zweckmäßig angebracht der Striegel und der Futtersack, bei nichtberittenen aber nichts. Hier steht auch der gegenwärtige

Inhaber des ärarialischen Bettes mit allem Zubehör, heute in Arbeitsmontur, die Holzmütze zu besonderer Ehrenbezeugung auf dem Kopfe, der ihm gestern noch unter Aufsicht eines Korporals gründlich und bis zum Sichtbarwerden aller Haarwirbel und Haarzwiebeln geschoren worden; den Monturbogen in der Hand, steht er stumm und bang da, der großen Dinge gewärtig, die da kommen sollen.

Jetzt klirrt es vor der Tür, jetzt öffnet sie sich, und die Gestalt des hohen Inspizierenden erscheint, den nicht viel jüngeren und nur etwas anders bekleideten Obristen zur Linken, gefolgt von dem Schwarm der goldstrahlenden, glanzvollen Suite. Ein donnerndes „T'Achtung", von dem aufpassenden Zimmerkommandanten flugs dargebracht, begrüßt den majestätisch und im vollen Gefühle seiner ernsten Aufgabe hereintretenden Fachmann. Auf ein Tempo fliegen alle Hände an den Kappenschild; wie vor dem Anblick der Gorgo erstarrt, haften aller Augen auf dem interessanten Greisenantlitz mit dem gewaltigen, den rauhen Krieger verratenden Schnurr- und Knebelbart. Nun beginnt der Rundgang durch das Zimmer, der für die Laufbahn so manchen Ober- und Unteroffiziers schon verhängnisvoll geworden. Wehe, schon verdüstern sich seine Blicke, wehe, er hat den letzten Rest eines von dem Staubbesen getilgten Spinnengewebes (die schlaue Spinne hat sich rechtzeitig verkrochen) dort über dem Zapfenbrett mit seinem scharfen Auge entdeckt. Wehe, jetzt zieht er den Handschuh ab, läßt eine Bank für sich hinstellen und steigt hinauf; seine Hand fährt auf dem Zapfenbrett hin und her; jetzt zieht er sie zurück und zeigt sie mit den Worten: „Da sehen Sie her!" dem erbleichenden Oberst. Dieser erwidert nichts, sondern besteigt selbst die Bank und prüft mit dem Finger, den er, teutonischen Zorn im errötenden Antlitz, dem bebenden Hauptmann mit den gleichen Worten hinzeigt: „Da sehen Sie her!" Dieser seinerseits wieder wendet sich in gleicher Weise an den Leutnant, der dann den Feldwebel, dieser den Zimmerkommandanten und letzterer die Ohren der Zimmertour in Mitleidenschaft zieht. Die Worte: „Da sehen Sie her!" ertönen wie in einer Bachschen Fuge in allen möglichen Stimmlagen und Modulationen.

Indessen ist der mißtrauisch gewordene General beobachtend und in ernstes Schweigen versunken vorwärts geschritten. Gilt es doch jetzt alle Missetäter und Zuwiderhandelnde zu erspähen

und einen Feldherrnblick an den Tag zu legen, dem kein fehlender Knopf, ja selbst kein abgehender Schuhnagel entgeht. Gewöhnlich verfährt allerdings der Musternde dabei nach einem umfassenden System, das er entweder einem noch älteren Generale abgesehen, oder das er sich in freien Mußestunden selbst erdacht. Hohe Gesichtspunkte und feste Grundsätze sowie das rücksichtslose Interesse am Wohl und Wehe der Armee leiten ihn dabei, aber doch wird je nach seinen individuellen Anschauungen und Besonderheiten auch die Art der Inspizierung selbst eine grundverschiedene Stimmungsfarbe an sich tragen. Der schüttelt vor allem an dem Hirschhornfläschchen und bekümmert sich zumeist um das Anstreichen der Gewehr- und Tornisterriemen, jener visitiert bloß die Gewehrschlösser, dieser wieder schaut nach Zwirn und Faden. Jener endlich überzeugt sich, ob auch an jedem Säbel eine Klinge vorhanden, denn daß dieses nicht im voraus schon gewiß, beweist die alte Sage, wonach Karl der Große auf der Wachtparade einmal einen Gefreiten, aus Lerchenfeld gebürtig, erwischte, der eine hölzerne statt stählerne Klinge am Faschinenmesser getragen, worauf freilich der Kaiser, resolut wie er war, ohne weitere Umstände dem Strabanzer mit dessen eigener unbrauchbarer Klinge zum abschreckenden Beispiel selbst den Kopf herunterschlug.

Da nun aber ein General nicht überall in Person nachsehen und den Korporal vor jedem Mann abgeben kann, so verteilt sich die Suite in die Arbeit, und es beginnt ein Lugen und Tasten, ein Suchen und Fassen, darüber manchem der Aussteller gar bange zumute wird. Am zuversichtlichsten noch sind verhältnismäßig diejenigen, denen von dem vorgeschriebenen Hab und Gut am meisten abgeht. Diese, entweder durch lange Dienstzeit gewitzigt und mit den Eigenheiten ihrer Vorgesetzten wohlvertraut, haben durch einen Pump aus anderen Kasernenzimmern sich das Benötigte angeschafft, oder sie verstehen doch durch allerlei Praktiken und Finten die Aufmerksamkeit der Musternden von ihrer Achillesferse, die sich sehr oft an dem ausgestellten zweiten Stiefelpaar selbst befindet oder vielmehr nicht befindet, abzulenken und zu zerstreuen. Namentlich werden hierzu schlau ersonnene Fragen und Vorbringen von Gewissenszweifeln über den oder jenen Punkt der Ausstellung oder der Dienstlehre überhaupt mit großem Vorteil und zur lebhaften inneren Belustigung der übrigen Kameraden angewendet, die

vor dem Scharfsinn von hoch und niedrig den größten Respekt bekommen, der sich in allerlei geflügelten Worten fortpflanzt.

Ist nun auf diese Weise ein solches Kasernenzimmer mit allem seinen mobilen und immobilen Besitz, die Habseligkeiten der Verheirateten, der hinter langen spanischen Wänden separat hausenden Unteroffiziere und Musikanten nicht ausgenommen, gehörig durchschritten und in Augenschein genommen, so geht es in das nächstliegende, dahin die allenfalls dort entliehenen Sachen aus dem eben absolvierten Zimmer noch rechtzeitig verbracht und der nochmaligen Durchsicht gehorsamst unterbreitet werden. So geht es durch alle Zimmer, Gänge und Stöcke der weitläufigen Kaserne, und oft wird es spät am Nachmittag, bis der hohe Inspizient schweißtriefend die Kaserne verläßt, geräuschvoll wie er gekommen.

Die Speirer Domschüssel.

Zum erstenmal veröffentlicht in der Wiener „Presse" (1871).

Wie die Zeitungen melden, ward jüngst gelegentlich der Friedensfeier die ebenbürtige Nachbarin des großen Heidelberger Fasses, die Speirer Domschüssel, wieder in Aktivität versetzt, daher es einem alten Bekannten derselben wohl vergönnt sein mag, über sie einige Worte zu sagen.

Speier war von altersher ein gesegneter Weinort, und wenn auch der Name seiner Weine, insonderheit der des Narrenbergers, auf den detailliertesten Weinkarten fehlt, so hindert diese Unberühmtheit in der Ferne die selbstbewußten Einheimischen keineswegs, auf ihr selbstgezogenes Produkt stolz zu sein, und wohl ganz mit Recht. In dem Weine, der auf dem Boden früher Kulturstätten gedeiht, kündigt sich neben dem allgemeinen Charakter des Klimas und der Bodenart ein ganz besonderer lokaler, ich möchte sagen, geschichtlicher Geist an, der oft viel zu eigentümlich, ja einzig ist, um außerhalb der Heimatstelle und vollends gar in der Fremde noch beachtet und gewürdigt, geschweige geschätzt und gepriesen zu werden. Kurz, der goldgelbe Speirer Wein, der ehedem auf der Tafel der Kaiser und Bischöfe neben dem weltberühmten Rheinsalm gern gesehen war, gilt nach wie vor an seinem Geburtsorte als das edelste Erzeugnis der weiten, an Fruchtbarkeit mit dem reichsten Erdlande

wetteifernden Gemarkung. Einen Teil dieser kostbaren Weingärten besaß nun von jeher die wohlhabende Stadtgemeinde als Eigentum, und sie verwaltete dasselbe haushälterisch und sparsam, wie es im Sinne ihrer Bewohner liegt. Höchstens den Kranken und Armen in den Spitälern und Pfründnerhäusern reichte sie das vollkommene Labsal des lebenkräftigenden Gewächses mit barmherziger Hand dar.

Nur bei zweierlei Gelegenheiten zeigte sie sich von jeher auch in weitem Sinne freigebig, nämlich bei der herkömmlichen Feier einer Kaiser- oder Bischofswahl. Da pflegte sie die Schleusen ihrer vollen Weinkeller zu öffnen und das ganze Volk zu freiwilliger Spende zu laden. Zu diesem Behufe hatte sie sich vor fast tausend Jahren schon die sogenannte Domschüssel als dauerhaften und ausgiebigen Riesennapf aus einfachem Sandstein und ohne jeden anderen bildhauerischen Zierat als das Stadtwappen (das rohe Bild des Domes vorstellend, wie es auch draußen, wo das flache Rebenland sich hinzieht, auf den Feldsteinen steht) vorsorglich ausmeißeln lassen; durch eine Öffnung in dem Riesenbauche der Schale war ferner dem eindringenden Regen ein Abzug ermöglicht. So stand dieser Steinnapf als Wahrzeichen auf dickem Steinsockel viele Menschenalter lang an der gleichen Stelle der bischöflichen Pfalz gegenüber vor dem Dome, und oft im Laufe der Jahrhunderte füllte er sich mit dem erquicklichen Naß der besten Jahrgänge, indes doch mancher während seiner Lebenszeit die frohe Gelegenheit, auf Kosten des Stadtregiments zu trinken, nicht wiederkehren sah.

Tausende und aber Tausende von Lippen wurden daran nach und nach gelabt und geletzt. Aber ohne Kampf und Mühe hat — außer dem ehrwürdigen Rate der Stadt und dem Bischofe mit seinen Domherren, die, vor Lachen die Bäuche haltend, dem lustigen Schauspiele von den Fenstern der Kämmerei herab zusahen — keiner aus der goldenen Flut (die Schüssel faßt zwei Ohm) geschöpft und genossen. Denn so oft der Bürgermeister nach ausgebrachtem Hoch auf Kaiser, Reich, Stadt und Bischof das geschwungene Kelchglas leerte und damit das Zeichen gab, daß der allgemeine Wetttrank angehen könne, entstand ein großes Gedränge und Getümmel, bis jeder an dem Napfe gewesen und getrunken. Wie viele Geschlechter wiederholten immer den gleichen Auflauf, welche verschiedenen und doch immer wieder gleichen Menschenkinder, wie wechselnd in Tracht und Gebaren,

in Spaß und Ausruf! Zufrieden und ehrsam sahen aus ihren Erkern die vornehmeren Bürger mit Frau und Töchtern auf das seltsame Schauspiel hernieder, und sie lachten wohl auch manchmal tüchtig mit, wenn einer, der glücklich seinen vollen Krug aus dem dichtesten Knäuel herausgebracht, noch zu guter Letzt einem groben Stoße seines Nachbars erlag. Ja, Stoff zum Reden und Gelächter für zeitlebens bot ihnen so ein Anblick dar, denn damals kam man noch nicht so oft und so weit in die Welt hinaus, und man trug noch keinen geringschätzigen fremden Maßstab in sich, woran man die eigene Größe und Bedeutung zu ihren Ungunsten mißt und vergleicht.

So blieb es bis 1689, da der große Brand, von dem Mordbrenner Ludwig XIV. über diese alte und ehrwürdige, ja heilige Stadt des Deutschen Reiches verhängt, Stadt und Dom, als die Begräbnisstätte von sieben Kaisern, den Flammen und der Plünderung preisgab. Von jetzt ab fehlte bei der sinkenden Macht des deutschen Namens der Anlaß und damit auch die Lust, den neuen Schirm- und Schutzherren des Reiches und der Stadt die alte fröhliche Huldigung darzubringen. Nur noch Regen, Nebel und Schnee näßten den stets mehr verwitternden Steinbauch der alten Domschüssel, bis diese zu Beginn der ersten französischen Revolution aus der Erde gehoben und seitwärts des teilweise wieder auferbauten Domes in einer Wildnis von Gebüsch und Gestrüpp eingegraben wurde; an ihre Stelle aber setzte man unter tollen und wahnwitzigen Reden einen nüchternen Freiheitsbaum. Nachdem der große und ekle Freiheitsrausch überstanden, begannen die Jahre der Napoleonischen Herrschaft, und ihnen folgten, nachdem Speier und die Pfalz an Bayern übergegangen, die schmählichen Dezennien, da Deutschland nur noch ein geographischer Begriff, ja nach Thiers und Chauvin nicht einmal mehr dieses war. Die patriotische Domschüssel verblieb denn auch während dieser untröstlichen Periode in bescheidener Zurückgezogenheit zwischen den Bäumen und Gesträuchen jener mittlerweile in eine freundliche Parkanlage verwandelten Einöde. Nur einmal trat sie wieder in den Vordergrund, als nämlich im Jahre 1854 ein mehrtägiges Domfest den Abschluß der Restaurationsarbeiten am Kaiserdom verkündete. Da ward sie wieder ausgegraben und an die alte Stelle vor den Dom gebracht, um nach langer Verschollenheit in ehemaliger Weise zu fungieren. Unter den Tausenden, die damals unter

Stößen und Püffen schreiend und jubelnd bis zu ihrem vollen Becken vorgedrungen, befand auch ich mich, und ich habe gleichfalls mit mein volles Glas geleert, aber ich weiß nicht mehr, auf wen und auf was. Nach beendetem Feste ward diese Antiquität wieder an jenen Standort zurückversetzt, und mancher frühe Frühling hatte ihr inzwischen wieder von den nahen Büschen weiße Blüten über den Steinrand geweht, als sie, aus ihrem Standort von rüstigen Steinmetzen hervorgehoben, von einem kräftigen Sechsgespann auf den alten Platz gefahren wurde, um an der Feier des größten deutschen Triumph- und Siegesfestes teilzunehmen. Wohl muß es dieses Mal ein überaus vergnüglicher und erhebender Anblick gewesen sein, als sich der doppelte Goldstrom des Narrenbergers aus den beiden mit Kränzen umwundenen Fässern im steilen Falle rauschend in sie ergoß, und als der Bürgermeister der alten Stadt den ersten Trunk aus ihr auf das Wohl des großen einigen Vaterlandes leerte, indes die erschütternden Glocken des Kaiserdomes seinen Heilruf mit ihren Stimmen begleiteten. Welche Träume müssen an diesem Tage den Schläfern in den stillen Grüften, den Heinrichen, Konrad, Adolfen und wohl auch dem großen Rudolf von Habsburg gekommen sein!

Der Kampf um ein Bild.

Zum erstenmal veröffentlicht in der Wiener „Deutschen Zeitung" (1872).

In einer Stadt Frankens befand sich bis vor kurzem im Besitze einer jüdischen Witwe ein älteres Gemälde, das, lange Zeit nicht beachtet, in den letzten Jahren vielen dort als ein beneidenswertes Eigentum galt. Ein durchreisender Antiquar aus Frankfurt, von ferne der Besitzerin verwandt, hatte es nämlich als einen van Eyck bestimmt und das Bildchen, kaum einen Fuß hoch und breit, auf ca. 20000 Gulden geschätzt. Es stellte einen auf der Laute spielenden Engel vor, in blauem Kleide und mit langen weißen Flügeln, war auf Holz gemalt, ganz wohl erhalten, wenn auch ohne Rahmen. Gleichwohl hatte sich seither für dasselbe kein Liebhaber gefunden. Endlich aber führte der Zufall gleich deren zwei auf einmal in die Stadt, und zwischen diesen entspann sich nun ein heißer Kampf, dessen Verlauf hier näher geschildert werden soll.

Von den besagten Konkurrenten war der eine ein neu angestellter Lehrer der Zeichnungskunst an der dortigen Lateinschule, der andere ein kürzlich dahin versetzter Beamter und nebenbei auch ein eifriger Kunstsammler. Beide hatten zu gleicher Zeit Kenntnis von dem Bilde erhalten und verheimlichten gegenseitig einander, wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt, ihr Wissen und ihre Absicht. Da sie aber durch wiederholte Besuche bei der Inhaberin des Bildes ihre Freude daran und ihre Kauflust hinlänglich offenbarten, sorgte diese, die keinen Grund zu schweigen hatte, dafür, daß jeder die Schritte des anderen erfuhr. Auch zeigte sie sich immer verhärteter gegen die von beiden schüchtern gemachten Angebote und ließ erkennen, daß sie recht wohl wisse, was das Bild im Grunde wert sei. Diese Hartnäckigkeit versetzte vor allem den Zeichenlehrer in große Unruhe und in die übelste Laune. Er hatte nämlich die Entdeckung gemacht, daß das unscheinbare Kunstwerk einen verloren gegangenen Teil des Genter Altarbildes, von den Brüdern van Eyck gemalt, aller Wahrscheinlichkeit nach ausmache. In seiner Verlegenheit erschloß er sich endlich seinem vertrautesten Freunde, einem gelehrten und trefflichen Philologen, der an der gleichen Anstalt mit ihm Lehrer war; er gestand ihm heimlich seinen Herzenskummer. Überrascht hörte ihn der Kollege an, denn obwohl er schon öfter von dem angeblichen van Eyck gehört, so hatte er doch zu wenig Vertrauen in das Urteil derer gehabt, die ihm hierüber berichtet, um der Sache überhaupt eine weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Nun aber, da ihm aus solchem Munde die Tatsache wiederholt wurde, fing er selbst an, stutzig zu werden, und er forderte vor allem den Berichtenden auf, ihn vor das „flandrische Meisterwerk“ zu führen, damit er mit eigenen Augen sehe, ob denn wirklich so viel daran sei.

Dieses geschah denn auch allsogleich, und der Neueingeweihte war bald zur gleichen Ansicht wie sein enthusiastischer Freund überredet. Er stimmte ein, als der Erklärende nicht ohne Bewegung beim Nachhausegehen mit den Worten schloß: „Wir wären Narren, wenn wir uns das Bild vor der Nase wegfischen ließen und nicht selbst zugriffen!“ — „Viribus unitis,“ meinte der Professor, und ein Händedruck besiegelte ihre gegenseitige Verabredung und Verschwiegenheit. Allabendlich nun bildete das wieder aufgefundene van Eycksche Gemälde das heimliche Gespräch zwischen den beiden Freunden am Wirtstisch, und oft

saßen sie noch lange, wenn die anderen Gäste heimgegangen waren, traulich beisammen und leerten ihre Galle aus über den konkurrierenden Assessor und den Streich, den ihnen das Schicksal dadurch gespielt, daß es diesen in die Stadt geführt. Denn es war natürlich, daß sie bei aller Verehrung für den großen Meister das Bild um guten Preis selbst wieder losgeschlagen haben würden, und die Aussichten, die nach solchem Gewinn und Geschäft sich jedem in anderer Weise darboten, wurden mehr als einmal erschöpfend und gründlich durchgesprochen. In solchen Träumen sah sich der eine, der nur ungern der ausübenden Kunst entsagt und den praktischen Beruf ergriffen hatte, wieder frei und ledig, Herr seiner Zeit, seiner Neigungen; er sah sich, ein tüchtiges Felleisen auf dem Rücken, an den Seen des bayerischen Hochlandes und des Salzkammergutes herumwandern und prächtige Skizzen in seine schwere Mappe zeichnen; dann träumte er wieder, wie er in einer Gondel lautlos durch die Kanäle Venedigs dahinschwebe, etwa die Kirche dei Frari, darin Tizians herrlichste Madonna verwahrt ist, vor Augen, dann, er sei in Rom, er stehe im Vatikan sprachlos vor den Fresken Raffaels, und endlich führte ihn sein Geistesschwung nach Wien, und er sah sich zu Füßen Makarts, den er mehr als Rubens verehrte, und in dessen Fußstapfen einzutreten ihm höchster Wunsch und Sehnsucht war. Aber auch die Phantasie des anderen hatte inzwischen nicht gerastet, sondern ihm eine nicht minder schöne und genußreiche Zukunft vorgemalt. Er sah sein Ideal verwirklicht, er war Besitzer einer kolossalen Bibliothek geworden, in der kein lateinisches oder griechisches Buch fehlte, soviel auch deren schon gedruckt und ediert worden sind. Dazu brachte er die Frage seiner Pensionierung bei sich selbst bereits in Anregung. Kurz, beide Kollegen und Associés erwarteten von der Zukunft, wenn alles recht ablaufe, große Dinge.

Aber auch der Assessor hatte seinen Feldzugsplan entworfen. Er mußte das Bild haben, gehe es wie es wolle. In seiner beinahe kompletten Sammlung waren die bedeutendsten Meister aller Zeiten und Schulen vertreten, nur gerade ein van Eyck fehlte ihm noch. Doch bisher hatte er, von seltenem Finderglück begünstigt, bei seinen Einkäufen nie höhere Summen verausgabt; er hatte große und figurenreiche Originalwerke um wahren Spottpreis erstanden, und nun sollte er für den einschichtigen Engel mehr zahlen, als ihn beispielsweise seine ganze nieder-

ländische Galerie gekostet hatte? Das wurmte ihn stark, und er beschloß, seinem Grundsatz festina lente auch dieses Mal treu zu bleiben, dabei aber den van Eyck nicht aus den Augen zu verlieren und ihn äußerstenfalls um jeden Preis an sich zu bringen. Vor der Besitzerin freilich verhehlte er diesen Entschluß und zeigte sich so kalt und gleichgültig, als ihm möglich war, ja er bestritt ihr sogar geradezu die Echtheit des Bildes in das Gesicht, indem ein Monogramm darauf nirgends sichtbar war. Doch sie ließ sich nicht von dem Gegenbeweise überreden, und stets berief sie sich auf das Gutachten ihres Verwandten in Frankfurt.

So stand diese Angelegenheit, als sie plötzlich ein neues Ereignis wieder in Fluß und zur Entscheidung brachte. Es war nämlich in derselben Stadt vor kurzem ein gleichfalls sehr fleißiger Kunstfreund und Sammler verstorben, dessen Nachlaß jetzt gerade unter den Hammer kommen sollte. Zu diesem Zwecke hatten die Erben einen befreundeten auswärtigen Kunstgelehrten auf Besuch geladen, welcher denn auch in diesen kritischen Tagen eintraf, und dessen Ankunft und persönliche Erscheinung allerwärts in der Stadt große Neugier hervorrief. Bald munkelte man von allerlei durch denselben bereits an den Tag gebrachten Entdeckungen, und auf den Speicherabteilungen vieler Häuser machte sich ein emsiges Suchen und Gewühle nach alten weggeworfenen Familienerbstücken und sonstigem Bilderkrame bemerkbar. Dazu wetteiferte man förmlich, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen und den Fremden zu einem Privatbesuche bei sich zu bewegen. Es wurden Kränzchen und Familienunterhaltungen veranstaltet, wobei dann immer zu guter Letzt wie von ungefähr die bereitgehaltenen Gegenstände und Kunstsachen zur Besichtigung und Taxierung herbeigeschleppt wurden. Da aber das Urteil des liebenswürdigen Gastes dabei stets höflich und wenigstens teilweise anerkennend ausfiel, so wurden die Hoffnungen, die man auf seine Anwesenheit setzte, nur noch verstärkt und genährt, und so war er bald der Liebling aller solcher Kreise. Ein eigentümlicher Zufall machte ihn aber vollends zum Mirakel, zum Löwen des Tages. Bei einem Morgenbesuche von seiten des Barbiers war nämlich dieser junge Mann, da er noch kaum aufgestanden war, rasch in einen der Röcke des Verstorbenen gefahren, in dessen Knopfloch noch einige Ordensbänder staken. Bis Mittag aber war es in der

ganzen Stadt bereits bekannt, welche verdienstvolle Person sich eigentlich hinter dem anspruchslosen Fremdling verberge, und nun neigten sich alle Honoratioren vor ihm.

Nur den drei Bewerbern, welche um das van Eycksche Bild strebten, war die Nähe dieses Kenners und Experten leidig und unerwünscht. „Wenn er“ — so lispelten die beiden Vertrauten zueinander —, „wenn er auch von dem Dasein dieses verborgenen Kunstwerkes erführe, wenn er die ohnedies obstinate Frau noch in ihrer Zuversicht bestärkte, oder wenn er gar, der gewiß allerwärts Verbindungen hat, ihr den geforderten Preis kurzweg dafür bezahlte und es an sich brächte, wir wären unsterblich blamiert und könnten es unser Lebtag nicht verschmerzen.“ Ähnlich kalkulierte für sich allein auch der Assessor. Die kluge Frau aber merkte an der Scheu und Unruhe der drei, an ihrem häufigen heimlichen Vorsprechen, daß etwas Besonderes los sei; sie steifte sich mehr als je auf die Autorität ihres Gewährsmannes, der schon viele van Eyck in Frankfurt an den Mann gebracht.

In dieser Lage schien es den drei Interessenten am klügsten und rätlichsten, sich dem gefürchteten Rivalen selbst zu nähern und ihm dabei mit aller Vorsicht auf den Zahn zu fühlen. Dieses geschah denn auch am gleichen Abend, da sie sich auf dem Museum dem eingeführten Gaste vorstellen ließen.

Der Assessor ergriff die Gelegenheit, von seiner kleinen, aber interessanten Sammlung, wie er sich geflissentlich bescheiden ausdrückte, zu sprechen und den ihm dem Rufe nach wohlbekannten Kunsthistoriker zu einem Besuche einzuladen, der ihm denn auch versprochen wurde. Die beiden Freunde aber suchten den Gast möglichst zu isolieren, und darauf lenkten sie das Gespräch wie unabsichtlich auf bildende Kunst, auf Malerei und insbesondere auf die Werke van Eycks. Dazwischen streuten sie allerlei Fragen ein, z. B. was ungefähr ein solcher echter van Eyck wert sei, worauf sie die Antwort erhielten: ein echter, gut erhaltener van Eyck werde unter Umständen immerhin wohl mit 20 000 bis 40 000 Gulden bezahlt. Nun gingen sie auf eine nähere Beschreibung des Bildes ein, das der eine von ihnen einmal auf einer Fußwanderung durch das Erzgebirge gesehen haben wollte. Damals sei es ihm wie ein van Eyck erschienen, aber es sei eine lange Zeit dazwischen. Als ihnen auch bestätigt worden war, daß der Gegenstand, wie er eben ungefähr beschrieben worden, mehrmals von den van Eycks dargestellt sei, brachen sie,

um nicht Verdacht zu erregen, das Gespräch ab und entfernten sich bald darauf, bestärkt in ihrem Glauben, aber auch in ihrer Besorgnis. Nun waren sie entschlossen, demnächst zu handeln. Der Assessor, welcher von fern das Gespräch belauscht, verließ nicht lange nachher ebenfalls die Gesellschaft; sein Mißtrauen und Verdacht war nach allem, was er beobachtet, nicht minder groß.

Des andern Tages sah man nach beendetem Vormittagsunterricht die beiden Professoren nach dem der Schule nahegelegenen Exerzierplatz eilen; hinter ihnen in einiger Entfernung aber folgte schleichend und oft anhaltend als dritter der Zeichenlehrer an der Gewerbeschule, des Assessors intimster Freund und Berater, daneben auch dessen Restaurator.

Nach kurzer Unterredung auf jener Wiese kehrten die Freunde ebenso eilig in die Stadt zurück. Was sie in der Nacht zuvor sich noch einmal zu überlegen vorgenommen, war jetzt in ihnen beschlossen und fertig: das Bild muß sogleich gekauft werden. Jetzt trennten sie sich, und jeder eilte nach Hause. Mit je einer schweren Hundertguldenrolle und einigen Papierscheinen in der Tasche fanden sie sich sodann wieder an der Ecke der Gasse ein, darin das verlockend winkende Haus der harten Verkäuferin stand. Aber man denke sich ihren Schrecken! Eben da sie dort einbiegen wollten, kam ihnen der Assessor mit seinem Vertrauten, dem listigen Zeichenlehrer, entgegen; ersterer trug das rasch und rücksichtslos erstandene Bild triumphierend unter dem Arme. Man grüßte sich gegenseitig kaum — hier in den Mienen war Zorn und Verachtung, dort Stolz und Hohn zu lesen. Aber dort schaute die Alte schmunzelnd zum geöffneten Fenster hinab. Sie mußte wissen, wie sie betrogen worden; es ward ihr oben rückhaltlos eröffnet. In kurzem drang auch schon ihr Weh- und Jammergeheul, in das sich das ihrer erwachsenen Kinder mischte, die Straße herab. Die verspäteten Kaufliebhaber hatten ihr die größere bereite Geldsumme vorgezeigt.

Zufällig war um die gleiche Stunde ein großes Laufen und Rennen in der Stadt: es hieß, unter den Gemälden jenes oben berührten, jüngst verstorbenen Kunstfreundes sei ein Raffael gefunden worden, und gleich darauf noch einer. Auch der Assessor hatte noch auf der Straße, da er mit dem glücklich erstandenen Bilde heimwärts schritt, davon gehört und über die Leichtgläubigkeit der Massen großen Spott gehabt. „Das sind wieder einmal nur Kopien,“ sagte er ein über das andere Mal

zu seinem Freunde. Kaum zu Hause angelangt, empfing er, an der Seite seinen Kunstberater, den ihm gestern verheißenen Besuch des Fremden. Auf die Erkundigung, was an dem Gerede wahr sei, das sich in der Stadt verbreitet, erwiderte dieser, er könne sich keines eigentlichen Fundes erinnern; er habe lediglich zwei Bilder, bei welchem es eine Restauration lohne, durch die Magd des Hauses nach der Eisenbahn verbringen lassen, da kein geschickter Restaurator in loco vorhanden sei. „Nun, Raffaele findet man nicht alle Tage," entgegnete hierauf selbstzufrieden der Kunstfreund, „aber wären Sie nicht neugierig, etwa einen echten van Eyck zu sehen?" — „O ja!" — In diesem Augenblick läutete es draußen, und die beiden von der erfahrenen Unbill erregten Kollegen traten ein. Unbekümmert um sie, ja wohl, um sie noch mehr zu kränken, hob der Assessor das bewußte Bild auf einen Sessel und wies es dem Fachmann mit den Worten: „Hier denn ist ein echter van Eyck." — „Was haben Sie für das Bild gegeben?" war die nächste Frage des verwunderten Beschauers. „Zweihundert Gulden. Nun, finden Sie den Preis nicht äußerst annehmbar? Nun?" — „Aufrichtig gesagt," entgegnete der Gefragte, „ich hätte keinen Zwanziger dafür gegeben!" Verdutzt sahen sich Assessor und Restaurator, verdutzt die beiden so lange darauf spekulierenden Freunde an. Aber hohnlachend und mit dem Rufe: „Keinen Zwanziger!" verließen sie gleich darauf die Wohnung des Betrogenen. Auch der Kunsthistoriker hatte kein Verlangen, noch andere Bilder zu sehen. Die Verkäuferin des Bildes aber war in der nächsten Stunde schon wieder getröstet und guter Dinge. Sie schrieb sogleich an ihren Onkel nach Frankfurt, daß sie endlich den alten Schwarten los sei.

Aus der Schulzeit.

Zum erstenmal veröffentlicht im Wiener „Fremdenblatt" (1874).

Daß der Student nicht immer liebenswürdig sei, davon konnte unser Professor der französischen Sprache sein gut Teil erzählen. Schwerlich wird aber auch ein Lehrer schlimmere Schüler gehabt haben, als wir, die seinigen, es waren. Oft beschleicht mich daher jetzt noch, da sich doch längst das Grab über dem guten alten Mann geschlossen, ein Mitleid seinetwegen, wenn ich mich seines Lehrerkreuzes erinnere und der mannigfachen

mutwilligen Streiche und Kränkungen gedenke, die er von uns auszustehen gehabt. Doch manchmal fielen auch zwischen uns ergötzliche Dinge vor, und eine der lustigsten Episoden solcher Art möchte ich heute dem freundlichen Leser vorführen. Zuvor aber sei es mir erlaubt, ihn mit dem Bild der Persönlichkeit und der Erscheinung des einst Vielgeplagten bekannt zu machen:

Schon damals, da wir noch die Werktagschule besuchten, war der kleine „schöne“ Herr Dezes das Stichblatt unserer Neckerei gewesen, und unsere lieblose Kritik schien uns um so berechtigter, als auch Erwachsene ähnliche Gedanken wie wir über ihn, wenn sie ihn auf der Straße daherkommen sahen, heimlich zueinander äußerten. In überlangem braunen, stets zugeknöpftem Rock mit zwei mächtigen verschlossenen Taschen an der Seite, in straffen hellen Höslein, die in weißen Gamaschen endeten, trat er, gebürstet und geschniegelt, wie ein Modegeck, doch nach altem Kleidermuster herausgeputzt, mit leichtem, graziösem, eiligem Schritt, die Hüften hin und her bewegend, Tag für Tag vor unseren Augen auf. Hohe Vatermörder ragten, bis über das Kinn reichend, aus der zierlich geknüpften weißen Halsbinde; eine tiefsitzende dunkle Kappe mit einem Schild von einer enormen Länge bedeckte die obere Partie des Gesichtes. Die glatten Haare hatte er über die Ohren vorgekämmt; einem der letzteren fehlte das untere Läppchen.

Meist trug er ein zierliches Stöckchen in der Hand und unter eine Achsel geklemmt sein farbiges Foulard. So erschien er Sonn- und Werktag in gleichem Anzuge. Nur zur Sommerzeit sahen wir ihn oft von Kopf bis zu Fuß weißgekleidet. Noch lustiger nahm er sich redend aus; seine Gebärden und Bewegungen waren lebhaft und selbstgefällig, die Augen hatte er halb geschlossen, der Mund stieß die Worte ungemein rasch hervor, seine Stimme war dünn und hatte einen singenden Ton. Des Deutschen war er vollkommen mächtig, ja, er sprach in den gewähltesten Ausdrücken; doch verrieten Akzent und der eigentümliche Nasenlaut den Franzosen. Über seinen Mienen lag meist feierlicher Ernst und Wichtigkeit; das glattrasierte Gesicht, von olivengelber Farbe, hatte einen gescheiten Ausdruck, der durch die lange dünne Nase einen Anflug von Superklugheit erhielt.

Seine gewöhnlichen Gespräche verbreiteten sich über das Wetter und seine Gesundheit, welche eine wenig gefestigte war, indem

er nach seiner Aussage viel an Unterleibsbeschwerden und Kolik litt. Sein Lieblingsthema jedoch war die Politik; er war ein eifriger Zeitungsleser und folgte allen Ereignissen, namentlich aber denen in der französischen Hauptstadt, mit leidenschaftlicher Teilnahme; dabei war er ein unermüdlicher Spaziergänger: auch bei dem schlechtesten Wetter sah man ihn auf den Wegen um die kleine Stadt in stürmischem Schritte meist einsam dahineilen. In seinen jüngeren Jahren sollte er auch ein vielbewunderter Tänzer gewesen sein, doch hatte er sich mit dieser Kunst kein Weiblein erobert; er war, einen so großen Freund des anderen Geschlechtes er auch vorstellte, Garçon geblieben; bedürfnislos, begnügte er sich mit einem kleinen Mietszimmer, das ihn aber nur zum Schlaf, und wenn er Korrekturarbeiten zu erledigen hatte, in seinen einfachen Mauern aufnahm.

Über die Vergangenheit und die Schicksale des seltsamen Männleins wußte niemand recht Bescheid zu sagen; einzelne behaupteten, er sei vormals französischer Husarenoffizier gewesen und habe wegen eines Duells, darin er seinen Gegner tödlich verwundet, seine Entlassung genommen, ein Gerücht, das offenbar wegen des erwähnten Defektes am äußeren Ohr des Geschilderten entstanden, aber bei dem harmlosen friedliebenden Charakter und bescheidenen Auftreten des überdies körperlich kaum je kriegstauglich gewesenen Schwächlings sehr unglaubbar war.

Nachdem wir aus der Ferne uns an dem aparten Sonderling schon gehörig erlustigt und durch mancherlei offenen Spott ihn belästigt hatten, wollte es das Schicksal, daß wir ihm noch näher bekannt werden und die Veranlassung mancher Plage für ihn abgeben sollten. Diese Annäherung vollzog sich durch unseren Übertritt an die Lateinschule der Vaterstadt. Je strenger nämlich und gefürchteter daher unsere neuen Lehrer waren, je weniger diese die Blößen, die sie sich gaben, leicht zur Zielscheibe unseres allezeit bereiten Übermutes werden ließen, desto mehr entschädigten wir uns an dem Witz und Spott an sich schon herausfordernden guten und nachsichtigen Sprachmeister, dessen Sorgfalt wir bei Erlernung einer im Vergleich mit den klassischen linguistischen Studien freilich nur gering angeschlagenen Weltsprache nunmehr unterstellt wurden.

Die französischen Unterrichtsstunden zählten wir zu der vergnüglichsten Erholungs- und Spielzeit, die uns im ganzen karg genug bemessen war. Es wurden in ihnen durchaus nur Allotrias

getrieben, wofern wir sie überhaupt besuchten, denn an der Kontrolle fehlte es da ganz und gar. Dieser Lehrer kannte weder die Namen noch die Zahl seiner Schüler; meistens waren daher die Bänke halb leer. Bei allzu geringer Präsenzzahl wurde jede Entschuldigung und vornehmlich das durch Krankheit motivierte Ausbleiben oft der halben Klasse gläubig hingenommen; wußte der selbst kränkliche Mann doch, wie leicht den Menschen ein Unwohlsein befalle und wie tückisch langweilig die meisten Leiden seien. Dazu pflegte er für seine Person häufig stillschweigend, besonders an schönen Frühlings- und Sommertagen eine Lehrstunde selbst zu schwänzen, und den vom überwachenden Rektorate genehmigten Stundenplan verstand er nachträglich stets dahin zu reduzieren, daß er eine von den für jede Klasse festgesetzten drei Unterrichtsstunden ein für allemal umging und in stillschweigenden Wegfall brachte. Kam der Rektor aber zufällig darauf, so schützte er ohne weiteres seine Vergeßlichkeit vor.

Die nötigen Lehr- und Lesebücher schafften wir uns, soweit es dieses Unterrichtsfach betraf, grundsätzlich nicht an; einige herrenlose Ollendorfs und Fellmayers ältester Auflage, welche auf den Bücherbrettern unter unseren Bänken halbzerrissen und ohne Deckel, von unseren in die nächste Klasse aufgestiegenen Vorfahren zurückgelassen, herumfuhren, genügten für den nötigsten Bedarf und gingen, wenn wir aufgerufen werden, ohne Scheu und Heimlichkeit von Hand zu Hand. Durch solche Sparsamkeit aber, welche wir natürlich ohne Wissen und Zustimmung der lieben Eltern schon frühe uns angewöhnt hatten, gewannen wir für außerordentliche Ausgaben, die der geminderte Schulbesuch erhöhte, teilweise die erforderlichen Mittel.

Gleichwohl aber war der Fortschritt, den wir im Französischen machten, im ganzen ein sehr befriedigender, wie unsere Lokutionen nachwiesen. Durch einfaches Abschreiben aus dem unter der Bank heimlich aufgeschlagenen Fénelon, welchem der sich nie vorbereitende Lehrer auch die verlangten Übersetzungsproben bei den sogenannten Skriptionen entnahm, vermochten wir meist fehlerlose Proben unseres Fleißes und unseres Progrès zu liefern, und meistens waren es nur einige Viertels- oder halbe Fehler, an welchen unser flüchtiges Abschreiben schuld hatte, oder die wir als absichtliche Unvollkommenheiten unseren im übrigen tadellosen reinen schriftlichen Prüfungsarbeiten zugesellten.

Oft wunderte sich denn auch der keinen Betrug argwöhnende schwachsinnige Grammatiker, daß wir, die wir uns im schriftlichen Aufsatze als so vollkommene Franzosen erwiesen, bei mündlicher Befragung uns als nicht minder vollkommene Ignoranten dar- und bloßstellten, daß gerade diejenigen unter uns, die einen klassischen Stil nicht minder perfekt als Fénelon selbst schrieben, und die daher von der Pariser Akademie jede Stunde als deren gelehrte Mitglieder aufgenommen zu werden verdient hätten, wenn es den kleinsten französischen Satz zu lesen galt, bei einem barbarischen Akzent und einer geradezu unverständlichen „Prononciation" kaum die einzelnen Worte hervorzubuchstabieren wußten, geschweige daß sie den Sinn des Gelesenen verstanden oder eine grammatische Frage zu beantworten fähig waren.

Da entbrannte der enttäuschte Lehrer im höchsten Zorn, und er stellte uns zu unserer allgemeinen unverhohlenen Heiterkeit die schärfsten Maßregeln und Zensuren in Aussicht. „O, ich kann auch strenge sein, barbarisch strenge," rief er dann dem also entlarvten Schüler zu, dessen durch das vorgehaltene Taschentuch verdeckte Lachlust und Lustigkeit er für einen Ausbruch in Tränen hielt, „ich kann unerbittlich strenge sein. Französisch zählt zwei — ich ruiniere dich." Einem anderen, der beim Scharren mit dem Fuß oder einer anderen Ungezogenheit ertappt worden war, diktierte er auch einmal eine, wenn sie zum Vollzug gekommen wäre, geradezu horrible und unmenschliche Strafe, als halbjährigen, ja selbst ganzjährigen Zimmerarrest und Karzer. Die gelindeste Schulhaftstrafe pflegte er für kleinere Vergehen, wenn er einmal aufgebracht war, mit den stereotypen Worten dem Inkulpaten anzukündigen: „Bleibst mir sitzen bis sieben Uhr am Abend." Doch im anderen Augenblicke hatte er die auferlegte Buße wieder vergessen, und unter dem Geschrei und Gepolter Viribus unitis verließ er, froh die das Ende der Lehrstunde verkündende Glocke begrüßend, das ihm wie uns gleich verhaßte Klassenzimmer, um im benachbarten Domgarten spazieren zu gehen und über die Folgen des 2. Dezember oder über die letzte Botschaft Napoleons III. an den Senat nachzudenken.

Dieses war nur der ungefähre regelmäßige Verlauf der Lektionen, der von der Unterrichtsmethode und Disziplin des alten Schulmannes zunächst verursacht wurde. Manchmal kam aber auch in unsere Ausgelassenheit Methode. Folgender Fall beweist dieses.

An unserer Lehranstalt hatte sich vor manchem Jahr einmal ein mißratener Schüler befunden, welcher wegen unverbesserlichen Leichtsinns und lockerer Aufführung schließlich infam entlassen worden war; Spöhrer war sein in der Tradition der älteren Gymnasiasten und aller Professoren berühmt fortlebender Name. Noch da wir auf diesen Schulbänken saßen, überflog Zornröte das Gesicht des alten strengen Rektors, wenn er in den Jahreskatalogen seiner Musteranstalt nachschlug und er auf den Namen und die Fortgangsnote dieses Taugenichts stieß. Spöhrer bezeichnet den Typus eines unverbesserlichen hartgesottenen Bösewichtes.

Dieses zum Schrecken und zur Warnung aller seiner Mitschüler und Nachkommen disziplinarisch abgewandelte verkommene Subjekt tauchte nun in dem Unterrichte des Herrn Dezes eines Tages plötzlich wieder auf und begann aufs neue die Geduld und Langmut des ahnungslosen Lehrers auf die Probe zu setzen. Dieses unerhörte Verfangen wäre wohl nicht bei dem jüngsten Assistenten möglich gewesen; aber, wie ich schon erwähnt, unser Sprachmeister pflegte sich keine Schülernamen zu merken und solche allein bei Verkündung der Qualifikationsnoten nach stattgefundenen Skriptionen, sie ablesend in langer Reihe, in den Mund zu nehmen. Bei der ersten Lokution nun, in der dieser aus langem Exil wieder zurückgekehrte und aus der obersten Gymnasialklasse, die er ehemals besucht, in der Vorbereitungsschule plazierte Unhold mitkonkurrierte, erhielt derselbe schon von dem entrüsteten Professor einen tüchtigen Strafverweis. Während nämlich die bekannt gegebene Fehlerskala von $^1/_4$ bis zu 3 Fehlern stieg, also der vorletzte nur die geringe Zahl von + 3 aufwies, stieg dieselbe von diesem zum letzten, welcher aber Spöhrer war, von + 3 auf + 789. In der nächsten Skription war das Verhältnis noch ungünstiger für Spöhrer, indem hier die Zahl von + $1^1/_2$ gleich auf 1809 übersprang.

In stets wachsender Progression erhöhte sich bei den folgenden Examinationsproben das Fehlerregister für Spöhrer. Alle Ermahnungen, welcher der Lehrer persönlich an den Schüler Spöhrer richtete, und welche dieser vor der ganzen Klasse dastehend mit niedergeschlagenen Augen und unter hellen Tränen anhören mußte, alle Drohungen und selbst Strafen von höchstem Ausmaß blieben erfolglos. Nur als Spra, denn also pflegte unser verzweifelter Professor das Wort Spöhrer auszusprechen,

mit der Anzeige beim Rektorat gedroht wurde, nur nach dieser ihm wiederholt angekündigten letzten Maßregel blieb Spra endlich, wie es schien, beschämt oder das äußerste befürchtend, für die Dauer einer Lokution weg; doch gleich in der nächsten figurierte er wieder mit einer jeder Berechnung spottenden Fehlerzahl, welches Ergebnis ihm mit den Worten: „Spra unzählig!“ bekannt gemacht wurde.

So kam der Schluß des Schuljahres heran und damit die vorläufige Verkündigung des Fortschrittes jedes einzelnen durch den betreffenden Fachlehrer. Spöhrer wurde mit nahezu einer Milliarde Fehler der letzte. „Ich habe dich oft gewarnt, du hast dir die Folgen selbst zuzuschreiben!“ Mit diesem Zusatze wurde Spöhrer die Notifikation von dem nun selbst mitleidlos hohnlachenden Zensor gemacht und hierauf in derselben Stunde noch das Gesamtresultat unseres Fortschrittes im Französischen durch einen mit dem versiegelten Dokument abgefertigten Schüler aus unserer Mitte dem Rektorate überliefert. Aber siehe, es vergingen kaum wenige Minuten, als der Rektor unter der Tür unseres Klassenzimmers erschien und wie wütend auf Herrn Dezes losstürzte. „Was haben Sie sich, Herr Professor, da für einen Scherz mit mir erlaubt! Sie führen da einen Schüler Spöhrer auf mit einer geradezu unglaublichen Fehlerzahl dazu. Es gibt gar keinen Schüler Spöhrer mehr an unserer Anstalt, gottlob. Den Schüler, der so hieß, habe ich im Jahre 18** infam dimittiert, ich, der Rektor selbst. Sie selbst waren im Lehrerrat mit anwesend und stimmten für Dimission. Seitdem hatten wir keinen Schüler dieses Namens mehr. Gottlob.“

Unser Schulmeister hatte bei all diesen Vorwürfen nicht die Haltung verloren. Gelassen trat er vor die Bank, wo Spöhrer fast das ganze Jahr hindurch gesessen, und die er sich daher wohl gemerkt hatte, und rief mit heller, deutlicher Stimme „Spra!“. Aber heute erhob sich kein Spöhrer auf den Aufruf „Spra“; denn die sich früher statt dessen erhoben hatten, hüteten sich jetzt wohl, noch dieses zu tun. Was diesem vergeblichen Vorrufe aber gefolgt, brauche ich nicht zu sagen. Nur dieses bemerke ich noch, daß von diesem Tage an die Lokutionen des Herrn Dezes den Charakter umständlichster Behutsamkeit und Vorsicht trugen.

Unter der Jakobinermütze.

Zum erstenmal veröffentlicht in der Wiener „Presse" (1874).

Als ich zu Ende der fünfziger Jahre in die Bundesfestung Landau einrückte, fand ich die Erinnerung an die vormalige französische Herrschaft doch noch nicht ganz aus dem Gedächtnis der Bevölkerung verschwunden. Gerade die wohlhabenderen und gebildeteren Klassen ließen noch manche Spur des fremden Einflusses in ihrer Lebensart und hauptsächlich in den Umgangsformen erkennen. Der französischen Sprache bediente man sich vielfach noch im engeren Familienkreise oder im intimeren geselligen Verkehr und nicht, wie es häufig bei uns geschieht, aus der Absicht, vornehm zu erscheinen, sondern weil man sie zum Ausdruck lebhafterer Gefühle und Erregungen vorzog, und weil man sie zugleich als Mittel, bei der Konversation unbequeme Zeugen auszuschließen, in fleißiger Übung erhielt. Verstanden doch nur wenige meiner Kameraden, deren Regimentsstammsitze zumeist in rechtsrheinischen Landesteilen lagen, das Welsche, und uns vornehmlich sowie den nicht einheimischen bayerischen Beamten galt jene schon angedeutete unfreundliche, ja beinahe mißtrauische Stimmung.

Das Revolutionsjahr 1848 hatte die Kluft zwischen dem militärischen und bürgerlichen Elemente erweitert und vertieft; aber vorhanden war sie schon früher gewesen, und in ihren letzten Ursachen war sie wohl mit auf diese noch immer in einzelnen lebendige Sympathie zu dem mächtigen und lüsternen Nachbar zurückzuführen, dem dieser vielgeprüfte Landstrich fast zwei Jahrhunderte lang untertänig gewesen, und mit dem dessen Bewohner während dieser langen Zeit alle wechselnden Geschicke geteilt hatten. Dazu waren viele altangesessene Familien durch Bande der Verwandtschaft zumal ans Elsaß geknüpft, und Besuche herüber und hinüber erhielten die wechselseitigen Beziehungen und gemeinschaftlichen Erinnerungen lebendig. Alle Augenblicke konnte man hören, daß ein junger Landauer aus angesehenem Hause mit einer Straßburgerin sich verlobt, irgendein französischer Kapitän aus einer der nahen Grenzfestungen sich mit einem reichen und anmutigen Mädchen aus dem schönen Damenflor der Stadt versprochen habe. Der Bräutigam erschien dann gewöhnlich bald darauf in voller Paradeuniform, und seine roten Hosen waren fast den ganzen Tag auf der

Straße zu sehen. Während er es aber mied, sich uns zu nähern, sah man ihn unter den Bürgern überall Bekannte grüßen, und die Zahl der später bei der Hochzeit geladenen Gäste war immer eine stattliche.

Paris galt damals dort für arm und reich noch immer als das wünschenswerteste Reiseziel, und unter Hunderten fand sich kaum einer, der noch nicht seine von Jugend auf genährte Neugier einmal in seinem Leben, wenn auch nur flüchtig, befriedigt hätte. Vorzüglich das Napoleonsfest übte eine starke Anziehung, und die an der Seine geschauten Wunder und Herrlichkeiten bildeten dann für den Winter den hauptsächlichsten Stoff der Abendunterhaltung an allen Wirtstischen, wo immer Zechende, ohne Unterschied des Standes und Vermögens, in republikanischer Gleichheit beisammensaßen. Auch französische Zeitungen wurden vielfach gehalten, und mit Aufmerksamkeit wurden die Zustände und politischen Verhältnisse im neuen Kaiserreiche verfolgt und erörtert. Während des italienischen Krieges erhöhte sich diese Teilnahme natürlich noch mehr, und der Erfolg der französischen Waffen führte sogar zu einigen kleinen Demonstrationen, die einem Deutschgesinnten, deren es — zur Ehre der Stadt muß es bekannt werden — unter den Eingeborenen überwiegend viele gab, höchst wunderlich erscheinen mußten. Die im Herzen Französischen trugen damals die Köpfe höher noch als sonst. Auch die Sucht, den guten deutschen Namen durch irgendein Anhängsel oder auch durch die Aufsetzung eines Akzentes zu verderben, zeigte sich damals noch im Gebrauch, wie eine Reihe pompöser Gewerbeschilder in allen Gassen bekundete; die Vornamen vollends waren noch häufiger korrumpiert: man las nur Jean, Jacques, Louis, François, Baptiste usw.

Die Straßen, Plätze und Gebäude der kleinen und keineswegs besonders ansehnlich gebauten Stadt — euphemistisch das kleine Paris genannt, wie hinwiederum das zur Stadtgemeinde gehörige Dorf Aurichheim „Le petit Landau“ hieß — führten alle neben ihrem deutschen Namen noch den alten französischen, obgleich dieser längst an den Ecken und über den Toren weggeputzt oder übertüncht war. Der Parade-, auch Max-Josefsplatz, hieß „Place d'armes“, eine unserer Kasernen „Le quartier blanc“. Den Festungswerken, mit denen bei ihrem geringen Umfang und von altersher die Bürgerschaft fast ebenso vertraut war als wir, war aus Respekt für deren Schöpfer wohl, den

berühmten Ingenieur Vauban, die ursprüngliche Bezeichnung meist auch durch die deutsche Militärverwaltung erhalten worden, und die Ausrüstung und Armierung derselben wies noch eine erkleckliche Sammlung von Gegenständen aus dem von Frankreich übernommenen Material auf. Über den beiden Toren der Festung, die sich jeden Abend zur streng eingehaltenen Stunde schlossen, war noch das französische Steinwappen sichtbar und darüber ein mächtiges Sonnenhaupt, das Sinnbild Ludwigs XIV., des Wiedererbauers der von seinem Vorgänger schon dem Deutschen Reiche tückisch entrissenen Feste. Dazu prangte die stolze Devise des eitlen Königs: „Nec pluribus impar!“ noch immer über den drei Lilien des bourbonischen Hauses.

Aber auch wenn man das Innere der ihren mittelalterlichen Ursprung kaum spurweise noch verratenden ehemaligen deutschen Freien Reichsstadt — häufige Brände hatten ihr Aussehen im Laufe der Zeit gründlich verändert — einer Musterung unterwarf, so begegnete man noch vielfachen Reminiszenzen an ihre unter Frankreichs Herrschaft erlebte neuere Geschichte. Vor allem bemerkbar machte sich da eine auf dem Türmchen der sogenannten Karthause, einem ehemaligen kleinen Mannskloster, das gegenwärtig als Zeughaus dient, angebrachte, über alle Dächer frei in die Luft aufragende riesige Jakobinermütze, aus starkem Blech gefertigt, die noch immer von den Tagen der großen Revolution und dem Jubel, womit sie auch hier begrüßt wurde, Zeugnis gibt. Sie ist zu einer Art von Wahrzeichen für die Stadt geworden, die ihrem berechtigteren Stolze auf die Glanzmomente ihrer frühen deutschen Vergangenheit in leicht vergeßlichem Sinne entsagt hatte, ihren heiligsten Gefühlen entfremdet durch die lange, unnatürliche Verbindung mit einer fremden, innerlich ärmeren, aber durch zahlreiche glänzende Eigenschaften bestechenden Nation. Daß diese Anhänglichkeit und äußerliche Verschmelzung gleichwohl erst spät bei den letzten Generationen, die unter der Fremdherrschaft geboren wurden, Platz gegriffen hatte, dies läßt uns auch hier ein Rückblick auf die Schicksale der kleinen Stadt im vorigen Jahrhundert schließen. Sieben Belagerungen von seiten der verschiedensten Armeen hatte sie in diesem Zeitraume allein zu bestehen, und stets hatten ihre Bürger aktiven Anteil an der Verteidigung genommen, die mehrmals eine äußerst hartnäckige und heroische war. So mußte ein starkes Selbstbewußtsein sowie das Gefühl der Zugehörigkeit

zum neuen Vaterlande trotz mannigfacher Zurücksetzung und Bedrückung von dessen Seite allmählich und zumal gegenüber dem Mangel an jedem Nationalsinne bei den früheren Volksgenossen erwachen und sich ausbilden. Verbindet doch die Menschen gemeinsam ertragenes Leid viel stärker als vereint genossenes Glück, daher es auch erster Grundsatz eines alte Gebiete zurückerobernden Volkes sein muß, die widerstrebenden Brüder nicht bloß durch ausgesuchte Freundlichkeit und jede mögliche Berücksichtigung ihrer Interessen, dahinter oft nichts als List und Falschheit gesucht wird, zu fesseln, sondern vielmehr noch durch rasche und innige Verkettung ihrer Geschicke mit denen der übrigen, lange schon miteinander verbundenen Reichsteile auch in Ertragung der gemeinsamen Gefahren, Bitternisse und Widerwärtigkeiten. Die in den nationalen Verband neu aufgenommenen Stammverwandten müssen am Leben der Nation in vollem Umfange teilnehmen, die Gegenstände des Hasses und der Abneigung müssen die gleichen werden; so entsteht auf negativem Wege die Liebe von selbst. Aus dem Sinne der im Jahre 1815 von uns zurückgewonnenen Bevölkerungen sind die französischen Traditionen rasch wie ein Traum entwichen, und nur an gewissen Orten fand unter dem Einflusse ungünstiger Verhältnisse eine Ausnahme statt. Aber auch hier konnte nur von einem Fortvegetieren der eingeimpften Ausländerei, nicht aber von einer lebendigen Triebkraft mehr die Rede sein. Ihr Träger blieb das ältere Geschlecht; die Jungen zwitscherten schon anders, als die Alten gesungen. Die Folge davon war, daß sich diese vereinsamt und teilweise selbst unbehaglich inmitten ihrer andersdenkenden Nachkommenschaft fühlten; daher sonderten sie sich, wo es ging, ab und schmollten, abseits stehend und die neue Richtung der Zeit beklagend, die sie nicht verstanden.

Diese Unversöhnlichen zu beobachten, hatte ich auch in Landau vielfache Gelegenheit. Allabendlich im Winter und Sommer versammelten sich in einem der ältesten Gasthäuser eine Zahl eisgrauer Stadtveteranen, der letzte Rest der stolzen Citoyens. Jeder Ankommende begrüßte die schon Anwesenden mit einem lauten: „Bonsoir, messieurs!“ — weder Wirt noch Gäste sprachen ein deutsches Wort untereinander. Die Konversation ward meist leise gepflogen mit Rücksicht auf die übrigen Gäste, vornehmlich auf solche aus dem Militärstande. Unsere Gegenwart schienen die Alten zu scheuen, oder sie taten

stets so, als bemerkten sie uns nicht. Dabei war man bei zufälliger Berührung doch gegenseitig rücksichtsvoll und beobachtete genau die Regeln der Höflichkeit. Nur wenn wir wieder unter uns waren, fielen häufig gereizte und unmutige Äußerungen, und Vorschläge, das Gastlokal zu wechseln, wurden von den Heißblütigen gemacht. Die Lust, den unwirschen Silberhaarigen einmal einen Schabernack zu spielen, regte sich in manchem.

Und doch, wenn man sie so betrachtete, wie sie unter sich beim Glase Wein friedlich beisammen saßen mit ihren ernsten, fast feierlichen Gesichtern, meistenteils schweigsam und unbeweglich, manchmal aber lebendiger noch, als wir selbst es waren, konnte man ihnen nicht ernstlich böse sein. Der lange Tisch, von einem schneeweißen Tischtuche überdeckt, von dem sich die Schatten des geflochtenen Brotkorbes und des Trinkgerätes sowie die Silhouette der darüber schwebenden Öllampe abhoben, hatte etwa für ein Dutzend dieser meist stillen und durch das Alter dazu noch zusammengeschrumpften Gäste bequem Platz, ja, auch die Dreizehnzahl, zu welcher der Tod, mit unsichtbarer Sense immer einen berührend, hintritt, mochte da manchmal schon, wie durch die Laune des Zufalls zusammengebracht, dämonisch erschienen sein und nicht gar lange darauf ihre Weissagung erfüllt haben. So war vielleicht das letzte halbe Hundert allmählich zusammengegangen, und aus dem Gläsergeklirr, wozu die Tische, an denen wir Fremdlinge saßen, sonst ihr mächtig Teil beigetragen, war ein leise klingender Ton der traut angestoßenen Spitzgläser geworden. Der Trinkspruch aber wurde seit langem nicht mehr gesprochen, sondern nur noch gedacht. Wie er lautete, wußten wir wohl; die scheuen und doch lebhaften Blicke, womit die Alten uns manchmal betrachteten, verrieten ihn uns. Aber auch im übrigen war ihr Gespräch stets ein, wie gesagt, halb heimliches, vorsichtiges, obgleich sie wußten, daß die wenigsten unter uns sie belauschen mochten oder konnten. Manchmal nur rückten sie die Stühle zusammen und nickten, den Redenden betrachtend, einander mit den Köpfen zu. Da war wohl von der Feier der Aufrichtung der längst verschwundenen Freiheitssäule (von dem Volksmund das „Jaköble“ genannt) auf der Place d'armes die Rede, oder von dem Tage, da sie davor den Schwur auf die Konstitution von 1791 geleistet, oder von jenem anderen, da sie eben dort, angesichts einer wieder drohenden Belagerung, gemeinsam mit der Gar-

nison schwuren, die Gefahr brüderlich zu teilen, standhaft zu ertragen und ihre Festung mit Gut und Leben zu verteidigen. Wie sie die Marseillaise begeistert angestimmt, erzählten sie, nachdem der Patriot und katholische Pfarrer vor dem Bilde der Göttin der Freiheit eine ergreifende Ansprache gehalten. Ihre Phantasie zauberte sie in die Uniform als Nationalgardisten zurück, deren Überbleibsel (der dreispitzige Hut mit der dreifarbigen Kokarde, das Wehrgehänge und der frackartige lange Rock von blauem Tuch und rot ausgeschlagen) sie zu Hause wohl noch aufbewahrten, pulvergeschwärzt und abgenutzt durch den Gebrauch während der Belagerungen und überdies von Moder und Motten fadenscheinig gemacht und halb zerstört. Mit Ingrimm aber gedachten sie des späteren Tages, da sie die dazu gehörige Armatur den Bayern ausliefern mußten, die damit ihr Depot im Zeughause bereicherten. An einem anderen Abend unterhielten sie sich stolz über ihre erprobte republikanische Bürgergröße und brüsteten sich damit, daß ihre Stadt beinahe die einzige in der ganzen Republik war, die gegen die Übertragung des Kaisertitels an den Bonaparte gestimmt hatte. Aber der Nationalgardist, welchen sie gleichwohl bald darauf als Repräsentanten nach Paris zur Krönung Napoleons geschickt, und der jener gekrümmte Alte war, der erst in seinem Sarge wieder die sechs Fuß messen wird, die er einst vor der Rekrutierungskommission des Departements du Bas-Rhin zur Schau getragen, er ballt die Faust und ist der einzige in der Opposition. Von ihm stammt die noch vorhandene Nachbildung des kaiserlichen Grabes auf St. Helena, das, mit Trauerweiden überhangen, melancholisch aus einem Winkel im tiefen Festungsgraben heraufschimmert. Seine beredten Worte finden endlich doch Beifall; er erinnert die Tafelrunde an die letzte glorreiche Verteidigung der Festung und an die rühmliche Tatsache, daß Landau auch nach der verlorenen Schlacht von Waterloo sich noch über zwei Monate gehalten, bevor es die bourbonischen Lilien aufgesteckt und dem Feinde seine Tore geöffnet. Daß der große Kaiser die Schwachheit gehabt, der Stadt, solange er regiert, ihr anfängliches Mißtrauen gegen ihn nachzutragen, und daß er daher niemals ihre Mauern betreten, sondern stets nur bis an die Wälle herangeritten und dann umgekehrt, einmal aber dieselben sogar als eine allgemeine Latrine angesehen — diese Unfreundlichkeit legten sie sich bald vorwurfsvoll, bald lustig

aus, je nachdem das politische Leben des schlecht beleumundeten Zäsaren oder die militärischen Großtaten des gewaltigen Imperators den vorausgegangenen Gesprächsstoff ausgemacht hatten.

So verträumten und verplauderten diese Lobredner der guten alten Zeit die langen Abende unter sich, und sicher waren einige unter denselben, die an eine Rückkehr derselben in naher Zeit glaubten und an dieser Überzeugung bis an ihr Lebensende festhielten. Lebt doch der Mensch in gewissem Sinne auch im Alter in seiner Jugend fort, und um so eingesponnener in den Traum oft, je mehr sich die Zustände zwischen heute und einstmals geändert haben, und je mehr ihn daher die Wirklichkeit zu belehren geeignet wäre, daß Wünsche sich seltener erfüllen als Befürchtungen. Aber Verbitterung und Groll erhalten auch jung, ebenso wie Liebe und Begeisterung. So war es auch bei diesen Unversöhnlichen. Ihre Augen blitzten desto mehr, je weniger der Mund sprach, wenn sie aber auf die Gegenwart oder überhaupt auf die Zeit des neuen Regimentes zu reden kamen, so wurden sie so leise, daß auch der Horcher sie nicht mehr verstehen konnte.

Als ich nach Jahren wieder nach Landau kam, da saßen des Abends nur noch drei von allen in der trauten Stube, die mir nun auch frohe und wehmütige Erinnerungen weckte, und als ich Anno 1870 auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze die kleine deutsche Festung wieder berührte, an dem Tage gerade, da der ungewisse Kanonendonner von Weißenburg aus der Ferne herüberhallte, da wartete ich vergebens des Abends dort in der Taverne auf die beiden letzten Zecher oder gar auf den allerletzten. Entweder war er nun auch schon tot, oder er schämte sich, auszugehen. Wenn er auch gelebt und den brausenden Siegesjubel vernommen, der sich unter seinen Fenstern dahinwälzte, die Klänge der „Wacht am Rhein“, die endlosen Hochrufe auf das deutsche Vaterland und das deutsche Heer, so mag er sich wohl zugerufen haben: „Wachte ich, oder träumte ich die ganze Zeit?“ Vielleicht hat er aber doch den scheidenden Enkel, der als Freiwilliger in den Krieg zog, die Hände auf das blonde junge Haupt gelegt und zu ihm laut gesprochen: „Zieh hin und kämpfe für das Vaterland! Siege! Was Deutsch redet, das muß auch Deutsch werden und bleiben immerdar. Unseren Vettern im Elsaß sage meinen Gruß und dies: Gott sei bei den Deutschen. Amen!“

Vielleicht sprach er so; wir wollen es hoffen.

Der Eremit von Gauting.

Zum erstenmal veröffentlicht in der Wiener „Neuen Freien Presse“ (1875).

Noch im Anfang der fünfziger Jahre sah man in den Straßen Münchens zuweilen einen eigentümlichen Aufzug. Hinter einem reichbetreßten Vorreiter erschien in einer von sechs kleinen langhaarigen Steppenpferden gezogenen zinnoberroten Kutsche ein seltsam kostümierter ritterlicher Greis. In weißem Bärenfell, eine Zipfelhaube über den Kopf gezogen, den Schleppsäbel an der Seite und ein paar Pistolen in dem als Gürtel dienenden Seidenschal, saß er da, unaufhörlich aus einer Holzpfeife rauchend. Ein gebleichter, bis auf die Brust herabwallender Bart gab ihm ein ehrwürdiges Aussehen. In den scharfgeschnittenen Zügen des gelben, vieldurchfurchten Gesichtes waren Intelligenz und Entschiedenheit zu lesen. Die grauen, stechenden Augen verliehen ihm einen unheimlichen, düsteren Ausdruck. Den Zug, den wieder ein Jockei zu Pferde beschloß, kannte jedermann. „Der Eremit von Gauting,“ raunte man höchstens dem verblüfft dastehenden Fremden zu. Aber noch betroffener war dieser, wenn er in dem damals viel besuchten Gasthof „Zum schwarzen Adler“ dem dort Abgestiegenen im Hausflur oder gar an der Table d'hôte begegnete. Ein kurzer altdeutscher Samtrock, der über und über mit Ordenssternen in riesigem Format besät war, und an welchem auch die Knopflöcher alle mit bunten Bändern prangten, bocklederne Stiefel mit Quasten, die mit einer bis unter die Arme reichenden Hose die Beinbekleidung bildeten, machten ihn auffallend genug erkennbar. Gleichwohl war der wunderliche Anzug das am wenigsten Merkwürdige an diesem absonderlichen Manne; seine Abenteuer, Schicksale waren die eigentümlichsten. Sie hatten ihm einen Weltruf verschafft, und heute noch ist sein Name nicht ganz vergessen.

Theodor Maria Freiherr von Hallberg-Broich, geboren 1768 auf dem Rittersitze Broich im damaligen kurbayerischen Herzogtum Jülich, entstammte einer alten begüterten Familie, deren Stammbaum mit ihm erloschen ist. Schon in früher Jugend verriet sich seine seltsame Gemüts- und Denkart, seine unruhige, unlenksame Natur, sein Hang zum Abenteuerlichen und Ungewöhnlichen. Sein Betragen führte bald zu einer Katastrophe. In Köln, wohin er auf das Gymnasium geschickt worden war,

wirft er einem Lehrer, der in einem Vortrage über allgemeine Weltgeschichte Karl den Großen einen Räuber nennt, sein dickstes Buch an den Kopf, läuft aus der Schule und verdingt sich auf ein Schiff, das ihn nach England mitnimmt. Kaum angelangt, gerät der zwölfjährige Schiffsjunge mit seinem Kapitän in Streit, entflieht und verbirgt sich unter dem Deck eines Kauffahrers, der im Begriffe steht, nach Triest zu segeln. Hier bestimmt ihn ein Offizier, nach Wien zu gehen und in die österreichische Armee einzutreten. Weil er aber nicht gleich Offizier wird und dazu in einen ärgerlichen Liebeshandel sich verwickelt sieht, quittiert er als Kadett den Dienst und kehrt an die Ruhr in das elterliche Haus zurück, wo er mit offenen Armen aufgenommen wird. Nun kauft ihm sein Vater selbst vom Kurfürsten von Köln eine Leutnantsstelle in dem zu Jülich stationierenden Regimente. Mit Eifer widmet sich der feurige Jüngling diesem ihm zusagenden Berufe und verbringt von den sechs Jahren, die er dient, drei lernbegierig in Metz auf der Militärakademie mit ausnahmsweiser Genehmigung seines Kriegsherrn. Mannigfache Reisen unterbrachen jedoch diese Studien. Der Tod des alten Freiherrn, der nur zwei Söhne hinterließ, machte ihnen vollends ein Ende. Als freier Burgherr kehrte der junge Edelmann auf den Ahnensitz zurück.

Bald machten ihn seine Sonderbarkeiten zum Gerede der ganzen Gegend. Er ging in Lumpen gehüllt wie der ärmste Bettler; dabei waren die Löcher seines Flauses alle mit Siegellack verpappt, darauf das Familienwappen petschiert war. Gastlich und in heiteren Kreisen gern gesehen, schwand ihm ein frohes Jahr vorbei. Aber bald erwachte der Reisetrieb bei diesem müßigen Stillesitzen nur um so mächtiger in ihm; er rüstete sich, die Welt zu sehen. Eines Tages verließ er sein Schloß und tauchte in kurzem in London auf, von wo er weiter die halbe Welt durchzog. Der skandinavische Norden, Rußland, die Türkei, Kleinasien, Griechenland, Italien, Afrika, Spanien wurden von ihm in Saus und Braus durchmessen, und erst als der Beutel allzu leicht geworden war, gab er den Bitten der sehnsüchtigen Mutter Gehör. Auf die Übersättigungen der Reise schien das Landleben auch wirklich längeren Reiz für ihn zu behalten. Wenigstens hörte man einige Jahre nichts von dem verschollenen Weltfahrer. Aber der Ausbruch der französischen Revolution und das Erscheinen der französischen

Armee am Rhein machten der Idylle bald ein Ende. Der Gedanke an eine allgemeine Volksbewaffnung, der in einer schlaflosen Nacht in ihm aufstieg, ließ ihm keine Ruhe mehr. Da der Kurfürst von Köln auf seine Vorschläge nicht einging, begab sich der Aufwiegler in Person nach Wien. Dort wurde er jedoch, statt in den Kriegsrat geladen zu werden, in den Narrenturm gesperrt. Als gebessert entlassen, wendet er sich alsbald mit ähnlichen Projekten nach Konstantinopel, und da ihm auch hier der Plan mißglückt, nach Ägypten und weiter nach Italien, überall von den Spionen Bonapartes umgeben. Endlich wieder heimgekehrt, wird er denn auch kurz nach seiner Trauung in der Nacht von Soldaten überfallen und nach Paris abgeführt, wo er nach längerer Haft erst infolge der Anstrengungen seiner aufopferungsvollen Gemahlin, die vor Napoleon einen Kniefall tut, losgegeben wurde. Doch die schlimmen Erfahrungen hatten im mindesten nichts gefruchtet. Ungesäumt nach der Rückkehr schiffte er sich nach Tunis ein, wo er den Bey wirklich zu überreden verstand, sechstausend Mann unter sein Kommando zu stellen, womit er ihm ganz Italien zu erobern versprach. Auf dem Gipfel des Glückes aber kehrte sich plötzlich alles wider ihn. Verbannt, wollte er nach Griechenland flüchten, als ihn die Engländer auf der See abfingen und nach London führten, wo er nunmehr in dem Verdachte, ein französischer Spion zu sein, eine lange Haft zu bestehen hatte.

Als er, glücklich befreit, als müder Pilger vor seinem ererbten Schlosse stand, rollten die lauten Donner des Krieges wider den fremden Usurpator durch die heimatlichen deutschen Gaue. Alsbald bot er Preußen seine Dienste an, und in diesem Falle nicht abschlägig beschieden, begann er den Landsturm zwischen Rhein und Maas in tatkräftiger Eile zu organisieren. Seine junge Frau als Adjutant zu Pferde hinter sich, ritt er von Dorf zu Dorf und befeuerte die schlecht bewaffneten Scharen. In kurzer Zeit standen die Bataillone wie aus dem Boden gestampft da. Die Ereignisse folgten einander indes auf den Schlachtfeldern so rasch, daß die kriegerische Probe diesem irregulären äußersten Aufgebot fast ganz erspart blieb. Aber dem General fehlte die Anerkennung gleichwohl nicht. Nach der Einnahme von Paris ward ihm die Leitung der Generalpolizei aller verbündeten Armeen übertragen, und ein russischer wie preußischer Orden wurden ihm zuteil. Aber diese Aus-

zeichnungen wollten dem Manne nicht gefallen. Den Roten Adlerorden dritter Klasse sandte er einfach zurück, weil ihn auch französische Beamte des Rheinlandes erhalten hätten. Im stillen hatte er geträumt, für seine Taten mit dem Herzogtum Jülich oder Berg belohnt zu werden. Seine Verstimmung äußerte sich bald noch deutlicher, indem er eine satirische Flugschrift mit dem Titel: „Das politische Kochbuch oder die vornehme Küche für Leckermäuler und Guippons", das er mit seinem Bruder in einer Nacht verfaßt hatte, in seiner den Rumor liebenden Weise ausgehen ließ. Da er sich als Verfasser bekannt hatte, mußte er außer Landes fliehen, doch wohl nicht zu seinem besonderen Verdruß; denn wieder war sein unruhiger Geist von einem neuen Unternehmen schwanger. Als Kronprätendent erschien er nämlich in Stockholm, wo er dem mißvergnügten Adel eine Wiederherstellung der Herrschermacht des Hauses Wasa, dem er vorgeblich verwandt war, in seiner Person vorschlug und 30 000 Mann auf Rechnung dieses Hauses anzuwerben sich erbot. Seine Ausweisung war die einzige Maßregel, welche die nicht allzu bestürzte Regierung Bernadottes nach Entdeckung der Umtriebe über ihn verhängte.

Der überall gescheiterte Projektenmacher wendete sich nunmehr nach Bayern, dem sprichwörtlichen „Probierlandl". Im Besitz eines ihm daher verliehenen Ordens wurde es ihm leicht, bei Hofe Zutritt und Einfluß zu gewinnen. Seine Seltsamkeiten, welche sich dem Herkommen doch auch wieder in geschickter Weise anzupaßen wußten, machten dem jovialen König Max I. Spaß (Ludwig duzte Hallberg) und erhöhten dabei doch den Respekt vor ihm als der Erscheinung eines extravaganten Genies.

Bei Gauting, im Mühltale nächst Starnberg, unfern der berühmten Reismühle, Karls des Großen sagenhafter Geburtsstätte, kaufte der rasch Eingebürgerte ein kleines Ökonomiegut, von dem er seinen vielgenannten Zunamen herleitete. Hier bildete sich aber auch sein paradoxes Wesen zur höchsten Vollkommenheit aus. Die Häuslichkeit des Freiherrn war die einfachste und auffälligste zugleich, die man sich denken konnte. Die Zimmer, welche nichts als ein paar rotangestrichene Tische, Bänke und Stühle enthielten (das Bett des Freiherrn bestand aus einer auf den Boden gebreiteten Wildschur), boten an ihren Wänden das merkwürdigste Aussehen. Landkarten, Theater-

zettel, Festungspläne, Todesanzeigen, Karikaturen, Visitenkarten waren allenthalben darauf geklebt. Die leer gebliebenen Mauern bedeckten die aufgemalten Figuren volkstümlicher Männer, eines Hanns Dollinger, Hainz vom Stein, Götz von Berlichingen, denen er die lebensgroßen Bildnisse der reisenden Naturforscher Spix und Martius beigesellte. Später ließ der wunderliche Kauz die feuchten Zimmerwände täfeln und auf jedes Quadrat mit Goldschrift einen berühmten Namen anbringen; und da er nicht zu wählerisch dabei verfuhr und die Münchener Tagesgrößen nicht vergaß, so zog er aus einem Werke der Torheit den größten Nutzen. Jeden Morgen pflegte er eine dieser Größen für den Tag als Vorbild zu wählen und sie in seinem ganzen Betragen nachzuahmen. Gäste sah er gern und viele bei sich, aber die Bewirtung derselben war für gewöhnlich eine mehr als kärgliche, und nur Wasser wurde in Menge herumgereicht; am Schluß jedes Gastmahls bot der Wirt den Eingeladenen die Rippen und Blätter der selbstgebauten Bauerntabakstaude ungebeizt dar. Käfige mit allen Gattungen Vögeln, sodann solche für Füchse, Marder und Iltisse waren allerorten, namentlich im Hofraum, aufgestellt. Alle Tiere, wilde und zahme, trugen Namen.

Der Freiherr hatte zwei Kinder, die beide jung gestorben sind. Seinen wackeren Sohn haßte er wegen eines Auswuchses am Rücken, der ihn unfähig machte, nach dem Wunsche des Vaters Kavallerist zu werden, und bis zu dem Grade ging seine unnatürliche Härte, daß er die Begräbniskosten für denselben zu bezahlen sich weigerte. An der Tochter dagegen, einer wunderbar schönen Blondine, hing er mit schwärmerischer Zuneigung. Wie ihre körperlichen, so waren auch ihre Geistesanlagen die schönsten. Sie hatte eine große Vorliebe für Pflanzen- und Tierkunde, und ihr Gefühl für Tiere war ein so unbefangenes, daß sie auf ihren Exkursionen Nattern mit freien Händen einfing und Kröten und Blindschleichen in die Schürze nahm. Ihr Mut wie ihre keusche Schüchternheit bezauberten gleichermaßen. Eine verwegene Reiterin, umritt sie an einem Oktoberfeste dreimal mit der gewöhnlichen Renngesellschaft die Festwiese und blieb stets die erste. So liebevoll der starre Mann gegen dieses liebliche Naturkind sich betrug, so hart war er gegen seine schöne und treffliche Frau. Vor allem bewachte er sie mit einer grausamen, durch nichts gerecht-

fertigten Eifersucht. Er hatte ihren frühen Tod auf dem Gewissen. In einem Anfalle von Zweifelwahn befahl er derselben, wenn sie ihn lieb habe, vom ersten Stockwerke vor seinen Augen sich herabzustürzen. Die stumme Dulderin gehorchte auf der Stelle; scheinbar unversehrt gelangte sie zur Erde, aber bald zeigten sich die Folgen des Sprunges, und kaum ein Jahr darauf war die edle Frau tot. Aber auch Unbilden anderer Art hatte sie von dem selbstsüchtigen Tyrannen zu erdulden gehabt. Einmal fand die verwitwete Herzogin von Leuchtenberg, die auf Besuch kam, die Freundin in den Taubenkobel von ihrem Gatten eingesperrt, und entrüstet befreite die Prinzessin eigenhändig die Gefangene aus der engen, schwülen Haft, worin sie den Tag über geweint und gehungert hatte. Auch an Entbehrungen und Strapazen hatte sie oftmals teilzunehmen. Mit den beiden Kindern mußte sie einer Fußreise nach Rom zum Papste sich anschließen, der den Eremiten auffallend auszeichnete und ihm den Orden vom goldenen Sporn mit dem Rechte verlieh, ihn auch an andere zu verleihen, was nun in reichem Maße und ohne Ansehen der Religion geschah. Seit diesem Gnadenempfange pflegte der Freiherr auch für das Gesinde in der Hauskapelle jeden Sonntag die Messe in prächtigsten Gewändern zu lesen.

Aber noch einmal sollte der unstete, zerfahrene Mann sich den Menschen nützlich machen. Aus eigenem Antriebe legte er dem König Max den Plan zur Trockenlegung und Kultivierung des großen Erdingermooses am rechten Ufer der Isar, nahe bei Freising, vor. Der Gedanke fand den Beifall des leutseligen Monarchen, und eine dreihundert Morgen umfassende Moorfläche nebst dem alten Schlößlein Birkeneck wurden dem Kultivator schenkungsweise überwiesen. Die Ansiedlung, meist aus Pfälzern und Badensern bestehend, erhielt später durch König Ludwig den Namen Hallbergmoos; sie besteht noch heute, wenn auch nicht eben in blühendem Zustande. Es ist merkwürdig, daß Generale von dem Schlage dieses einstigen Landsturmkommandanten so gern auch diesen Geschäften friedlicher Eroberungen sich hingeben. Wer denkt nicht an Garibaldi? Aber auch die Liebhaberei, zu schriftstellern, war ihm eigen. Er war ein reger Mitarbeiter an unterschiedlichen, längst eingegangenen Münchener Tagesblättern. Ein reiches, aber ungeordnetes Wissen und noch reichere Lebenserfahrungen befähigten ihn dazu. Sein

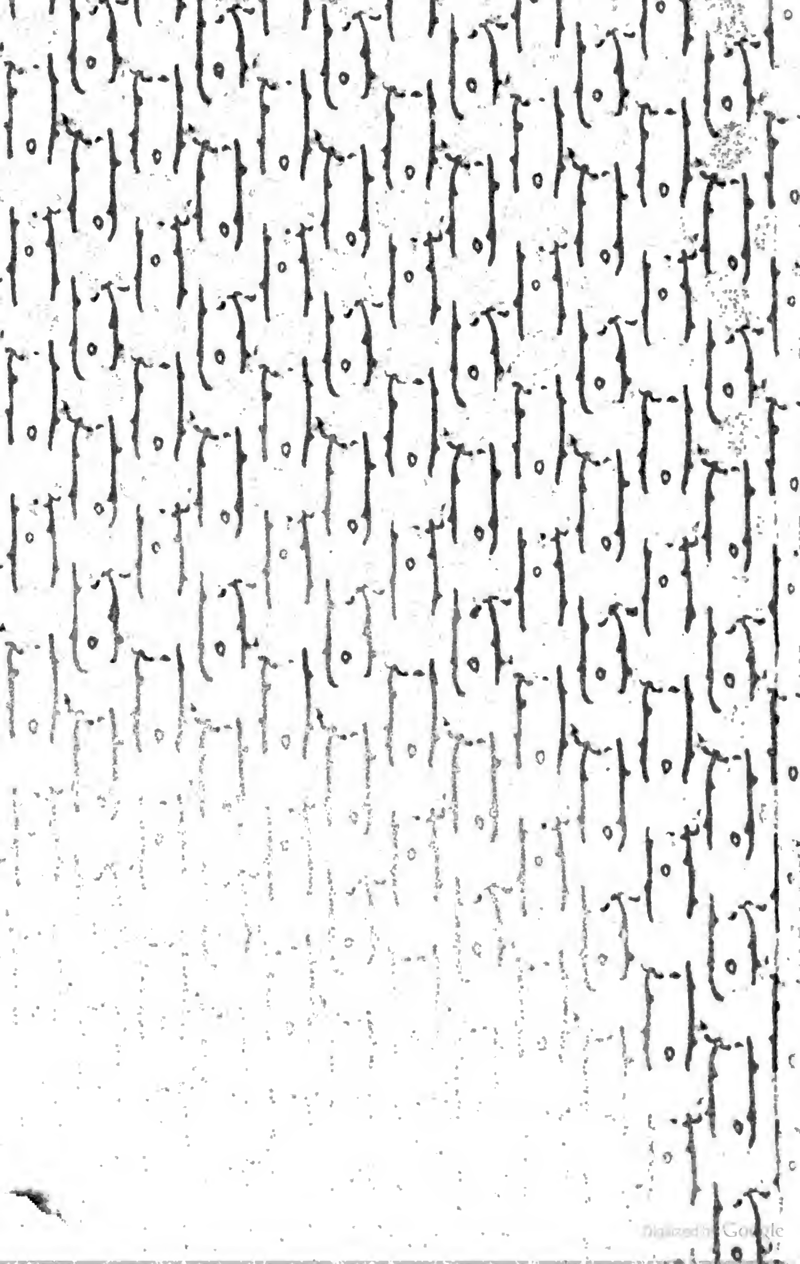
barocker, unklarer, überladener Stil war ein treuer Spiegel seiner Persönlichkeit. Orthographie war ihm eine fremde Sache. Auch größere Werke entflossen seiner schreibseligen Feder, von welchen das bekannteste sein Reisebuch: „Deutschland, Rußland, Kaukasus, Persien“ ist — ein Quodlibet bunter Einfälle und zusammenhangloser Nachrichten. In einem dieser Elaborate, „Der Soldat“ betitelt, machte er allen Ernstes den Vorschlag, die Rechtspflege den Juristen zu entziehen und den Soldaten zu übergeben, die, weil ungelehrter, auch weniger spitzfindig, sich gerechter als jene erweisen würden. Seine Devise hieß: „Omne solum forti patria!“

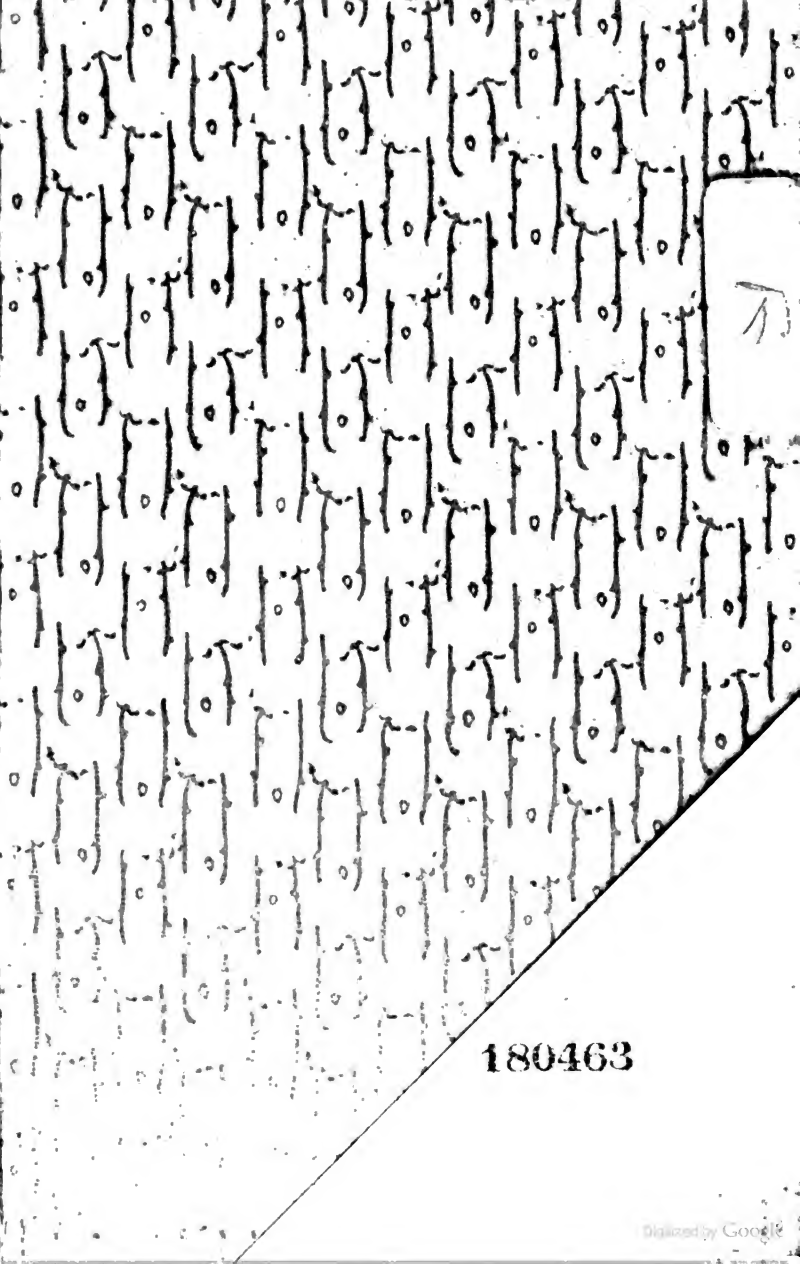
Getreu diesem Wahlspruche, machte sich der, wie es schien, endlich festsitzende Abenteurer nach der übereilig betriebenen Verheiratung seiner Tochter, und nachdem er Schloß Birkeneck mit allem Grundbesitz an den Staat verkauft hatte, neuerdings auf den Weg, um sein Eldorado aufzusuchen. Zuvor war er mit der Idee, die toskanischen Maremmen auszutrocknen, beschäftigt gewesen, ohne aber die nötige Unterstützung zu finden. Ein Ausflug nach Oberitalien verdient gleichfalls noch flüchtige Erwähnung. Der Eremit hatte ihn lediglich zu dem Zwecke unternommen, dortselbst Eselinnen einzukaufen. Eigenhändig trieb er denn auch die erlesene Koppel über den Brenner durch Tirol nach München, in seinem ordenbesäten Habit allerorten das größte Aufsehen erregend.

Zu Fuß, nur ein Hemd in der Tasche, brach er endlich nach seinem Reiseziele Algier auf, das damals die Augen aller Welt auf sich zog. Seine Abwesenheit währte indes nicht lange; er kehrte mißvergnügt an den Herd seiner Einsiedelei zurück, aber nicht auf gar lange Zeit. Als siebzigjähriger Greis nahm er noch einmal den Wanderstab in die knöcherne Hand, um nach einem noch entlegeneren Lande, nach Persien, zu wallen. Unter unsäglichen Mühsalen und Beschwerden langte er in Teheran an und stellte sich dem Schah als außerordentlicher Gesandter Bayerns vor, dessen Beherrscher ihn mit der Abschließung eines Schutz- und Trutzbündnisses betraut habe. Dabei machte er dem leichtgläubigen Sohne der Sonne die wirksamsten Beschreibungen von dem Reiche Bayern, dessen Gebiet kaum in hundert Tagen zu durchmessen sei, und dessen Bewohner er als übermütige Halbriesen schilderte. Hocherfreut begnadete der geschmeichelte Souverän den willkommenen Botschafter mit den Insignien des

Sonnen- und Löwenordens und ernannte ihn zum Sertib, was so viel als General bedeutet. Aber auch hier hatte die Herrlichkeit bald ein Ende. Körperlich elend und halb erblindet, stellte sich eines Tages der Sertib in München seinen nicht eben sehr überraschten Freunden im Café Tambosi wieder vor.

Die Sonne dieses eigentümlichen Heldentums neigte sich ihrem Untergange zu. Aber noch einmal flammte sie auf. Hallberg erließ in den Zeitungen einen Aufruf, worin er zu einer gemeinsamen Auswanderung nach Amerika, dem Lande der Freiheit und Hoffnung, alle Europamüden einlud. Diese windige Lockung blieb indessen ohne alle Berücksichtigung; die Zeit der Erfolge war vorüber. Ruhelos trieb sich jetzt der haltlose Greis von Ort zu Ort in Bayern umher, bis er endlich in der Nähe von Landshut das alte halbverfallene Schloß Hörmannsdorf erwarb, auf dem er, vergessen von der Welt, deren eitle Freuden und Ehren er nur allzu sehr geliebt hatte, nach jahrelangem Siechtum im Alter von dreiundneunzig Jahren sein seltsames Dasein beschloß. Die kleinen Kanonen, welche er einem nahen Dorfe geschenkt hatte, donnerten dem alten Landsturmgeneral den letzten Gruß ins einsame Grab.




180463

